

DAS ARGUMENT 150

Lehrstunde: Wissenschaft und Politik	172
Dorothee Sölle: Eindrücke aus Nicaragua	178
Helmut Ridder: Trauern oder feiern? Oder?	181
Ruth Rehmann: Mai '45	184

Liebes-Verhältnisse

Erica Carter	
Happy-End und Kalter Krieg	188

Michael Gross und Mary Beth Averill	
Patriarchale Mythen in Evolutionstheorien	204

Georges Duby	
Frauen und die Feudale Revolution	219

* * *

Jutta Brückner: Seh-Verhältnisse	229
---	-----

Arno Klönne: Bündische Jugend und Nationalsozialismus	232
--	-----

Argument und DKP

Karl-Ernst Lohmann: Vergessen lernen, sich verrückt erinnern	239
---	-----

Karl-Heinz Götze: Orthodoxer Ex-Kommunismus	248
--	-----

<u>Intervention: Nationalrevolutionäre (M. Weingarten)</u>	252
---	-----

<u>Kongreßberichte: Soziologentag II; Women's Writing; Weibliche Poetik; BdWi-Ratschlag; Kritische Sozialarbeit; Kunst und Kultur von Frauen</u>	254
---	-----

<u>Besprechungen: Philosophie vor dem Faschismus; Romanheldinnen; Erziehungsgeschichte; Faschismus und Widerstand: Regionalstudien; Wissenschaft und Nationalsozialismus; Hermann Heller</u>	266
---	-----

<u>Verfassen des Zeitungsbeitrags: Ein Gespräch</u>	265
--	-----

DAS ARGUMENT

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter: Wolfgang Abendroth (Frankfurt/M.), Heinz-Harald Abholz (Berlin/W), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Klaus Fritzsche (Gießen), Kuno Füssel (Münster), Werner Goldschmidt (Hamburg), Helmut Gollwitzer (Berlin/W), Heiko Haumann (Freiburg), Jutta Held (Osnabrück), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (Berlin/W), Urs Jaeggi (Berlin/W), Baber Johansen (Berlin/W), Arno Klönne (Paderborn), Thomas Metscher (Bremen), Reinhard Opitz (Köln), Wolfgang Pfaffenberger (Oldenburg), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Erich Wulff (Hannover)

Redaktion: Dr. Dieter Borgers, Wieland Elfferding, Dr. Karl-Heinz Götz, Sibylle Haberdtz, Dr. Frigga Haug, Prof. Dr. W.F. Haug, Thomas Laugstien, Rolf Nemitz, Jo Rodejohann, Prof. Dr. Werner van Treeck

Autonome Frauenredaktion: Sünne Andresen, Prof. Dr. Jutta Brückner, Anke Bünz-Elfferding, Dr. Dagmar Burgdorf, Ursula Czock, Claudia Gdaniec, Dr. Frigga Haug, Kornelia Hauser, Gisela Heinrich, Birgit Jansen, Marlies Koschinek, Hannelore May, Dr. Barbara Nemitz, Dr. Sigrid Pohl, Nora Räthzel, Dr. Brita Rang, Petra Sauerwald

Geschäftsführung: Helga Karl

Verlag und Redaktion: Argument-Verlag GmbH, Altensteinstraße 48a, D-1000 Berlin 33, Tel. 030/8314079 (montags bis freitags 10 bis 14 Uhr)

Anzeigen (o.Tausch): Runze/Casper, Jungfernstieg 20, 1 Berlin 45, Tel. 030/7722443

Argument-Vertrieb: Tegeler Str. 6, 1 Berlin 65, Tel. 030/4619061

Besprechungen

Philosophie

<i>Schnädelbach, Herbert</i> : Philosophie in Deutschland 1831-1933 (<i>G. Klinger</i>)	266
<i>Lukács, Georg</i> : Wie ist Deutschland zum Zentrum der reaktionären Ideologie geworden? (<i>W. Jung</i>)	267
<i>Heidegger, Martin</i> : Die Selbstbehauptung der deutschen Universität. Neuausgabe (<i>M. Daxner</i>)	268
<i>Gerlach, Hans-Martin</i> : Martin Heidegger. Denk- und Irrwege eines spätbürgerlichen Philosophen (<i>W. Neuhaus</i>)	271
<i>Gadamer, Hans-Georg</i> : Heideggers Wege (<i>J. Tuguntke</i>)	272
<i>Ariel del Val</i> : Historia e Ilegitimidad. La quiebra del Estado liberal en Ortega (<i>M. Zapata</i>)	272

(Fortsetzung auf S.X)

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1985 in 6 Heften (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 12,80 DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 9,80 DM. Jahresabo inkl. Versand 69,60 DM; Stud. etc. 55,80 DM. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten (1 1/2zeilig m.Rand) haben. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postscheck Berlin West 5745-108. BiG 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. — Satz: Barbara Steinhardt. Druck: Fuldaer Verlagsanstalt. — 1.-7. Tausend März/April 1985. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Editorial

Übersetzen: Nöte und Notwendigkeiten

Der erste von der Autonomen Frauenredaktion gestaltete Heftschwerpunkt (im *Argument* 132) enthielt ausschließlich feministisch-sozialistische Beiträge aus dem Ausland. Auch diesmal — es ist inzwischen unser 7. Schwerpunkt — besteht er nur aus fremdsprachigen Aufsätzen. Darin drücken sich Notwendigkeiten und Nöte zugleich aus: Notwendig scheint uns die Anknüpfung an den internationalen Stand des Marxismus/Feminismus, dies ist Teil unseres Programms (s. auch unseren Aufruf zur internationalen feministisch-sozialistischen Konferenz und unsere Internationalismus-Seminare). Andererseits verweisen solche rein ausländischen Schwerpunkte auch auf die Not uns fehlender deutschsprachiger Beiträge. Die Schwierigkeiten eines sozialistischen Feminismus hierzulande können nicht allein durch die Anstrengungen einer Redaktion überwunden werden, sie sind Effekt des politischen Spektrums und seiner Strukturen, der Dominanzen in der Arbeiterbewegung und der feministischen Reaktionen darauf. Wir werden also noch eine ganze Weile viele nicht deutschsprachige Autorinnen veröffentlichen wollen und müssen. Das bedeutet, daß wir auch weiterhin einen großen Teil unserer Redaktionstätigkeit den Übersetzungsarbeiten widmen werden. Wir sollten uns daher den Schwierigkeiten des Übersetzens bewußt stellen, sie als wesentlichen Bestandteil unserer Arbeit begreifen und nicht als notwendiges Übel, lästiges Beiher. Studieren wir daher im folgenden am Beispiel des Textes zur Evolutionstheorie das Übersetzen als eine eigene Produktion.

In unserem Editorial zu Heft 147 schrieben wir über die Schwierigkeiten der in sozialistisch-feministischer Perspektive permanent notwendigen Grenzüberschreitungen: gegen die starren Schranken einzelwissenschaftlicher Disziplinen und gegen unsere eigenen Borniertheiten und Inkompetenzen — beides Stützpunkte von Herrschaft. »Wir verwandeln unsere Utopie 'alle sollen alles wissen' in einen Weg, auf dem die Redakteurinnen durch das Kollektiv vieles wissen können.« (673) Was heißt das konkret? Zum Beispiel übersetzen wir unsere Aufsätze selbst, obwohl wir in doppelter Hinsicht unprofessionell sind: wir kämpfen mit der *Fremdsprache* und mit der jeweiligen *Wissenschaftssprache* zugleich. Unsere beste Lösung bisher: Sprachwissenschaftlerinnen (Anglistik, Amerikanistik, Germanistik) kooperieren mit Vertreterinnen des jeweiligen Fachgebietes oder wenigstens angrenzender Wissenschaftsbereiche. (Oft ist die Lage noch viel schwieriger, wie bei der DUBY-Übersetzung in diesem Heft: in unserer Redaktion fehlen Romanistinnen und Historikerinnen. Dies ist ein Aufruf zur Mitarbeit!) Dabei kann viel gelernt werden. Das Übersetzen erfordert Aneignung und Kritik in einem: die fremde Sprache bewirkt durch eine Art *Verfremdungseffekt* Neugier und kritische Distanz. Die Suche nach entsprechenden Begriffen in der eigenen Sprache macht uns begriffsinteressierter als wir sonst vielleicht sind. Dies ist zumindest unsere Erfahrung mit dem Aufsatz von Gross/Averill. Was war das Ausgangsproblem? Wir haben es mit einem englischen Text zu tun, der sich zu einer ebenfalls in englischer Sprache abgefaßten Theorie verhält und deren zentrale Kategorien kritisiert: die Begriffe »competition« und »scarcity« in Darwins Evolutionstheorie und, damit zusammenhängend, die Vorstellung von »fit« bzw. »fittest«. Wie wollen wir das übersetzen? Da der Aufsatz die Begriffskritik selber zum Thema hat, die Begriffe also nicht nur beiher auftauchen, »steht und fällt« mit ihrer Übersetzung auch die wissenschaftliche und politische Stoßrichtung des Textes. Der erste Schritt einer wissenschaftlichen Übersetzung ist ein Blick in die deutschen Darwin-Ausgaben. Dabei fällt auf: unser Problem verweist uns auf eines außerhalb unserer eigenen Unzulänglichkeit, auf ein allgemeines nämlich — es fehlt eine textkritische, wissenschaftliche deutsche Darwin-Übersetzung. Die bisherigen Übersetzer gehen sehr locker mit den Begriffen um. Ihnen scheint mehr an stilistischer Vielfalt denn an begrifflicher

Korrektheit zu liegen. »Competition« heißt mal Wettstreit, Wetteifer oder Wettbewerb und mal Konkurrenz. Für uns ist dies keinesfalls dasselbe: Historisch wie perspektivisch hat der Wettbewerb einen Platz in unserer Vorstellung vom Sozialismus, wohingegen Konkurrenz eindeutig in die zu überwindende Gesellschaftsformation gehört (vgl. Projekt Automation und Qualifikation, in Argument-Sonderband 67 »Der Wettbewerb«, 555ff.). Aber selbst wenn wir eine eindeutige Darwin-Übersetzung hätten, wären damit noch nicht alle unsere Probleme gelöst. Das englische Wort »competition« schillert in viele Richtungen, jede Übersetzung zwingt es in eine fragwürdige Eindeutigkeit bzw. einen anderen Konnotationsraum. Selbst wenn alle deutschen Übersetzer sich auf Wettstreit oder Wettbewerb geeinigt hätten, so gäbe es doch Gründe für uns, davon abzuweichen, denn der zweite Schritt einer wissenschaftlichen Übersetzung muß das Anliegen des Textes selber prüfen. Da wir der Meinung sind, daß Gross/Averill — egal mit welchem Recht — die im Englischen mögliche Konnotation Konkurrenz und konkurrenzhafter Wettbewerb betonen, nicht dagegen die von Wettstreit im Sinne des spielerischen Messens der Kräfte zum Erreichen höchster Ziele, haben wir »competition« auch dementsprechend übersetzt. Auf wieder andere Schwierigkeiten stoßen wir beim Begriff »fit/fittest«. In einer 1872 erschienenen sechsten Auflage von »The Origin of Species«, welche Darwin selbst als die endgültige betrachtete, schreibt er: »This principle of preservation or the survival of the fittest, I have called Natural Selection.« In der deutschen Reclamausgabe von 1967 heißt es: »Wie aus den nächsten Kapiteln hervorgehen wird, sind alles das Folgen des *Kampfes ums Dasein*. (...) Ich habe dieses Prinzip, das jede geringfügige, wenn nur *nützliche* Veränderung konserviert, 'natürliche Zuchtwahl' genannt, um seine Beziehung zu der vom Menschen veranlaßten künstlichen Zuchtwahl zu kennzeichnen. Indessen ist der von Herbert Spencer gebrauchte Ausdruck *Überleben des Tüchtigsten* besser und zuweilen ebenso bequem.« (99; Hervorh. von *nützlich*, B.N.) Darwin selber nimmt es also mit den Begriffen nicht so genau. Gutmann und Bonik schreiben daher (in Argument-Sonderband 54 »Materialistische Wissenschaftsgeschichte« 1981, 170): »Entscheidend bei *Darwin* und *Wallace* waren die Prämissen. Beim Vorliegen einer Überzahl von Nachkommen bei allen Lebewesen konnte nur ein Teil überleben. Dieser Glaube war soziologischen Theorien von *Malthus* entnommen. Angesichts der Variabilität der Organismen erfolgte die Auswahl der Überlebenden nicht zufällig, sondern wie *Herbert Spencer* sloganhaft formulierte: in Entsprechung zur Fitness ('the fittest survives'). Der selektorische Einfluß wurde so verstanden, daß die Umweltbedingungen die Auslese aus dem Angebot der Varianten treffen und dieser als natürliche Zuchtwahl bezeichnete Mechanismus für die weitere Entwicklung allein verantwortlich ist. Dieses Evolutionskonzept steht in Analogie zur selektierenden Tätigkeit des Züchters, der die ihm passend erscheinenden Varianten weiter kreuzt. Sowohl Fitness wie Selektion wurden so nicht wirklich erklärt, sondern als unklare Analogien mitgeschleppt. Darauf haben seit *Engels* und *Nietzsche* viele Autoren hingewiesen.« Was nun genau »fit« ist, bleibt offen, in den Übersetzungen schillert es von wertfreiem »angepaßt« bis zu »tauglich/tüchtig« als *der* Konnotation, die dann im Sozialdarwinismus zentrale Bedeutung erhält.

Die Darwinsche Evolutionstheorie hat von Anfang an einen großen Stellenwert im Marxismus gehabt. Marx und Engels sahen in der durch Darwin vorgenommenen Historisierung der Natur eine Voraussetzung für ihr Projekt einer »Vereinheitlichung des Wissens«: »Die Naturwissenschaften historisieren ihre Gegenstände, indem sie sie als Prozesse untersuchen, während die Geschichtswissenschaft die Geschichte 'naturalisiert', indem sie ihre Gesetzmäßigkeiten als objektive beschreibt.« (Vgl. Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd.2, 1984, 215) Wir möchten mit der Publikation des Aufsatzes von Gross/Averill die Diskussion im *Argument* um die Entwicklung einer materialistischen Naturwissenschaft/Biologie fortsetzen (s. Heft 84 und Argument-Sonderband

54). Hierbei wurden bereits notwendige Verrückungen aus ökologischer Sicht formuliert. Mit diesem Aufsatz wollen wir die bereits traditionsreiche Linie feministischer Kritik an Biologie/Biologismus und Darwinismus/Sozial-Darwinismus (Fortpflanzungsfrage, geschlechtsblinde Anthropomorphismen, ökofeministische Positionen) in die *Argument*-Diskussion einbauen (vgl. bereits Donna Haraway zu Rasse, Klasse und Geschlecht, in: *Das Argument* 132). Dabei scheinen uns jedoch die harmonischen Naturvorstellungen und die Verknüpfungen Knappheit/Männlichkeit bei Gross/Averill durchaus fragwürdig/befragenswert. Wir bitten um Reaktionen auf diesen Artikel, insbesondere auch von jenen, die bisher die Naturwissenschaften-Biologie-Debatte im *Argument* führten.

Barbara Nemitz

Liebesverhältnisse

Unser Titel für den Schwerpunkt will scheinbar weit Auseinanderliegendes zueinanderücken: Liebe, Ehe und Glück zu zweit z.B. mit der Konkurrenz der Systeme, historisch und aktuell, zusammenbringen. Die Verbindung ist alles andere als willkürlich. Erica Carter untersucht am Beispiel einer Fortsetzungsgeschichte aus »Bravo«, wie die Liebesgeschichte das Thema der Ost-West-Konkurrenz zugleich aufnimmt und so verdichtet, daß Begriffe wie Kälte, Tod, Gefahr, Impotenz und Zerstörung für die Sowjetunion stehen können, und der Sieg des Westens über den Osten zu einem Sieg des Menschlichen über ein Animalisches und der Männlichkeit über das weibliche Andere gemacht wird.

Georges Duby, einer der wichtigsten Historiker der Mittelalterforschung in Frankreich, hat entdeckt, daß er in seinen bisherigen Forschungen die Hälfte der Menschheit, die Frauen, nicht berücksichtigt hat. In dem veröffentlichten Text entwickelt er seine Forschungsfragen und stellt einige Thesen vor, die er in nächster Zeit ausarbeiten will. Wenn sie sich halten lassen, werden sie einige der bisherigen Vorstellungen über das Leben im Mittelalter umstoßen: sowohl in bezug auf die Funktion der höfischen Liebe, als auch in bezug auf die Funktion der Ehe, die gleichzeitig mit der von Duby sogenannten »feudalen Revolution« entsteht. Neben den Thesen selbst finden wir es interessant, daß hier ein Stück etablierte Wissenschaft sich umzuwälzen beginnt. Da sie immer noch weitgehend die Sache von Männern ist, können wir diesen Umwälzungsprozeß nur am Beispiel eines Autors zeigen und weichen deshalb davon ab, im Frauenschwerpunkt nur Arbeiten von Autorinnen zu veröffentlichen.

Liebesverhältnisse in der Naturgeschichte: Könnten nicht Kooperation und Überfluß statt Konkurrenz und Knappheit der Motor in der Evolution (gewesen) sein, fragen Gross/Averill in ihrer Kritik am Darwinismus.

Liebe im Kontext von Geschlechterverhältnissen und Herrschaftsverhältnissen in der Geschichte, von Kriegen und Klassen, im Kontext von persönlichen Beziehungen oder Alltagsgeschichten zu studieren, ist Idee und Programm dieses Frauen-Schwerpunkts.

Hannelore May/Barbara Nemitz/Nora Räthzel

8. Mai

»Zusammenbruch« oder »Befreiung«? Der bevorstehende 8. Mai hat ein Ringen aller gesellschaftlichen Kräfte um die Bedeutung dieses Symboldatums ausgelöst. Helmut Ridder befaßt sich kritisch mit Mentalitätsstrukturen, die nach dem 8. Mai '45 nicht »zusammengebrochen« sind und einer »Befreiung« weiterhin im Wege stehen. Ruth Rehmann erinnert sich. Im Rezensionsteil haben wir ein mosaikartiges Bild heutiger Verarbeitungs- und Erfahrungsweisen des NS zusammengestellt: wir besprechen neue Bücher über die Philosophie und die Wissenschaften im deutschen Faschismus und zur Regionalgeschichte des antifaschistischen Widerstands.

T.L.

Verlagsmitteilungen

Der Titel des AS 137, *Die Methode der wissenschaftlichen Revolution* von Michael Jäger, wird manchen erstaunen, ist man doch an Analysen gewöhnt, die den irrationalen, unverfügbaren Charakter revolutionärer Wenden »nachweisen« (Paul Feyerabend gibt seiner Galilei-Studie den Titel »Against Method«). Michael Jäger behauptet nun, daß solche Abwiegeleien mit einer falschen Identifizierung von Methode, Rationalität und Formallogik stehen und fallen. In Wahrheit sind Paradigmenwechsel nicht »chaotisch«, auch wenn man zugeben muß, daß die logischen Zusammenhänge zeitweise abbrechen. Diese sind aber selbst nur ein Aspekt des »Fragespiels«, das in der Revolution *nicht* abbricht und das *noch viel rationaler* ist als die Logik: weil es den *Widerspruch* zuläßt. — Von dieser Problematik ausgehend, analysiert Jäger die Regeln des Fragens und Antwortens, leitet die Logik als Sonderfall aus ihnen ab, greift die Dialektik-Diskussion neu auf und schlägt einen neuen Methodenbegriff vor. Als Fortsetzung des Bandes, der den Untertitel »Die Regeln der Entdeckung« trägt, erscheint 1986 eine Fallstudie über Galilei.

Literatur im historischen Prozeß 14: Frauen — Weiblichkeit — Schrift (AS 134) setzt die Diskussion um eine »feministische Literaturwissenschaft« im AS 120 mit ausgewählten Beiträgen des Bielefelder Kongresses vom Mai 1984 fort. Die Autorinnen arbeiten an einer Theorie weiblichen Schreibens, die in einem methodischen Abschnitt (»Weiblichkeit und Schrift«) in Auseinandersetzung mit strukturalistischen und diskurstheoretischen Ansätzen entwickelt und durch zwei problemorientierte Abschnitte (zum Konzept der »Androgynität« und zur »Krankheit Frau«) ergänzt wird. Durch das Einbeziehen kunsthistorischer und archäologischer Arbeiten und medizinisch-kultureller Aspekte erweitert sich das Spektrum über den literaturwissenschaftlichen Bereich hinaus.

Gulliver 17: Native Americans. Chicanos und Indianer in den USA (AS 127) führt in die Native American Studies als gegenwartsbezogene Erforschung von Kultur und Geschichte der indigenen Bevölkerungen der USA ein und diskutiert Formen politischen Widerstands, das zentrale ökonomische und ideologische Problem indianischen Landes als Rohstoff- und Energielieferant bzw. als Heimat und Identität und Formen der »zweiten Kultur«. Das Dilemma von Integration oder Opposition wird am Beispiel des Teatro Campesino thematisiert. Der Band enthält weiter einen in Europa einmaligen Überblick über englischsprachige indianische Literatur als Quelle für Unterrichtende und dokumentiert eine Diskussion der Native American Studies in Europa zwischen »in-diandertümelndem« Eskapismus und politischer Solidarität.

Die *Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«* von W.F. Haug erscheinen nun in einer dritten, überarbeiteten Auflage im Argument-Verlag. Sie erarbeiten eine nicht-reduktionistische Lektüre, die den Praxisbezug der Marxschen Kategorien herausstellt und den Aufbau der Theorie nicht in deduktiv-logischer Manier als Selbstentwicklung der Begriffe faßt, sondern als genetische Rekonstruktion der Produktionsverhältnisse, die unser gesellschaftliches Leben bestimmen. Die Neuauflage trifft auf veränderte theoretische, politische und ökonomische Konstellationen, auf die ein neues *Nachwort zur 3. Auflage* Bezug nimmt: Der »Ableitungsmarxismus« und die »Kapitallogik«, Leitformeln einer intellektuellen Marx-Rezeption der 70er Jahre, der sich die »Vorlesungen« widersetzen, haben ihre Anziehungskraft verloren. Die marxistisch-leninistischen Medien, die das Buch früher lobten, entlarven es jetzt als »subjektivistisch«. Die Weltwirtschaftskrise und die aus ihr gespeiste Kriegs- und Umweltgefahr, das Scheitern der keynesianistischen Illusionen sozialdemokratischen Krisenmanagements und das Aufkommen »radikaler« ökologischer Gegenvisionen zum »Industrialismus« schlechthin setzen die »Kritik der politischen Ökonomie« mit neuer Aktualität auf die Tagesordnung. Cl.G./T.L.

Berliner Volksuni — das kopflustige Pfingstfest 1985

Das sechste öffentliche Denkvergnügen zum Lernen und Kennenlernen: Diesmal geht es vor allem darum,

- daß die Linke wissen muß, was die Rechte tut;
- daß wir vom Jammern über Arbeitslosigkeit, Bildschirm- und Kabelmonster zu Gegenwehr und linken Alternativen kommen müssen.

Was die Rechte tut

Eine Forschungsgruppe um Heinz Kleger (Zürich) wird zeigen, wie Reagan, Thatcher, Kohl und Blüm langfristig auf die Macht hingearbeitet haben; wie sie die Schwächen der Linken dabei ausgenutzt, teils ihre Themen und Begriffe besetzt haben. Die internationale ökonomische Strategie der Neuen Rechten, ihre Widersprüche analysieren Michael Lucas, Alexander Schubert und Raul Rojas. Ulf Preuss-Lausitz spricht über die Wende in der Hochschul- und Wissenschaftspolitik.

Was die Linke tun kann

Sie kann z.B. die Erfahrungen mit der 38,5-Stunden-Woche auswerten und überlegen, wie die heutigen Regelungen zum Sprungbrett für 1986 gemacht werden können: dann geht es nicht mehr nur um weitere Arbeitszeitverkürzung, sondern darum, wie die Gewerkschaftsbewegung aus der Umwälzung der Arbeits- und Lebensweise Stärkung gewinnen kann (Peter Mundt, IGM Berlin und andere Betriebsräte).

Frank Deppe spricht über die Lage der Gewerkschaften nach der Wende. Bergarbeiter/innen berichten über den Streik in Großbritannien und analysieren die Ursachen der Niederlage und was daraus zu lernen ist. Besonders geht es in diesem Zusammenhang um die Erfahrungen der Bergarbeiterfrauen im Streik.

Die größte Keule in den Händen von Siemens, Kohl und Späth sind, scheint es, die neuen Technologien in Produktion und Freizeit. Vom bloßen Klagen zu einer Technologiepolitik-von-unten zu kommen, haben sich Manfred Foede (IGM Berlin) und Dieter Scholz (Innovationsberatungsstelle der IGM in Berlin) vorgenommen. Um Aneignung neuer Technologien geht es in Veranstaltungen über Computer in der Schule; darüber, was Kinder beim Fernsehen wirklich tun (Heinz Hengst, Oldenburg).

Heide Pfarr untersucht die Familienpolitik der CDU; der dritte Frauenratschlag (u.a. mit Sylbille Plogstedt) hat frauenpolitische Konzepte zwischen Feminismus, Konservatismus und Sozialdemokratie zum Gegenstand; Frigga Haug und Kornelia Hauser sprechen zu Frauen, Kritischer Psychologie und Psychoanalyse.

Jede Menge Rosinen, die Volksunibesucher sich raussuchen können, passen hier nicht mehr auf die Seite — nur zum Wasser-im-Munde-Zusammenlaufenlassen: Peter Glotz diskutiert mit Giorgio Napolitano, Wolfgang Fritz Haug und Detlev Albers darüber, welche Perspektive die Linke in Europa hat gegen die Thatchers und Kohls; Prof. Holzapfel u.a. diskutieren über die Frage, was denn an der allseits Staub aufwirbelnden Forderung nach einer autofreien Stadt Berlin dran ist, und Rainer Trampert untersucht, ob der Kapitalismus unter der Ökokatastrophe zusammenbricht.

Und wie geht's los?

Wir eröffnen die Volksuni am Freitag, 24. Mai 1985, abends mit einer Nicaragua-Solidarität. Dorothee Sölle erzählt, wie sich eine Frau in der Revolution verändert hat; Brigadisten berichten über ihre Erfahrungen in Nicaragua; dazwischen gibt es Lieder zum Zuhören und zum Mitsingen von der IG Peng, vom canto chronido, mit Johannes Hodek u.a.

Die Unkosten der Volksuni werden aus Euerem Eintritt bestritten: 25 DM für Nichtverdienende, 45 DM für Verdienende.

Nähere Informationen: Volksuni-Büro, Dominicusstraße 3, 1000 Berlin 62, Telefon 030/784 44 40. Programm ab 20. April im linken Buchhandel oder direkt beim Volksuni-Büro.

W.E.

Lehrstunde: Wissenschaft und Politik

1. Unsere Lehrstunden sollen uns selbst etwas lehren und — im Fall des Buches »Marxismus — Ideologie — Politik« (Hrsg. Holz u.a. 1984) auf Belehrungen diskutierend antworten. Wir wollen keine »Lehren erteilen«, indem wir der einen »Wahrheit« eine andere entgegensetzen, sondern den Versuch starten, das Lehren als Lernen zu organisieren.

2. Daß politische Interventionen in wissenschaftliche Forschung Erkenntnisverhinderungen produzieren, indem sie Wissenschaft in Denk- und Handlungslogiken zwingen, die ihr Proberäume und radikalen Zweifel nehmen, dies war das Thema in der ersten Lehrstunde (Frigga Haug in *Das Argument* 147, 675). Wie sehr die unmittelbare Ineinssetzung von Politik und Wissenschaft auch die Politik eingrißlos werden läßt, wollen wir an dem Beitrag von Iris Rudolph und Alma Steinberg »Frauenfrage und Frauenbefreiung in der Sicht der 'Argument'-Frauen« (R/S) bearbeiten. Der Beitrag verfolgt neben der Ausschließung von Frigga Haug aus dem wissenschaftlichen Sozialismus noch den Nachweis, daß die Frauenredaktion sich auf Nebenschauplätzen von Wissenschaft und Politik aufhält und insofern zwar bündnisfähig mit der DKP sei, aber nichts zur radikalen Umwälzung der Gesellschaft beitrage.

3. Was jede Antwort auf R/S schwierig macht, ist, daß sie den Platz (die Plätze) Marxismus besetzt halten wollen, indem sie erstens eine Einheit, eine Identität von Marxisten, Marxistinnen und marxistischen Leseweisen unterstellen und zweitens von uns behaupten, wir würden gegen »die« MarxistInnen kämpfen (175), damit also gegen den Marxismus. Wir werden so gewissermaßen aus dem Kampffeld geworfen, bevor wir es betreten haben. Gelassen ignoriere ich im folgenden diese »Innen-Außen-Konstruktion« und schreibe als Marxistin. Marxismus ist keine Auszeichnung, kein Ehrenband, sondern lebt von transparenten Argumenten, Beweisführungen, Handlungsaufforderungen, die selbst bis zu den Grundlagen von Marxismus zu diskutieren sind.

4. Da ein Hauptproblem der Autorinnen ist, daß sie insbesondere die Frage der ideologischen Vergesellschaftung nicht als »marxistisch« gelten lassen wollen, will ich darauf antworten. Für sie leitet sich alle Kritik daraus ab: unser Nicht-Einssein mit der Arbeiterbewegung, unsere Kämpfe um Selbstveränderung, die sie insofern »falsch« finden, als »veränderte Gefühle zumindest klassenbewußtes Handeln zur Voraussetzung haben« (186), unsere Vorschläge als Frauen *auch* autonom zu kämpfen, die mit der Formel von »marxistischen Organisationen, (die) ... sich für die erweiterte Kontrolle über die eigenen Lebensumstände« (188) einsetzen, abgeschmettert werden.

5. R/S erwecken bei den Ideologie-Fragen den Eindruck starker Verunsicherung. Sie antworten nicht auf unsere theoretischen *und* politischen Vorschläge, sondern verlassen still und heimlich dieses Feld und tauchen auf einem anderen wieder auf, um das Problem Ideologie »an sich« zu bekämpfen. Die Sichtweise und Argumentation wird jetzt ausschließlich vom Standpunkt der unmittelbaren ökonomischen Reproduktion der Gesamtgesellschaft organisiert mit der umstrittenen Behauptung, daß dies das »Eigentliche« sei — auch für Frauen. Nun waren wir gerade von dieser Voraussetzung ausgegangen und konnten mit ihr allein nicht eingreifend arbeiten; seit 1960 hat sich z.B. der Anteil der erwerbstätigen Frauen von rund einem Drittel nicht erhöht. Die Frage nach der gesellschaftlichen Partizipation stellt sich offensichtlich für unser Geschlecht vermittelter. Wir verließen also diesen Platz, auf dem so viele Frauen nicht waren und suchten solche auf, wo sie auf jeden Fall aufzufinden sind: in der Familie, in der Warenwelt, in Beziehungen zum anderen Geschlecht. Ganz und gar marxistisch gingen wir also von den Praxen der Frauen aus, ohne daß wir sie — nur weil wir sie in unseren Forschungen untersuchten — auch als »richtige« oder bejahenswerte werteten. R/S vermischen in ihrer Kritik Forschungsgegenstand und Perspektive; indem sie voraussetzen, daß ein ent-

scheidender Befreiungsschritt für Frauen darin liege, an der gesamtgesellschaftlichen Reproduktion gleichberechtigt zu partizipieren, bleiben sie in dem Bereich, wo sie diese Voraussetzung — in Anfängen — finden. Die strukturellen Verhinderungen dieser Partizipation sind bei ihnen mit dem Wort der »industriellen Reservearmee« abgetan. Auf diese Weise erfahren sie nichts über das Leben der Frauen und wie sie sich darin einrichten, sondern könnten radikalerweise bestenfalls nachweisen, daß zwei Drittel der Frauen nicht einmal die Ausgangsbedingungen für ein weniger abhängiges Leben erfüllten. Da wir von den Frauen und ihren Behinderungen ausgehen, unterstellen sie, daß wir nicht die elementaren Befreiungsmöglichkeiten untersuchten, sondern uns in den »bürgerlichen« Feldern von Persönlichkeitsveränderungen bewegten. Daß der Gegenstand von Forschung in seiner Perspektive die Kritik an individuellen Haltungen und gesellschaftlichen Verhältnissen bestimmt, wird bei R/S zugunsten einer allgemeinen Wahrheit über die kapitalistischen Verhältnisse verschluckt. R/S bereiten einen Streit vor, der konkurrenzförmig »etwas« als Eigenliches und alles andere als Unwesentliches behauptet. Wenn man sich dieses »Eigenliche« aber ansieht, ist es nicht unmittelbar als »marxistische Analyse« zu begreifen: auf vielen Seiten »beweisen« sie die bereits staatlich anerkannten Frauenbenachteiligungen: sie bekommen weniger Geld als Männer, sie seien doppelt unterdrückt. Bedeutsam werden diese Sätze nur, indem sich R/S an das Herz des Marxismus anhängen — die Ökonomie; ansonsten sind die Sätze — was Marxismus nicht ist — Allgemeinplätze, auf denen sich viele politische Gruppen tummeln und von ihnen Forderungen ableiten: CDU, SPD, Grüne. Im Unterschied zu R/S haben wir nicht den Gemeinplatz auf seine »Richtigkeit« hin geprüft, sondern das Zusammenwirken der verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche und ihrer Artikulatoren, deren Resultat ein solch phänomenal bestimmter Allgemeinplatz ist.

6. »Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung kann z.B. solange aufrechterhalten werden, wie Frauen wesentlich weniger verdienen als Männer; so lange werden sie es sein, die die Erwerbstätigkeit aufgeben ...« (179) Diese für die Autorinnen typische Ursache-Wirkungs-Denklogik scheint mir die größte Schwäche des Textes: die Vorannahmen sind abstrakte (kaum analytische, sondern beschreibende), die Folgerung ist völlig unvermittelt eindeutig praktisch; sie lautet: wenn die Verdienste gleich sind, werden die Frauen arbeiten, und die Arbeitsteilung wird verändert. Der Satz hat weder eine theoretische noch eine politische Logik, er hat nicht einmal Alltagsverstand.

In der Theorie fehlt die Analyse, *warum* Frauen weniger verdienen. Es könnte sein, weil sie nicht im Produktionsprozeß ihre eigenen Interessen artikulieren, dann wäre der Anfang (gleicher Lohn) falsch bestimmt. Es könnte sein, weil die Arbeitsteilung dies strukturell verhindert (vgl. dazu Marx, MEW 3, 20-22), dann könnte selbst gleicher Lohn dies nicht ändern (eine Untersuchung dazu machte Sigrid Pohl, *Entwicklung und Ursachen der Frauenlohndiskrimination*, Frankfurt/M. 1984).

Politisch fehlt eine konkrete Handlungsaufforderung, ein Vorschlag, wie Frauen sich organisieren, formieren könnten oder sollten. Nahegelegt wird uns, daß die männlichen Arbeiter — ausgestattet mit dem »Familienlohn« — für sich weniger verlangen sollten, damit »ihre« Frauen den gleichen Lohn wie sie erhalten. Dies allerdings setzt eine eigentümliche Kampfhaltung voraus — nämlich defensiv dem Kapital gegenüber und offen-siv für Frauen —, als auch, daß eine sehr abstrakte Einsicht einen solch männlichen Verzicht erzwingen kann. In der Eiligkeit, behaupten zu wollen, daß Männer und Frauen gleichen Anteil »in letzter Instanz« an der Frauenemanzipation haben, verlieren sich Wissenschaftlichkeit und Politikfähigkeit.

7. Das kausale Denken mit der Frage: was ist die *Ursache* der Frauenunterdrückung? macht den Text eingriffslos. Die »Beruhigung«, daß sie ökonomisch begründet sei, die Beunruhigung, daß dies vielleicht doch nicht ausreiche, ergibt ein Hin- und Herschwan-ken wie das folgende: »Nach dem Nutzen und Anteil der Kapitalherrschaft ... zu fragen,

heißt nicht, *alle* gesellschaftlichen Widersprüche *unmittelbar* auf das Kapitalverhältnis zurückzuführen, sondern heißt aufzuzeigen, wie das ökonomisch begründete kapitalistische Unterdrückungsverhältnis sich in vermittelten Formen fortsetzt« (179). Satzmäßig ist diese Behauptung ziemlich aufwendig und redundant und praktisch eine Leerstelle.

Solche Wörter wie »letztlich«, »in letzter Instanz«, »vermittelt« und die behauptete Vielfalt (statt eines Widerspruchs jetzt -sprüche) haben für die Autorinnen keine Bedeutung. Sie stehen immer an den Stellen, wo sie »Zugeständnisse« machen und zugleich über die Banalität solcher »Erkenntnisse« höhnen. So beim Streit um Opfer-Täter und die Behauptung, daß Menschen auch ihre Herrschaftsverhältnisse selbsttätig reproduzieren: »Sicher reproduzieren die Menschen durch ihre individuelle Lebenssicherung in den bestehenden Produktions- und Reproduktionsverhältnissen diese Verhältnisse (Binsenweisheit).« (184) Aber nach mehrjähriger — teilweise heftig ausgetragener — Uneinsichtigkeit ist das Theorem von den DKP-Frauen außer bis zu eben diesem Zugeständnis um keinen Millimeter weiterentwickelt worden.

8. Der Beitrag von R/S ragt aus dem angeführten Band auf negative Weise heraus: er stellt sich das Problem Frauenunterdrückung nicht nur *nicht*; er arbeitet unsere Ergebnisse nicht auf, zitiert falsch und hat bis zum Schluß kein offenes oder gelöstes Problem, zu dem weitergedacht werden könnte. Die Auseinandersetzung der Frauenredaktion muß ob dieses Umstands und weil wir das Ganze wollen, auch den ganzen Band zur Kenntnis nehmen; es wird uns weiter darum gehen, an einem Marxismus mitzuarbeiten, der die Geschlechterverhältnisse in allen Punkten mitfassen kann.

Von einem Beitrag, der sich jedoch ausschließlich mit Frauenfragen befaßt, erwarten wir, daß er auf die aktuellen Probleme der *Frauenbewegung* antwortet: wie z.B. können wir den Privatisierungstendenzen entgegenstehen? Wie können Marxistinnen/ Sozialistinnen einen Aktivitätsrahmen schaffen, in dem die sozialistische Perspektive lebt und nicht systematisch ausgeschlossen wird? Aber auch »klassische« Fragen sind noch ohne Lösungen: Warum beziehen sich nicht mehr Frauen bewußt auf die »Reproduktion der Gesamtgesellschaft«, sondern wählen die wirklich vorhandene Alternative der »individuellen Reproduktion« von anderen (Mann und Kindern)? Dies sind auch Fragen der ideologischen Vergesellschaftung!

Kornelia Hauser

»Wir können nicht mehr miteinander sprechen«, sagte Herr K zu einem Manne. »Warum?« fragte der erschrocken. »Ich bringe in Ihrer Gegenwart nichts Vernünftiges hervor«, beklagte sich Herr K. »Aber das macht mir doch nichts«, tröstete ihn der andere. — »Das glaube ich«, sagte Herr K. erbittert, »aber mir macht es etwas.«

So wie Herrn K. ging es uns beim Lesen des Textes von Iris Rudolph und Alma Steinberg. Ein Gespräch, eine produktive Auseinandersetzung erscheint uns kaum möglich, denn wie sollen wir Stellung nehmen zu einem Aufsatz, der eine persönliche Abrechnung mit einem Mitglied der Frauenredaktion ist, der mit Unterstellungen arbeitet und der letztlich nur die alte These wieder hervorkramt von der Frauenunterdrückung als Nebenwiderspruch neben dem Hauptwiderspruch von Kapital und Arbeit: »Die Interessen, die Männer mit solchen patriarchalischen und sexistischen Verhaltensweisen durchsetzen, sind jedoch kurzfristig. Die damit aufrechterhaltene Ungleichheit zwischen den Geschlechtern nutzt letztlich — wie alle Diskriminierungs- und Unterdrückungsverhältnisse in der kapitalistischen Gesellschaft — der Herrschaft des Kapitals und ist auch subjektiv für den Mann entwicklungshemmend.« (180) Wir wissen auch, warum uns auf diese Aussage nichts Vernünftiges einfällt: es mangelt an »Streitwert«. So wird sie zur Phrase, da ein »richtig« oder »falsch«, ihr Nutzen nämlich, nicht mehr beurteilt werden kann, denn es *fehlt die Frage, auf die sie zu antworten vorgibt*. Das tröstlich gemeinte »letz-

lich« ist uns kein Trost, die Politik wird nicht durch ein »langfristig« reguliert. Statt dessen stellt sich den sozialistischen Feministinnen, gerade weil sie in zwei Befreiungsbewegungen verwurzelt sind, das Verhältnis der Geschlechter auch als Verhältnis der Bewegungen zueinander. Es gibt keine Garantie, daß sich die verschiedenen Befreiungsbewegungen im Selbstlauf auf eine allgemeine menschliche Befreiung zubewegen (vgl. Argument-Sonderband 110 »Geschlechterverhältnisse«, 1984, 5). Wir fragen uns daher, »ob und wie die unterschiedlichen Fesseln, aus denen sich Arbeiter und Frauen befreien wollen, zusammengeschmiedet sind (...) und wie sich die beiden Unterdrückungen aufeinander beziehen, wie die Herrschaftselemente zusammenwirken«. Es war zwar Frigga Haug, die in *Argument* 129 (658) — kurz vor der Gründung der autonomen Frauenredaktion als Person quasi programmatisch zu dieser Untersuchung aufrief, aber Iris Rudolph und Alma Steinberg entgeht bei ihrer *Personalisierung* der Debatte das Wichtigste an unserer Arbeit, was ihnen als Kommunistinnen nicht entgehen dürfte: die Entwicklung der — theoretischen und politischen — Produktivkräfte durch die Herstellung eines kollektiven Arbeitszusammenhanges. So personalisieren sie, statt die *Leistungen eines arbeitenden Kollektivs* zu prüfen: wie wir uns die verschiedenen Wissenschaftsbereiche aneignen und dabei die Bereichstrennungen selber in Frage stellen; auf welche Weise wir in das Feld Marxismus/Feminismus eingreifen; was dabei an neuen Problemen auftaucht; welche Beiträge zu deren Lösung wir entwickeln; welche Kontroversen wir initiieren und unter uns austragen. Auch wie sich durch ein solches Kollektiv eine Zeitschrift umzustrukturieren beginnt, scheint sie nicht zu interessieren. B.N./S.P.

Im Heft 151 wollen wir zum selben Artikel eine Intervention von zwei Frauen veröffentlichen, die sich im Rahmen eines Masch-Kurses mit dem Thema Marxismus-Feminismus beschäftigen. Ihr Eindruck: »Betroffen reagierten wir auf die Lektüre des Aufsatzes von Iris Rudolph und Alma Steinberg, den wir in diesem Diskussionszusammenhang als unangemessen und wenig förderlich empfunden haben.«

Aufruf

zur Internationalen feministisch-sozialistischen Konferenz vom 11. bis 13. Oktober 1985, voraussichtlich in Kopenhagen

Angesichts der weltweiten ökonomischen und politischen Krise scheint uns eine Vernetzung von sozialistischen Feministinnen auf internationaler Ebene dringend notwendig. Das Keynesianische Modell der Krisenlösung hat versagt, und es gibt auch keine umfassenden linken oder ökologischen Alternativen. Vielleicht ist *ein* Grund dafür, daß diese Konzepte die Frauen marginalisieren. Wir wollen international diskutieren, ob nicht gerade wir Frauen in dieser Situation in der Lage sind, eine *neue sozialistische Perspektive* zu entwickeln. Aktuelle politische Aufgaben stehen in allen Ländern an:

- Das Verhältnis zu Staat und politischen Parteien;
- Verschiebungen im Verhältnis der Frauenbewegung zur Arbeiter- sowie zur Friedens- und Ökologiebewegung;
- Probleme der internationalen Arbeitsteilung und der Ausbeutung, Immigration und ethnische Minderheiten.

Als Ziele der Konferenz stellen wir uns vor: Informationsaustausch; Lernen aus den Erfahrungen der anderen; Verallgemeinerung der erfolgreichsten Politik und Politikformen; Weiterentwicklung einer marxistisch-feministischen Theorie sowie die praktische Initiierung eines internationalen Zusammenschlusses.

Mit Vorschlägen und/oder für Information wendet Euch an: Autonome Frauenredaktion, Susan Steiner, Wiciefstr. 30, 1000 Berlin 21.

Helmut Ridder

Erklärung eines erzwungenen Abschieds

Vorbemerkung

Im Editorial der Nummer 4/84 von »Demokratie und Recht« muß Helmut Ridder, der fast ein Jahrzehnt lang die Redaktion geleitet hat, seine und der gesamten bisherigen Redaktion¹ Verabschiedung erklären. Ridder erläutert, daß die Gründe für den Bruch sowohl die Wissenschaftsauffassung als auch Fragen der Demokratie berühren. Er bekennt sich zur »grundsätzlichen Abgabe an den kurzschlüssig dem Politikprimat huldigenden Wissenschafts- und Rechtsinstrumentalismus« und zu einem Konzept, »das Wissenschaftsbeugung als Waffe gegen die alltägliche Rechtsbeugung der dominanten Jurisprudenz verwirft und den sonst häufig durch heroisches Selbitleid oder die 'Sublimierung' von Zynismus fruchtlos vergeudeten intellektuellen und moralischen Kräften helfen soll, sich realitätsnahe Wege zu effizienterer Entfaltung zu erschließen.«

Die Lektüre dieses Editorials, von dem wir im folgenden einen Auszug bringen, macht uns doppelt betroffen. Sie läßt uns wie in einen Spiegel blicken, denn es ist unmöglich, keinen Zusammenhang zwischen den Angriffen auf die bisherige Redaktion von »DuR« und denen aufs »Argument« zu sehen. Und sie führt uns und der gesamten Linken vor Augen, daß ihr hier ein Organ unzensurierter wissenschaftlicher Auseinandersetzung verloren gegangen ist. W.F.H.

»(...) Die kontroverse Debatte zwischen verschiedenen von der 'herrschenden Meinung' abweichenden Positionen war für uns weder Unglück noch Kraftvergeudung, sondern gerade wünschenswert. So war es für uns etwa selbstverständlich, daß wissenschaftliche Beiträge nicht deshalb aus DuR zu verbannen seien, weil in ihnen Positionen in Erscheinung traten, die in dem von der systemschützenden Einfalt ausgebildeten Jargon als 'orthodox kommunistisch' bezeichnet werden. Genausowenig aber konnte und durfte die — und sei es auch sehr scharfe — Kritik an diesen Positionen von der Redaktion unterdrückt werden. Die Kritisierten selbst können daran auch am wenigsten interessiert sein, wenn sie Wert darauf legen, sich nicht selbst aus dem wissenschaftlichen Diskurs auszugrenzen, in dem Meinungen nicht zu übernehmen, sondern zu reflektieren und zu diskutieren sind. Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen? Auf dem mit diesem Motto beschilderten Weg marschieren Wissenschaft und Praxis mit ruhig festem Schritt ins Abseits. So haben wir nicht nur Stubys 'Bemerkungen zur freiheitlich demokratischen Grundordnung' abgedruckt, sondern auch die Kritik daran von Borchers u.a. (2/1976). So haben wir Hartwichts Rezension zu Mayer/Stuby über die 'Entstehung des Grundgesetzes' nicht abgelehnt, die ihre Kritik an dem besprochenen Werk hart formuliert (3/1977). Schöttl's Betrachtungen über den 'Juristen-Sozialismus', mit denen der Verfasser Denkgewohnheiten aufs Korn genommen hat, die manchen 'linken' Juristen lieb und teuer sind, hielten wir gerade deswegen für wichtig (1/1980). Daß Deiseroths Bemerkungen zur Aussperrungsrechtsprechung des BAG die gewerkschaftliche Strategie mit Kritik bedacht haben (4/1980; vgl. dazu auch die Beiträge in 2/1981, S.162ff.), hielten wir für nützlich, ja notwendig. Die Reihe ließe sich um manche weitere Beispiele verlä-

1 Ihr gehörten an: Michael Breitbach, Dieter Deiseroth, Ortgies Finke, Friedhelm Hase, Karl-Heinz Ladeur, Winfried Möller, Günter Offczors, Cornelius Pawlita, Matthias Ruete, Ulli F.H. Rühl, Frank Steinmeier, Karl-Heinrich Wagner und Brigitte Zypries.

gern, so mit Ladeurs 'Anmerkungen zum politischen Strafrecht der DDR', die uns mit besonderer Deutlichkeit den Zorn von Vertretern eines anderen 'Parteilichkeits'-Konzepts in der Wissenschaft eingetragen haben. Nicht minder heftig waren die Auseinandersetzungen über manche angebotenen Beiträge, die wir nicht veröffentlicht haben. Was man insofern eine 'Ablehnungspraxis' genannt hat, folgte wiederum nicht aus einem 'Linien'-Konzept, sondern aus der, wie wir meinen, unter den gegebenen Verhältnissen unverzichtbaren Überlegung, daß, wer sich kritisch mit der 'herrschenden Meinung' befassen, die eingefahrene Rechtspraxis aufbrechen, Veränderungsmöglichkeiten ausloten und initiieren will, die qualitativen Standards des etablierten ('bürgerlichen') Wissenschaftsbetriebs keinesfalls 'vergessen' und beliebig unterschreiten darf — und sie vor allem erst einmal kennen muß.

Es ist durchaus möglich, daß wir im Widerstand gegen immer stärker spürbar werdende Tendenzen zur Verengung das redaktionelle Konzept der Öffnung recht großzügig gehandhabt haben. Ob zu sehr, darüber läßt sich gewiß streiten. Doch hielten wir es für angemessen, z.B. die 'neuen sozialen Bewegungen' nicht nur zu registrieren, sondern auch die von ihnen artikulierten (ökologischen und anderen) Problemstellungen zeitig in die Debatte einzuführen. Selbst mitdenkend und mithandelnd in diese Auseinandersetzungen einbezogen, haben wir in dem Maße, wie die Möglichkeiten abnahmen, solche Problemstellungen nach 'klassischen' Schemata einer Links-Rechts-Dichotomie zu verorten, Veränderungen der überkommenen Verortungsraaster zu erproben versucht. Zuletzt wurde der ersten Runde des Anlaufs zu einer neuen 'ökologischen Verfassungstheorie' Raum gegeben (3 und 4/1984). Wir sind uns darüber im klaren, daß die als wissenschaftliches Agens unverzichtbare philosophische Angst, nichts zu wissen, wie bei allen wissenschaftlichen Häutungsversuchen, so auch bei dem gegenwärtigen in ein vom (wie manche meinen) 'Stachel des Fortschritts' befreites, 'postmodernes', 'postindustrielles', 'postmarxistisches' ... Weltalter hinein, neue Sprach-establishments produziert. Was sie kommunizierbar auszusagen vermögen, wird noch sehr gründlich zu überprüfen sein; und damit das geschehen kann und auch hier keine hermetisch abgedichteten Fluchtburgen entstehen, muß das allgemeine Interesse an diesen für die gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse indiziellen Versuchen geweckt werden. (...)

Dorothee Sölle

Eindrücke aus Nicaragua

Vor kurzem rief eine Freundin von mir, die zu Besuch in New York war, ihre Kinder in Nicaragua an. »Mama«, sagte ihre kleine Tochter, »komm schnell wieder, die schwarzen Vögel kommen und fressen uns.« Diese Vögel sind Flugzeuge der USA, die Managua überfliegen und immer wieder die Schallgrenze durchbrechen. »Warum tun die Amerikaner das?«, fragten mich eine Bibliothekarin und ein Geschäftsmann in Managua, »sie können doch auch so alles fotografieren, warum immer wieder dieser Knall?« Ich wußte keine Antwort, meine Gesprächspartner zuckten die Achseln. »Es ist Terror, psychologischer Terror«, sagten sie.

Luft- und Seeheer des winzigen Landes sind längst in der Hand der Supermacht. Nur das Land gehört noch seinen Bewohnern. Aber die von den USA bezahlten und trainierten »Contras« mit ihren supermodernen Waffen richten nicht nur wirtschaftlichen Schaden an — durch Vernichtung der Ernten und der Produktionsstätten — sie töten wahllos. Als ich nach Nicaragua kam, hatten sie im Norden, in San Gregorio, sechs kleine Kinder, das älteste elf, zwei kleine Mädchen von fünf Jahren, durch einen Granatwerferangriff getötet. Viele sprachen über dieses Faktum, aber in sehr verschiedener Art. Der katholische Bischof Vega sagte, als er um einen Kommentar gebeten wurde: »Es ist schlimmer, die Seele zu töten als den Körper.« Er und sein Amtsvorgesetzter Obando y Bravo glauben, daß die Sandinisten die Seelen vergiften. Deswegen sind die getöteten Kinder ihm unwesentlich. Die offizielle Oppositionszeitung La Prensa hatte am Tag nach der Ermordung der sechs Kinder nichts über sie zu berichten. Ihre Schlagzeile auf der ersten Seite war die Verpflanzung eines Affenherzens auf ein kalifornisches Baby. Das phantastische wissenschaftliche Experiment in der »ersten«, relevanten Welt war wichtiger als sechs ermordete Kinder armer Campesinos. Dieses Medienereignis ist ein Musterbeispiel, an dem man das Verhalten bürgerlicher Eliten in der Dritten Welt studieren kann. Es sagt etwas aus über das Verhältnis von Menschen zur Realität ihres Volkes, ihrer Geschichte. Das Baby mit dem Affenherzen leistet für die von der CIA bezahlte Zeitung genau das, was im Handbuch der CIA neuerdings »Neutralisierung« genannt wird. — Einen dritten Kommentar zu diesem Faktum hörte ich vor der amerikanischen Botschaft in Managua. Ich stand dort in Protest zusammen mit nordamerikanischen Bürgern, die schon lange in Nicaragua leben. Wir sangen, wir beteten, wir drückten unsere Solidarität mit dem kleinen zentralamerikanischen Volk aus — und mit den besten Traditionen der Vereinigten Staaten. Ein älterer Nordamerikaner sagte mir, er fühle sich wie ein anständiger Deutscher 1938 nach der Kristallnacht in Berlin: Scham, Verzweiflung über das eigene Volk, Widerstand gegen die Verbrechen der eigenen Regierung. Ein anderer trug ein Plakat mit dem Namen der sechs Kinder: Carmen (5 Jahre), Rodolfo (6 Jahre), Martina (11 Jahre) ..., die von der Contra ermordet wurden: »murdered by Reagan's Freedom Fighters« — von Reagans Freiheitskämpfern ermordet am 29. Oktober 1984.

Bis zum Juni '84 hat der unerklärte Krieg 7935 Opfer gefordert: Tote (2311), vor allem ermordete Zivilisten, Verwundete (1904) und Verschleppte oder Verschwundene (3720) — das sind für ein kleines Land von ca. 3 Millionen Einwohnern siebenmal mehr Opfer, als der Vietnamkrieg die USA mit ihren 220 Millionen Einwohnern gekostet hat. Vor diesem Hintergrund muß man die Bedeutung der Wahlen sehen. Der Vorwurf einer Wahlfarce nach sowjetischem Vorbild, von Reagan und seiner Coordinadora-Opposition immer wieder geschickt in die Schlagzeilen der Weltpresse lanciert, ist unhaltbar; gerade auch angesichts der vielen internationalen Beobachter, die einstimmig den fairen Prozeß der Vorbereitung und Durchführung bezeugen.

Dazu stimmen auch meine eigenen Beobachtungen: Eine sehr alte Dame, von einem Reporter befragt, ob sie aus freiem Willen hierhergekommen sei, antwortete sehr ärgerlich: »Was denken Sie eigentlich: Ich habe noch nie in meinem Leben frei wählen können. Das ist das erste Mal.« Diesen Satz habe ich oft von Leuten gehört, manche von ihnen hatten Tränen in den Augen. Die Stimmung im Land war ernst, selbst auf dem großen Fest, das am Abend im Zentrum Managuas — immer noch ohne Alkohol! — stattfand. Das Bewußtsein, etwas Wichtiges für das eigene Land zu tun, war überall sichtbar.

Das Ergebnis der Wahlen bestätigt die Deutung, daß hier eine Demokratie geboren wurde. Die Sandinisten bekommen »nur« 63% aller Stimmen. Das Volk hat in großer — aber nicht durch Zwang oder Manipulation geschaffener — Mehrheit für Nicaraguas Unabhängigkeit gestimmt. Der Sandinismus ist eine nationale Unabhängigkeitsbewegung — für Deutsche am besten zu verstehen, wenn sie sich an die nationalen Befreiungskriege gegen Napoleon erinnern. Auch die, die nicht für die Sandinisten stimmten, vor allem aus wirtschaftlichen oder religiös-erzieherischen Gründen, haben damit nicht (wie eine weitverbreitete US-Propaganda glauben machen will) gegen die Revolution und die Unabhängigkeit des Landes gestimmt. Ließe man das Land endlich in Ruhe, würden die alten Folterer und neuen Söldner nicht mehr von der CIA bezahlt, so könnten sich Opposition und Regierung über die effektivste Form der gemischten Wirtschaft und des ideologischen Pluralismus schon einigen.

Der politische Sinn der Wahlen in Nicaragua besteht darin, daß jetzt ein objektiver und unangreifbarer Maßstab dafür existiert, wie weit das Volk mit der sandinistischen Führung übereinstimmt: Der Krieg, den die USA gegen Nicaragua führen, geht nicht gegen die sandinistische Führungselite, sondern — wie auch schon früher in der Geschichte der USA, die Nicaragua siebenmal überfallen haben — gegen das nicaraguanische Volk und seine Selbstbestimmung.

Die Gründe, die zur Vernichtung Nicaraguas erhalten müssen, wechseln: Erst waren es die angeblichen Waffenlieferungen an El Salvador, für die freilich kein Beweis zu finden war, dann der Mangel an Demokratie und freien Wahlen, dann die angeblich von der Sowjetunion gelieferten MiGs — und da auch dies ein Hirngespinnst aus dem Weißen Haus ist, wird jetzt von den US-Sprechern behauptet, Nicaragua bedrohe seine Nachbarn. Keine dieser aufgeblasenen und wieder fallengelassenen Lügen ist wahr. Alles läuft auf die nackte Gewalt hinaus gegen ein Volk, das nicht bereit ist, seine eben erst erlangte

Würde und Selbständigkeit kampfflos aufzugeben. Wahr ist allerdings, daß die Revolution eine Alternative darstellt zu den Todesschwadronen und Ausrottung ganzer Dörfer in Guatemala, eine Alternative zu Folter und Krieg in El Salvador, zu Ausplünderung und Hunger. Unser größter Export, sagte Daniel Ortéga nicht ohne Ironie, ist die Revolution — nicht Waffen, nicht Soldaten, sondern das bloße Gerücht, daß Freiheit möglich sei ... auch für ein kleines Land, auch gegen die größte Supermacht aller Zeiten. Das ist für Reagan und seine CIA unerträglich. Dabei sollten die Nordamerikaner, deren Demokratie ebenfalls aus einer Revolution hervorging, endlich anerkennen, was in Nicaragua beispielhaft für andere Länder der Dritten Welt vor sich geht und sich von ihrer langen Geschichte der Unterdrückung Lateinamerikas lösen. Freie und geheime Wahlen sind für jeden, der das Selbstbestimmungsrecht der Völker respektiert, ein objektiver Maßstab. Die große Hoffnung der Nicaraguaner war und ist Europa, als Gegengewicht, um aus der Falle des Ost-West-Konflikts, in die es immer wieder gedrängt werden soll, herauszukommen. Als einziger Regierungschef hat bisher Staatschef Mitterand eindeutig vor einer militärischen Intervention der USA in Nicaragua bzw. Zentralamerika gewarnt. Die Bundesregierung hingegen, die noch kürzlich lautstark ihre Unterstützung für die Contadora-Initiative (die die strikte Nichteinmischung in Zentralamerika fordert) erklärt hat, hüllt sich in Schweigen — angesichts dieses Krieges der reichsten Nation gegen eine der ärmsten, des zum Töten manipulierten Bewußtseins gegen die 1979 erkämpfte und 1984 gewählte Freiheit.



Die verborgene Frau. Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft von Inge Stephan und Sigrid Weigel

Die Erfahrungen von Frauen sind in der überlieferten Literatur mehrfach verborgen. Nicht nur in den Texten männlicher Autoren, auch in dem, was Frauen geschrieben haben, ist das Leben und Begehren der Autorinnen durch männliche Frauenbilder verdeckt und tritt häufig erst nach deren Entschlüsselung und Entzauberung hervor. Themen sind u.a. Jeanne d'Arc als Frau und literarische Figur, Schlegels »Lucinde«, weibliche Schreibpraxis seit der Romantik. Literatur im historischen Prozeß N.F.6, AS 96 17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Helmut Ridder

Trauern oder feiern? Oder?

Ein Gespenst geht um in diesem unserm Land — die Frage, wie man (übrigens nicht nur zum und am 8. Mai 1985) mit dem 8. Mai 1945 umgehen soll. Nichts einfacher als das Rezept, nichts schwieriger als seine Realisierung! Das Rezept: Der Umgang darf kein »Problem« mehr sein! Die Realisierung: Die westdeutsche Nachkriegsgeschichte von bisher 40 Jahren ist als eine Geschichte der makabren Selbst- und Fremdbelügung zu erkennen; und der Weg dahin könnte, wenn es nur so weiter geht wie bisher, noch mehr als weitere 40 Jahre beanspruchen. Jener Tag, er sollte — im von den Siegermächten bewußt mit einer politischen Bedeutung versehenen Zeichen der »bedingungslosen Kapitulation« der bewaffneten Macht des »Dritten Reichs« und der Zerschlagung seiner Staatsorganisation und seines politischen Apparats — die bedingungslose und totale Kapitulation auch der Hüter, Vermehrer und Vollstrecker des satten antihumanitären, antidemokratischen und militaristischen ideologischen Erbes sein, aus dem nicht nur die Staatsrealisation der Nazis hervorgegangen ist, die in seinem geschichtlichen Kontinuum allerdings einen steilen Gipfel darstellt. Realisiert wurde davon durch »Aufarbeitung«, getragen von »Buße« (= Umdenken), seitens derjenigen, »die Verantwortung tragen«, und mit Wirkung für alle — fast nichts! Denn sonst könnte es nicht sein, daß — bis in die Hirne und die Fibeln der letzten braven Dorfschulmeister hinein, amtlich gehärtet, zur Staatsdoktrin erhoben, vom Bundesverfassungsgericht bestätigt, von keinem Politiker angefochten, soeben (am 6. Februar 1985) vor dem Deutschen Bundestag von dem zur Zeit bundeskanzlernden Tropf wieder einmal bekräftigt (natürlich laut Protokoll »Zurufe von der SPD«, aber natürlich nicht zum Kern der Sache) — das unantastbare Symbol, der Inbegriff, der untrügliche Ausweis der politischen Reuelosigkeit, nämlich die Aufhebung des »Tages Null« durch das revanchistische Hirngespinnst des »fortexistierenden deutschen Gesamtstaats«, der eben nicht kapituliert hat, 40 Jahre lang verteidigt worden ist und mit Zähnen und Klauen weiter verteidigt wird — gegen Feinde nur ringsum (seine Feinde im Innern sind an den Fingern zu zählen)!

Dem jungen Mann, der sich im »Schlesier« das »Nachdenken« über dieses »Deutschland« erlaubt haben will (nachgedruckt in »Frankfurter Rundschau« vom 1.2.1985, 14), geschieht schweres Unrecht, wenn er jetzt von der über ihn hergefallenen Meute der selbstgerechten Tröpfe abgeschlachtet und den »Gerechten« zur Strafe dafür zum Fraß vorgeworfen wird, daß er gerader zu denken versucht hat als die Meute. Wenn die »Gerechten« etwas bibelfester wären, würden sie begreifen, daß ein Sündenbock kein Leithammel ist, ihre Aufmerksamkeit den Leithammeln zuwenden — und damit ein Stückchen von dem langen Weg unter die Beine nehmen, der noch zu gehen ist. Ein Tip für diejenigen, die das tun wollen (und dafür sogar mit einem Deutschenspiegel in Gestalt eines vergnüglichen Polit-Krimis belohnt werden): Paul Erdman, Die letzten Tage von Amerika, 1984.

Am 18. Januar 1985 schrieb ich an die sehr geehrten Damen und Herren der

Redaktion der »Frankfurter Rundschau« (»linksliberal« einer nie begründeten Übereinkunft zufolge) mit freundlichen Grüßen folgenden Leserbrief:

»Da lesen wir jetzt täglich, auch in dieser Zeitung, von dem Geplärrre wegen der Losung 'Schlesien bleibt unser', und gestern abend hat auf dem ZDF-Bildschirm auch der Herr Bundeskanzler Aufgeschlossenheit für die von so vielen Seiten geäußerten Bedenken bekundet. 'Mißverständlich' soll das Motto sein! Wie kann man etwas so zweifellos Unmißverständliches nur so mißverstehen! 'Unser' ist und bleibt Schlesien, weil es zu 'Deutschland' gehört, dem 'gesamtdeutschen Staat' nämlich, den es trotz seiner Nichtexistenz kraft Urteilspruch aus Karlsruhe dennoch gibt. Und da 'wir', die Bundesrepublik Deutschland, dem unanfechtbar waltenden Lehramt zufolge mit diesem ewigen Deutschland 'identisch' sind, ist Schlesien eben auch 'unser', wenn es auch wegen schnöder Realitäten mit der Realisierung vorübergehend etwas hapert. Wer's nicht glaubt, wird schon sehen: Wenn wir uns das nächste Mal gegen den bekannten Feind aus dem Osten verteidigen müssen und dabei wieder unverdient unterliegen sollten, wird uns nicht nur nichts abgenommen, sondern wir kriegen zur Belohnung noch was dazu. Logo, oder? Sollen diese Unmißverständlichkeiten jetzt etwa durch Mißverständliches, das sich den Schein des Unmißverständlichen gibt, in Frage gestellt werden? Nein, das Motto muß bleiben. Und darf man zu der Frage, warum auch nach dem Ende des Orwell-Jahres immer noch gegensätzliche Begriffe miteinander vertauscht werden, vielleicht einen kleinen Leitartikel anregen? Wo kommen wir denn sonst hin? Am Ende gar zur Vernunft! Und da sei Gott vor, wenn die Politiker es schon nicht mehr verhindern können!«

Reaktion: keine (ein »rechtsliberales« Blatt hätte vermutlich immerhin den Eingang bestätigt). Der Brief ist auch nicht überholt. Ein PS anlässlich der Neuformulierung des Mottos wäre nicht erforderlich. Denn wenn nunmehr Schlesien, das nie zu der aus Asche entstandenen Bundesrepublik Deutschland gehört hat, unsere Zukunft »bleibt«, dann gehört es »uns« auch in der Gegenwart, wie es »uns« in der Vergangenheit gehört hat — »uns«, der Bundesrepublik Deutschland, die »identisch« sein will mit dem der Asche gleichzeitig als Phoenix entstiegenen Deutschland, das nicht verbrannt, sondern das alte geblieben ist und sich nur verjüngt hat. Es ist alles so völlig unmißverständlich, so unmißverständlich wie die Demokratiefindlichkeit unserer durch ihre streitbar »freiheitlichen« Amputationen bastardisierten Demokratie! Und es ist so unzweideutig wie die Zweideutigkeit der von Kanzler Kohl am 6. Februar unwidersprochen wieder einmal beschworenen »unzweideutigen rechtlichen Grundlage unserer Politik«, eine Zweideutigkeit, die dadurch entsteht, daß die einen diese Politik machen und die ändern sie nach einer unverwüstlichen deutschen Tradition unter Beimischung von mehr oder weniger Mißverständlichkeiten mitmachen, um, wie sie meinen mögen, »Schlimmeres zu verhüten« (gemeinsam sagen dann die Macher und die Mitmacher jeweils am Ende, »das« hätten sie »nicht gewollt«).

Was also müßte im Publikumsbewußtsein Platz greifen? Das Erkennen und verändernde Verarbeiten der Mentalitätsstrukturen, die am 8. Mai 1945 eben auch nicht »zusammengebrochen« sind, auf daß sie endlich zum Zusammen-

bruch gebracht werden. Auch Trauer ist also angezeigt, nicht Trauer über das wirklich Zusammengebrochene, sondern Trauer über den bisher nicht erfolgten Zusammenbruch, ohne den es keine »Befreiung« geben kann. Sind Siegesfeiern angezeigt? Bei den Siegern ja, wenn sie mögen, nicht bei uns. Denn wir haben bis zum 7. Mai 1945 das dem eigenen Schoß entkrochene Ungeheuer nicht besiegt, und wir haben seit dem 9. Mai 1945 die Chance nicht ergriffen, seine Besiegung durch die Sieger auch zu unserem Sieg, über »uns« nämlich, zu machen. Wir haben, weil wir das alte Deutschland mit einer groß angelegten Aktion Überlebensträger am Leben erhielten, das »Neue Deutschland« nicht einmal proklamiert und sind an dem, was »drüben« unter seiner Proklamation geschah, in einem unerhörten Maße beteiligt, von dem unsere Schulweisheit nicht einmal zu träumen vermag.

Denkt man an Deutschland in der Nacht, so ist man um den Schlaf gebracht. Es empfiehlt sich deshalb — dem Gegenstand kommt es nicht weniger zugute als der Volksgesundheit —, nachts zu schlafen und tags bei ungleich günstigeren Lichtverhältnissen das Objekt gründlich zu inspizieren und darüber nachzudenken. So ließe sich alles über Deutschland eruieren, vor allem, warum Deutschland, obwohl es am 8. Mai 1945 bedingungslos kapitulieren mußte, nicht untergegangen ist, um ein neues zu werden, sondern wie gehabt allen, die sich der Perspektive seines Höhlengesetzes unterwerfen, über alles geht, über alles in der Welt, in der ganzen Welt, die besseres weiß, als sich seiner Brillen zu bedienen, und — weiß, wovor sie zittern muß.

Legt den ideologischen und moralischen Sumpf trocken, für den das nicht untergegangene Deutschland steht! Mischt Euch ein in das, was jetzt zum und am 8. Mai 1985 geschieht! Stoßt der zwieträchtigen Eintracht derer, die um die Niederlage trauern und abgefeimt genug sind, mit ihrem Stolz darauf, daß sie die Niederlage gewendet haben, nicht hinter dem Berge zu halten, und derer, die den Sieg der Sieger umstandslos als den ihren feiern wollen, mitten ins Herz! Wenn das gelingt, helft Ihr beiden Republiken, vorbehaltlos Eigentum aller ihrer Bürger zu werden. Als ob es demgegenüber auf eine »Wiedervereinigung« ankommen könnte, der, selbst wenn sie nicht nur eine biedermännische Phrase für den »Anschluß« ist, nicht zuletzt gerade vom basso ostinato einer durchgetrotzten Politik des alten Deutschland historisch die Nach-, wenn nicht Letztrangigkeit beschert worden ist!

Ruth Rehmman

Mai '45

Als die Sonne über den Hügelkamm stieg und den Dunst vom Talgrund wegfraß, sind die amerikanischen Aufklärer gekommen. Kleine, plumpe Doppeldecker mit je einem weißen Auge an der Unterseite der Tragflächen rutschten über die Fichtenspitzen und tauchten tief hinab, so tief, daß die Wehrmachtssoldaten im Zainer Schafstall durch Dachlücken die schwarzen Männlein unter der Kuppel sehen konnten.

Die da oben sahen nichts als Frieden, in sanftesten Farben gemalt und zur Augenweide unter ihnen ausgebreitet: Frühling im Voralpenland, rote breite Dächer zwischen vergilbten Wiesen, Äcker schneegeriffelt mit einem Schimmer von Wintersaat, Wald dunkel und sanft wie Moospolster, lichte Gehölze, Wölkchen von Weidengrün den mäandernden Fluß entlang, rostfarbenedes Schilf, aus dem Entenpärchen aufflogen, als der Flugzeugschatten darüberglitt. Sie sahen Frauen Wäsche aufhängen, Ochsen Pflüge ziehen und ein Grüppchen Männer wie Käfer über die Weide kriechen, mit Äxten über der Schulter, deren Schneiden in der Sonne blitzten. Vom Krieg sahen sie nichts als ihren eigenen flinken Schatten da unten und ihre Panzer, die schlangengleich den Hügelkamm entlangkrochen. Noch einmal zogen sie eine langsame Schleife über das Tal, dachten vielleicht an Neu-England, die grünen Hügel von Vermont, und, beim Anblick des aus Schornsteinen aufsteigenden Rauches, an Milchkaffee mit gebrocktem Brot. Dann schnurrten sie davon, und Oberst Schmidt in seinem Bett atmete auf.

Von 5 Uhr an hatte er wachgelegen im Auf- und Abschwollen des Panzerlärms, hatte die Leute vom Haus weggehen hören in der Frühe, ihr lautes Geschwätz, bayerischer Dialekt, fremd wie Affengezeter. Er wäre gern mitgegangen ins Holz, hätte ein bißchen mitgemacht bei der Arbeit, wenn sie ihn aufgefordert hätten, aber sie hatten ihn einfach liegenlassen, ganz allein in den mit Federkissen vollgestopften Ehebetten, die sie dem Herrn Oberst als letztes Quartier überlassen hatten, weil für einen Herrn Oberst nur das Beste gut genug ist; darin lag er wie ein Embryo im Mutterleib und kam und kam nicht hoch, hätte das nicht annehmen sollen, nahm sich vor, zumindest das Unterbett herausnehmen zu lassen und künftig um sieben aufzustehen, falls er noch ein paar Nächte in diesem Loch verbringen sollte. Auch den geblühten Nachthafen wollte er sich verbitten, obwohl der Abort ziemlich weit weg war, draußen neben der Miststatt, und die Tür mit dem Herz ließ sich nicht einmal abschließen.

Es war still im Haus. Der Oberst räusperte sich und rief nach seinem Bur-schen, obwohl er ziemlich sicher war, daß Wenzke mit den Bauern ins Holz gegangen war. Der brauchte nur seine graue Strickjacke anzuziehen, um einer von ihnen zu sein. Der hätte einfach nach Hause gehen können, in der väterlichen Spenglerwerkstatt weitermachen, wo er Herbst '39 aufgehört hatte, so wie die Hiesigen ins Holz gingen wie gestern, wie voriges Jahr um diese Zeit und nächstes Jahr wieder, aber ich? Was wird aus mir?

»Ich traue ihnen nicht«, hatte er gestern abend, als sie bei französischem Kognac in der Bauernküche saßen, zu Zahlmeister Dombrowsky gesagt, der bereits Zivil trug. »Wer garantiert mir, daß sie dem Feind nicht Zeichen geben mit ihrer Wäsche und den verdammten weißen Kopftüchern? Das weiß doch nichts von Vaterland, Ehre, Treue, das duckt sich vor jedem Herrn und verrät ihn, sobald er den Rücken dreht.«

»Es gibt Verhältnisse«, sagte er laut zu der Uniform, die von Wenzke gebürstet am Kleiderschrank hing, »es gibt gewisse Ausnahmesituationen, in denen der Offizier sich bei seinen Entschlüssen nicht nur von Tapferkeit, sondern auch von Klugheit leiten lassen muß, Situationen, in denen er gerade um der Ehre der Uniform willen die Uniform ausziehen muß.«

Das Dröhnen schwoll an. Es war ihm, als kämen die Panzer ins Tal hinab und geradewegs auf den Hof zugerollt, der ganz am Ende des Tals, am Arsch der Welt, wie der Gefreite Brodda beim Herunterfahren bemerkt hatte, hinter einer Bodenfalte versteckt lag. Ächzend wälzte Oberst Schmidt sich aus den Kissen, fuhr mit den Füßen in die Schlappen, die Wenzke auf dem Bettvorleger bereitgestellt hatte und blieb auf der Bettkante sitzen, bis die Schleier vor seinen Augen sich lichteten. Dann zog er den Morgenrock über, den weinroten, den er sich '41 in Paris gekauft hatte, schlurfte am Fußende der Ehebetten entlang zum Schrank, zu der Uniform, nahm sie vom Bügel und rollte sie vor dem Bauch zu einer sperrigen Wurst zusammen, die er mit dem Gürtel zusammenschnürte und auf dem Bett ablegte. Dabei sagte er: »So!« Nach jedem Handgriff ein leises, abschließendes So, setzte es wie Punkte nach kurzen Sätzen: so, fertig, erledigt, abgetan! Aus der Schublade des Nachtkastens griff er zwischen Gebetbuch und Rosenkranz ein samtüberzogenes Kästchen, wog es kurz in der Hand und ließ es dann in die Morgenrocktasche gleiten.

Er nahm die Uniformrolle vom Bett, klemmte sie unter den Arm und ging zur Tür, an deren Innenseite, am Haken, ein bäurischer Trachtenanzug hing, grobes graues Tuch, grün abgesetzt an den Nähten und am Stehbord, mit Hirschhornknöpfen. Der Oberst nahm ein Stück Ärmel zwischen die Finger, rieb, roch daran, verzog angewidert die Nase.

Vorsichtig schob er die Tür zurück, horchte ein paar Atemzüge lang mit geneigtem Kopf in das Haus hinab, dann schlich er die Bodenstiege hinauf, bis er mit dem Kopf die Falltür berührte. Mehrmals versuchte er vergeblich, sie hochzudrücken, ehe er bemerkte, daß sie an der Seite eingehakt war. Leise fluchend tastete er im Dunkeln nach dem Haken, drückte ihn aus der Öse und stemmte sich noch einmal mit Nacken und Schultern gegen die Tür, die knarrend nach oben auswich. Schnell schob er das Bündel durch den Spalt und warf mit einer letzten Anstrengung die Tür hoch, so daß sie zur anderen Seite kippte und dröhnend auf dem Dachboden aufschlug.

Hustend und keuchend im aufsteigenden Staub kletterte er hinauf und stand eine Weile, auf das wacklige Geländer gestützt, bis aus dem spärlichen Licht, das zwischen den Schindeln durchschien, der Bodenraum wuchs mit den buckligen Schatten des Gerümpels, mit dem er vollgestopft war bis unter die Dachschrägen. Ein Huschen und Rascheln war in den Winkeln. Der Oberst stampfte mit dem Fuß auf die lockeren Bretter. Einen Augenblick war es still, dann

erhob sich ein Murren und Gurren am anderen Ende des Raumes. Tastend bewegte er sich vorwärts zwischen Kisten, Kommoden, zusammengeschlagenen Bettstellen, gehäuften Matratzen. Auf dem Rand einer hochgestellten Tischplatte saßen Vögel, schwarz vor dem grünen Ausschnitt der Dachluke, mit kurzen krummen Schnäbeln und einem rötlichen Glimmen von Augen. Als einer die Schwingen öffnete, fuhr der Oberst zurück und hob den Arm vors Gesicht. Dann lachte er kurz durch die Nase und sagte laut: »Tauben! Sind ja nur Tauben!«

Er räumte eine Kiste beiseite und schob sein Bündel unter die Schräge zwischen Kartons und Einmachgläsern und noch tiefer in das modrige Stroh gepaltzer Strohsäcke. Als er mit der Stirn in Spinnweben geriet, fuhr er zurück, schob die Kiste wieder an ihren Platz und verkeilte sie mit dem Kopfteil eines Bettes. »So!« sagte er und sah zu den Vögeln hinüber, und die Vögel sahen ihn an mit ihren runden glimmenden Augen, irgendwie unverschämt, fand er, höhnisch, provokativ. »Kscht!« machte er, klatschte in die Hände, und als sie sich nicht rührten, nahm er eine leere Flasche vom Boden und warf sie in ihre Richtung. Träge strichen sie ins Freie.

Er drehte der Luke den Rücken, zog das Kästchen aus der Tasche und zögerte noch einmal, ob er es öffnen und hineinschauen sollte, ließ es dann doch geschlossen und schob es in eine Lücke zwischen zwei Dachbalken, so tief hinein wie sein Arm lang war. »So!« sagte er und fühlte sich plötzlich sehr müde. Seufzend ließ er sich auf einen Matratzenhaufen sinken, stützte die Ellenbogen auf die gespreizten Knie, den Kopf in die Hände und dachte an die Orden, die auf königsblauem Samt in dem Kästchen aufgereiht waren, darunter die Nahkampfsperre, auf die er besonders stolz war. »Die kriegt man nicht in der Etappe«, hatte er einmal zu Wenzke gesagt, »dafür muß man schon den Kopf hinhalten!« Er sah sich an dem kalten Wintermorgen in Rußland vor die Front treten, damals noch Major, einer von den jungen, rasch beförderten Berufsoffizieren des Dritten Reiches, fühlte noch einmal den stolzen Rausch, der ihm zu Kopf gestiegen war, als der General ihm eigenhändig die Auszeichnung an die Brust heftete, mußte sich von der Matratze erheben, tief atmen, sich recken, um einem großen schmerzlichen Gefühl Platz zu machen, daß mit dem Atem allein nicht zu bewältigen war.

»Das kann mir keiner nehmen«, sagte er und schrak zusammen, als aus der Tiefe des Raumes zur Falltür hin ein zähes, langgezogenes Knarren antwortete. Er fuhr herum und sah, während ein langsamer Schrecken durch seinen Leib wuchs, daß noch einer da war: ein Kleiner, Rundlicher mit Glatze und klaffendem Morgenrock, aus dem ein ulkiges Bäuchlein hervorquoll. Der kam auf ihn zu und erkannte ihn, wie er ihn erkannte, der Oberst den Schmidt und der Schmidt den Oberst, und ekelte sich und haßte den Zivilisten und holte mit dem Fuß aus, wie der mit dem Fuß ausholte und traf mit dem Pantoffelfuß den Spiegel, der mit der Schranktür zurückwich, so daß der Oberst vorwärts taumelte und mit dem Kopf in ein altes Wespennest geriet, das trocken seinen Nacken herunterrieselte. Ein Grauen durchfuhr ihn, wie er es nie mehr gespürt hatte, seit er ein Kind war und von der Mutter in den Kohlenkeller gesperrt wurde, um über eine Untat nachzudenken. Tränen stürzten ihm übers Gesicht.

Er schlug sich mit beiden Händen Nacken und Schultern, würgte an Übelkeit, während er zur Falltür und die Stiege hinunterstolperte, und hinein ins Zimmer. Mit zitternden Händen goß er Wasser aus dem Krug in die Schüssel, steckte den Kopf hinein und rieb frenetisch Hals und Nacken, bis die Haut zu brennen anfing. Dann warf er den durchnäßten Morgenrock ab und kroch ins Bett.

Als die Leute vom Holz zurückkamen und es unten laut wurde von Stimmen und Töpfen und Eßgeschirr, hörten sie den Oberst von oben brüllen: »Wenzke, verdammt nochmal, wo bleibt mein Rasierwasser?« Auf Socken kam Wenzke herauf, in seiner grauen Strickjacke, die Haare voll Tannennadeln vom Holzmachen, die Backen rot von der frischen Luft, machte Männchen in der offenen Tür, und der Oberst, halb sitzend im Bett, sah ihn lange an, zuerst zornig, mit blitzenden Blauaugen, dann ging ein Schleier über das Blitzen, und der Blick wurde stumpf und matt. »Stehen Sie bequem!«, sagte er. Dann zeigte er auf den Trachtenanzug an der Tür und sagte leise, mit einem Beben von Ekel in der Stimme: »Hängen Sie das an die Luft. Es riecht so verdammt zivil!«



**J./Hermand/H.Peitsch/K.Scherpe (Hrsg.)
Nachkriegsliteratur in Westdeutschland
Band 2: Autoren, Sprache, Traditionen**

Die »Geschlagenen« von 1945 waren auch die »Enttäuschten« von 1948/49 und die »Nonkonformisten« der 50er/60er Jahre. Dieser Band zeigt die literarische Produktivität und die Aufnahme der aus dem Exil heimgekehrten Autoren, die Wirkung von Ortega y Gasset's konservativer Beschwörungsphilosophie und die Suche nach eigenen Ausdrucksmöglichkeiten bei den »jungen« Autoren.

Literatur im historischen Prozeß 10, AS 116
17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Erica Carter

Happy End und Kalter Krieg

Eine feministische Lesweise der Liebesgeschichte*

Bei den düsteren politischen Aussichten in einem Sommer Anfang der 80er Jahre könnte ich als feministische Lehrerin versucht sein, die Anziehungskraft populärer Utopien zu ignorieren. Unterdessen vermittelt die Trivialkultur weiterhin ungetrübte gute Stimmung. Als ich an einem sonnigen Julitag die »Radio One Road Show« einschaltete, erwischte ich eine der wenigen weiblichen Diskjockeys, Janice Long. Sie interviewte gerade einen jungen Mann in einer Menge in einer nordenglischen Küstenstadt. Die zitternde Hand seiner erschreckten Freundin umfassend — vielleicht war sie nur furchtbar verlegen —, hat er die Rednertribüne erklommen, um ihr vor Tausenden seine Liebe zu erklären. Entschlossen spricht er ins Mikrofon: »Susan ... willst du meine Frau werden?« Ihre atemlose Antwort verliert sich fast im zustimmenden Gebrüll der Menge: Janice Long ist sehr bewegt, sie würgt ihre Glückwünsche in ein imaginäres Taschentuch. Das Ganze verklingt dann in einem Liebeslied, einem Tophit dieses Sommers — ein passendes Nachwort zum romantischsten Moment im Leben eines Paares.

Die unmittelbare Reaktion, die diese Episode bei einer »aufgeklärten« feministischen ZuhörerIn auslösen muß, ist Verärgerung. Eine der wichtigsten Errungenschaften des Feminismus ist die Zerstörung des »Mythos«, daß das einzige wahre Glück der Frauen in der Liebesbeziehung zum Mann liege. Wie kommt es dann, daß der romantische Traum immer noch weiterlebt, scheinbar unverändert und unveränderlich — und nicht nur im Radio? Die Aussage, daß Susan nicht die erste ist, die ihr »Ja« flüstert, während ein Publikum mit feuchten Augen stürmisch applaudiert, wäre eine Untertreibung; sie hat unzählige Vorgängerinnen in der Literatur, auf der Bühne und der Leinwand, in Radio und Fernsehen. Muß der Feminismus nun, von der Stärke der Gegner überwältigt, kapitulieren und sich in eine Ecke verkriechen, von wo er in ohnmächtiger Wut gegen die alles durchdringende weibliche Blödheit des »sich Verliebten« wettet?

Besonders für feministische Lehrerinnen ergeben sich Probleme aus diesem »Ansatz« zur Liebesgeschichte.¹ Meine eigene Unterrichtstätigkeit und Forschung an westdeutschen Schulen lehrte mich, daß gerade diejenigen Mädchen und Jungen, denen die »kritische« Analyse von Massenmedien beigebracht wurde (Geschichten in Illustrierten, Schläger, Bilder in der Werbung usw.), besondere Lust beim Lesen genau dieser Texte haben, in Winkeln, außer Sichtweite tadelnder Lehrer/innen und Eltern, denn zur ursprünglichen »Lust am Text« kommt die größere Lust eines bewußten Vergehens. Und wo Feministinnen — mich selbst eingeschlossen — versuchen, in einer gemischten Klasse die Liebesgeschichte zu »unterrichten«, stoßen sie auf das zusätzliche Hindernis

* Dieser Aufsatz war erst Teil eines Vortrags mit Val Webb (vom English Language Research an der Universität Birmingham) auf einer Konferenz des Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) im Dezember 1981 zum Thema Linguistik und Kulturanalyse. Vieles hier ist von Val Webb, die Verantwortung für Fehler und Ungenauigkeiten liegt bei mir. E.C. — übersetzt von B. Kettelhut, M. Koschinek, C.M. Gdaniec.

der männlichen Verachtung für »rührselige Liebesgeschichten«, wobei die Kritik der Lehrerin dazu dient, diese auch noch zu bestärken. Die Mädchen in der Klasse bleiben individuell mit dem Gefühl von Blötheit und ungeäußerter Abwehr zurück.

Eine Antwort auf diese Probleme aus der Frauenbewegung war die simple Bestätigung der Stärke und Vorteile der Liebesgeschichte: sie biete Frauen, deren Leben ansonsten öde und schwer ist, einen »realen« Fluchtweg; sie mobilisiere Fähigkeiten von Frauen, zu lieben und für andere zu sorgen; sie biete einen einzigartigen Zugang zu einem höchst seltenen Gut: eine Form von Lust allein für Frauen. So sind diese Argumente wiederum zu einfach, denn es kann nicht Aufgabe einer feministischen Pädagogik sein, die Stärken oder Schwächen des Genres der Liebesgeschichte *an sich* festzustellen. Statt dessen sollten Feministinnen eine neue Lesweise der Liebesgeschichte entwickeln, die jugendlichen Leserinnen »Werkzeuge« für einen sensibleren Umgang mit trivialen Liebesromanen in die Hand gibt; eine Strategie also, die niemals für sich in Anspruch zu nehmen erlaubt, alles zu wissen, was es über die Liebesgeschichte zu wissen gibt oder alles gesagt zu haben, was dazu zu sagen ist. Da sich die Liebesgeschichte selbst historisch kontinuierlich verändert, brauchen wir eine Lesweise, die die grundlegenden Merkmale des Genres der Liebesgeschichte skizziert und gleichzeitig die historische Besonderheit der Liebesromane im jeweiligen Kontext zur Kenntnis nimmt.

In den folgenden beiden Abschnitten wende ich mich dem »Problem« der Liebesgeschichte in zweifacher Weise zu. Im ersten Abschnitt gebe ich eine theoretische Einführung in die Analyse der Erzählstruktur von trivialen Liebesromanen. Die Beispiele stammen in erster Linie aus Frauenromanen und Kitschfilmen, dennoch gilt vieles auch für andere Medien. In diesem Abschnitt beziehe ich mich im besonderen auf das »Happy-End« — als ein sogenanntes »grundlegendes Strukturmerkmal« (vgl. CCCS English Studies Group 1980) der trivialen Liebesgeschichte. Dieser Abschnitt soll einmal Hilfsmittel für Lehrerinnen sein, die an der narrativen Struktur interessiert sind, und zum andern soll er einige Fallen einer Methode aufzeigen, die historische Veränderungen im Genre der Liebesgeschichte vernachlässigt. Im zweiten Abschnitt, der aus meiner Forschung über Trivilliteratur im Westdeutschland der 50er Jahre hervorgeht, versuche ich zu zeigen, wie die Erzähltheorie dazu verwendet werden kann, den Zusammenhang von »klassischer Liebesgeschichte« und der spezifischen historischen Situation zu beleuchten, in die sie eingebettet ist. Die ausgewählte Geschichte, *Dawai Dawai*, ist nur eine von vielen Trivialerzählungen aus der Zeit des Kalten Krieges in Deutschland und anderswo, die in Form einer Liebesgeschichte zwischen zwei Hauptpersonen auf beiden Seiten des »Eisernen Vorhangs« vom Ost-West-Konflikt handeln. *Dawai Dawai* erschien 1957 in der westdeutschen Jugendzeitschrift *Bravo*; und *Bravos* Buch des Monats im März desselben Jahres, *Romeo und Julia*, war die Geschichte zweier junger Liebender — er Deutscher, sie Russin —, die von der historischen Spaltung zwischen Ost und West gewaltsam auseinandergerissen wurden. Die *James-Bond*-Romane von Ian Fleming, die von derselben Spaltung handeln, wurden zwischen 1953 und 1965 geschrieben. Bonds Sieg über die bösen

Mächte eines ungenannten, aber als östlich zu erkennenden Gegners wurde immer mit seinem sexuellen Sieg über eine attraktive exotische, aber gefährliche Spionin bestätigt. Pearl S. Buck, Literaturnobelpreisträgerin der frühen 50er Jahre und in Westdeutschland so populär wie in anderen westlichen Ländern, schrieb eine Reihe von Romanen zum Thema Liebe über die Ost-West-Grenze hinweg, von denen *Ostwind-Westwind* wohl das bekannteste Beispiel ist. Die Popularität dieses Genres besonders in Westdeutschland weist auf seinen Stellenwert als Mittel der Sinnggebung historischer Widersprüche des gerade geteilten Deutschland hin, das einerseits ständig seine *Einheit* betonte (Wiedervereinigung war zentraler Bestandteil der westdeutschen Außenpolitik in den 50er Jahren), sich aber andererseits um die Integration in einen westlichen Machtblock bemühte, der sich gegenüber Territorien östlich der neuen Bundesrepublik immer feindlicher gebärdete.

Die Liebesgeschichte: die Geschichte jeder Frau?

In ihrer Arbeit über die narrative Grammatik der trivialen Frauenliteratur entwickelte die »English Studies Group« am CCCS eine Theorie der »klassischen« Liebesgeschichte, zu deren Hauptmerkmal sie die Entwicklung auf eine Sprechunfähigkeit von Frauen und ihr schließliches Schweigen zählt (English Studies Group 1980, 262). Das »Happy-End« markiert für die Heldin der Liebesgeschichte den Anfang der Zerstörung ihres Selbst als autonomes sprechendes Subjekt — wie die folgende Stelle aus Barbara Cartlands² *Blue Heather* illustrieren soll:

»... sieh es so«, sagte er. »Das Hauptmoment in Nadas letzten Lebensjahren war ihre übergroße Liebe zu Philip. Das allein war in ihrem Leben wichtig ... Worauf es also ankommt, ist die Liebe, nicht zu dir selbst oder wegen der Seelenruhe, sondern zu Philip. Denk an ihn, nur er zählt.« Ich schwieg; dem war nichts hinzuzufügen. (1953, 260)

Das erste Merkmal des narrativen Abschlusses in der Liebesgeschichte ist demnach, daß Frauen das Recht zu sprechen genommen wird; gleichzeitig werden sie in den abgeschlossenen Bereich von Heim und Familie verbannt. Die narrative Auflösung ist gleichbedeutend mit Heirat und mit der Übernahme der Rolle der Frau als Ehefrau und Mutter. Dies bietet einige Anhaltspunkte dafür, warum die *Narration* der Liebesgeschichte im besonderen in der Aneignung der biologischen Gebärfähigkeit von Frauen für eine bestimmte kulturelle Rolle so entscheidend ist. Die Erzählung der Liebesgeschichte konstituiert den Übergang von Unreife zur erwachsenen Weiblichkeit, vom ledigen zum verheirateten Status. Sie projiziert Frauen zeitlich nach vorne — das stellt die zeitliche Abfolge der Erzählung sicher —, nur um sie aus der linearen Abfolge der historischen Zeit in einen zeitlosen Raum außerhalb und neben der Kultur zu verbannen. Sind die Frauen erstmal in einen endlos repetitiven Lebenszyklus zurückgeschickt, wird ihre Biologie als bestimmend für die alltägliche Organisation ihres Lebens gesehen. So beginnt z.B. Fay Weldons Roman *Down Among the Women* fatalistisch:

»Unten bei den Frauen. Was für ein Ort! Und doch sind wir alle hier aufgrund von Geburt, gewachsenen Brüsten und Bäuchen, so zyklisch in unserer Natur wie unser Zeitmesser, der Mond — und hier unten bei den Frauen müssen wir bleiben, wir haben keine andere Wahl.« (1971, 1)

Anders als Fay Weldon schlägt die »English Studies Group« ein Theoriemodell vor, das uns Feministinnen einigen Grund zum Optimismus dafür gibt, wie Frauen aus dem ewigen Kreislauf reproduktiver Arbeiten ausbrechen können. Für sie ist es nicht »unser Zeitmesser, der Mond«, der Frauen auf ihr »biologisches Schicksal« vorbereitet, sondern es sind kulturelle Konstruktionen — in diesem Fall die Liebesgeschichte —, die sich, als Produkt menschlicher Sprache und Kultur, auch durch menschliches Handeln verändern lassen.

Die Gruppe des CCCS zog für ihre Untersuchung der Liebesgeschichte in erster Linie Beispiele von Barbara Cartland heran, der Hauptanstoß für ihre wissenschaftliche Argumentation kommt aus strukturalistischen Theorien über die Erzeugung von Bedeutungen im Narrativen. Cartlands Romane werden als Paradigma für das Genre der Liebesgeschichte insgesamt gesehen, und die Textverfahren des Abschlusses bei Cartland werden zu »grundlegenden Strukturmerkmalen« trivialer Frauenliebesgeschichten in all ihren Erscheinungsformen erklärt. Narrative »Funktionen« entwickeln sich unerbittlich zur Lösung in einem doppelten »Abschluß« hin. Die rigiden narrativen Regeln der Liebesgeschichte fordern am Schluß die Vereinigung mit dem — und die einhergehende Unterordnung unter den — männlichen Helden: »Ich liebe Dich«, flüstert die Frau, und ihr Schicksal ist besiegelt. Darüber hinaus ist die Vereinigung von Frau und Mann unauflöslich mit der Einnahme der Frau der vorbestimmten kulturellen Position als Ehefrau und Mutter gepaart:

»Die romantische Liebe führt zu Familie und Kindern. Liebe und Reproduktion sind unauflöslich miteinander verknüpft. Triviale Frauenliebesgeschichten inszenieren einen Abschluß mit dem Zusammenfall von emotionaler Bindung und der Unentrinnbarkeit der Ehe.« (English Studies Group 1980, 262)

Sie sehen den Liebesroman als eine beschränkte Menge narrativer Codes, die in eine zielgerichtet fortschreitende narrative Struktur eingebettet sind. Dies sind die Merkmale, anhand derer wir einen fiktionalen Text dem Genre der Liebesgeschichte zuordnen können. Diese beiden Aspekte — die Zielgerichtetheit der Erzählstruktur und das Verfahren bestimmter narrativer Codes — sind sicherlich für jede Analyse von Liebesgeschichten grundlegend; dennoch ergeben sich aus dieser Theorie Probleme. Erstens ist es fraglich, ob wir von einer narrativen »Struktur« reden können, sowohl bezüglich bestimmter *Handlungen* (vom »ersten Schritt« zum »letzten Kuß«) als auch bezüglich metaphorischer und symbolischer *Kodierungen*, die spezifisch für die Liebesgeschichte scheinen. Was die »English Studies Group« als »Zusammenfall von emotionaler Bindung und Unentrinnbarkeit der Ehe« beschreibt, bezieht sich auf ein bestimmtes metaphorisches Verfahren, wobei unterschiedliche Signifikanten zusammengebaut werden, um bestimmte Äquivalenzen zu konstruieren: Liebe ist gleich Ehe, ist gleich Häuslichkeit, ist gleich Mutterschaft ... usw. Diese Äquivalenzen kommen in der Tat in vielen Textsorten vor, die sich selbst explizit in die Kategorie »Liebesgeschichte« einordnen: Trivialromane von Barbara Cartland und Mills and Boon³, Kitschgeschichten in Illustrierten und Groschenromane für eine Leserinnenschaft, die sich in erster Linie aus Hausfrauen und Arbeiterinnen zusammensetzt. Andererseits verschwindet die Gleichsetzung von Liebe und Ehe aus einer großen Anzahl von Erzähltexten, die den-

noch als »Liebesgeschichten« angesehen werden können: Liebesgeschichten in Jugendzeitschriften z.B. enden selten auf dem Standesamt oder auch nur mit dem Eheversprechen. Wenn die Romane von Barbara Cartland auch viele typische Charakteristika des Genres »Liebesgeschichte« aufweisen, können diese doch nicht als »grundlegende Strukturmerkmale« des gesamten Genres angesehen werden.

Warum als Erzählung?

Versuchen wir, die Liebesgeschichte als Erzählung zu betrachten, stehen wir einem scheinbaren Widerspruch gegenüber. Zunächst scheint die Erzähltheorie für den Unterricht geeignet, um eine erste Distanz zu den Texten herzustellen, die sonst als bloße Erweiterung oder Spiegelung der »realen Welt« gesehen werden. Wenn wir mehrere Texte unter dem Gesichtspunkt immer wieder vorkommender narrativer »Strukturen« besprechen, werden die Schüler/innen vielleicht zu der Schlußfolgerung gelangen, daß die Wirklichkeit, die in diesen Texten dargestellt wird, auf bestimmte Weise strukturiert ist. An dieser Stelle wird der/die wissende Schüler/in bestimmt die unangenehme Frage stellen, »Was ist nun daran neu?« Strukturanalysen laufen unweigerlich auf eine »internationale, überhistorische, transkulturelle« Struktur hinaus (Barthes), die auf die Abfolge der erzählten Ereignisse aufgesetzt wird und in diese Abfolge eine Logik von Ursache und Wirkung einschreibt, die sie selbst gar nicht besitzen muß. Das lesende Subjekt trägt an jede neue Geschichte eine Erinnerung an vorherige Erzählungen heran, die die Progression des Narrativen-als-Abfolge in ein Narratives-als-Logik transformiert: so trägt die Leserin in einer Liebesgeschichte die Erwartung eines bestimmten Endes an die Erzählung — die romantische Vereinigung oder das Gegenteil, den tragischen Tod oder Abschied einer der Hauptfiguren. Auch wenn die Leserin sich dessen ganz bewußt ist, sowohl der Erwartungen als auch deren Entfernung von der »realen Welt« (Liebesgeschichten werden ja gerade wegen des Happy-Ends gelesen, von dem *gewußt* wird, daß es »nicht real« ist), kann es für Lehrer/in und Schüler/in nur begrenzten Wert haben, die »ideologischen« Dimensionen einer »zugrunde liegenden« narrativen Struktur hervorzuheben. Warum geben wir uns trotzdem mit der offensichtlich begrenzten Erzähltheorie ab? Bei den trivialen Liebesromanen haben wir es mit *Fantasien* zu tun, die in den Textrepräsentationen konstruiert werden; das Konzept der Fantasie bleibt zentral, auch wenn wir es mit scheinbaren Fakten zu tun haben. Der Begriff »Fantasie« darf nicht mit dem Konzept »Traum« verwechselt werden, wenn auch der implizite Bezug zum Unbewußten und zum Begehren, den beide Begriffe beinhalten, auf jeden Fall für jede Theorie der Liebesgeschichte relevant ist. Fantasie unterscheidet sich als spezifische Repräsentationsweise vom Traum durch die Art der Positionierung des Subjekts. Im Traum sind die Grenzen zwischen dem Selbst und den anderen nie klar gezogen: »Charaktere« verändern und vermischen sich, Bilder des Selbst verschmelzen mit halluzinierten Repräsentationen von anderen. Mehr noch, der Traum widersetzt sich den Gesetzen von Zeit und Raum, denen das bewußte »Ich« unterworfen ist; daher ist das Subjekt im regressiven Stadium des Traums dem Diktat der bewußten Logik nicht mehr unterworfen:

»Wenn wir den Traumvorgang als eine Regression innerhalb des von uns angenommenen seelischen Apparats ansehen, so erklärt sich uns ohne weiteres die empirisch festgestellte Tatsache, daß alle Denkrelationen der Traumgedanken bei der Traumarbeit verlorengehen oder nur mühseligen Ausdruck finden.« (Freud 1961, 443)

Fantasie läßt sich insofern mit dem Traum vergleichen, als sie Repräsentationen »unbewußter« Ängste und Begehren anbietet; trotzdem ist der Unterschied zwischen Fantasie und Traum unerläßlich, denn erstere bewegt sich in der Sprache, daher sind diese Hervorbringungen des Unbewußten *systematisch* strukturiert. Mit anderen Worten, das »Ich« der Fantasie steht in besonderen strukturierten Relationen zu anderen repräsentierten Objekten, und zwar auf der syntagmatischen Achse der Repräsentation im Text, im Sprechen, im Bild oder in der fantasierten Handlung.

An dieser Stelle nun wird die Untersuchung der Liebesgeschichte als Erzählung sinnvoll. Wie bereits gesagt, bringen die Repräsentationen in der Fantasie das »Ich« in strukturierte Beziehungen zu repräsentierten anderen. So kann eine Analyse der Beziehungen zwischen Aktanten der Erzählung unschätzbar sein, indem sie die begrenzten syntaktischen Positionen verortet, die das »Ich« im Text einnehmen kann und zu denen die Leserin über die Identifikation mit einem oder mehreren repräsentierten »Charakteren« Zugang hat. Andererseits sagt eine solche Analyse der syntaktischen Strukturen nur wenig über die semantische Strukturierung des Textes aus. Zugespitzt formuliert: eine Untersuchung der »Subjektpositionen« in der narrativen Syntax ermöglicht es uns nicht, den Unterschied zwischen den folgenden Sätzen zu bestimmen oder zu untersuchen:

a) Ich küßte ihn.

b) Ich küßte den Prinzen meines Herzens, meines Begehrens, meiner Fantasien und ... meiner Alpträume.

Auf die Gefahr hin, daß es banal klingt: diese beiden Beispiele können zeigen, wie »er« (das »Objekt des Kusses« sozusagen) auf ganz unterschiedliche Arten in das Narrative kodiert werden kann. Wir haben es hier mit etwas Komplizierterem zu tun als mit irgendeinem »grundlegenden Strukturmerkmal« der Erzählung, deshalb möchte ich mich an dieser Stelle poststrukturalistischen Erzähluntersuchungen zuwenden — vor allem Roland Barthes' *S/Z* (Barthes 1976) — und zwar wegen ihrer entsprechend komplexen Theorie möglicher Leseweisen von Trivialliteratur.

S/Z stellt Barthes' endgültigen Bruch mit etablierten Traditionen in der Semiotik und mit seiner eigenen früheren Arbeit im Bereich der Strukturanalyse von Erzählungen dar. In *S/Z* unternimmt er ein »Zeitlupenlesen« einer kurzen Erzählung von Balzac, *Sarrasine* (1830), die er in 561 »Lexien« aufgliedert. Das sind Einheiten der Bedeutungserzeugung, die sich aufgrund ihrer semantischen Einheit bestimmen lassen (d.h. auf der Ebene des »Signifikats«), die aber anhand der *Anordnung der Signifikanten* untersucht werden. So wird das wiederholte Lesen zu einem Prozeß, in dem die Beziehungen zwischen den Signifikanten auf der horizontalen Ebene des Textes aufgespürt werden. Es offenbart keine Tiefenstruktur von Bedeutungen, sondern eine Menge wiederkehrender Textverfahren, die Barthes fünf verschiedenen »Kodes« zuordnet: dem

hermeneutischen, dem proäretischen, dem semischen, dem symbolischen und dem kulturellen Kode.

Für Barthes' Bruch mit der Strukturanalyse sind die beiden ersten Kodes am entscheidendsten. Den hermeneutischen Kode kennzeichnet zunächst, daß er ein Rätsel aufgibt — in *Sarrasine* vor allem das Rätsel der Geschlechteridentität, aber auch andere Probleme und Fragen an unterschiedlichen Stellen in der Erzählung (wo kommt z.B. der Reichtum einer Figur her?). Zur »Inventur« des hermeneutischen Kodes gehört es, die Stellen im Text zu unterscheiden, an denen »ein Rätsel auf sein Zentrum ausgerichtet, gesetzt, formuliert wird, seine Auflösung verzögert und es schließlich aufdeckt« (S/Z, 23). Der proäretische Kode (oder Aktionskode) ist der entscheidende insofern, als er den Handlungsablauf beinhaltet, durch den sich die Erzählung von Anfang bis Ende entwickelt. Lexien, die zum proäretischen Kode gehören, treiben die Erzählung zeitlich voran, es gibt keine innere Logik des Ablaufs — seine Begründung ist mehr empirisch als logisch, die Logik ist lediglich »die des Schon-Vollendeten oder des Schon-Gelesenen« (S/Z, 24). In diesem Punkt überwindet Barthes in S/Z die Grenzen der Strukturanalyse. Für ihn ist die Enthüllung einer überhistorischen, unveränderlichen Struktur, die jedem Narrativen zugrunde liegt — sei es eine sprachliche Äußerung, ein Bild, Text, Tagtraum oder eine erinnerte Erfahrung — nicht das Entscheidende. Die Suche nach der »Realität« des Textes in den Strukturen, die seinen Erscheinungsformen zugrunde liegen, so behauptet er, ist gleichzeitig eine Suche nach dem letzten Schluß des Textes, in der semiologischen Theorie die Suche nach einer »denotierten« Wahrheit des Textes oder Bildes; sie bestallt den »wissenschaftlichen« Kritiker als privilegierten Überbringer dieser Wahrheit.

Im Gegensatz dazu ist es Barthes' Ziel, den Text für eine Vielzahl von Lesweisen zu öffnen, ihn aus der Zwangsjacke seiner »common-sense«-Interpretationen zu befreien, ihn auszuschmücken, zu bereichern und auszumalen, anstatt ihn verstummen zu lassen. Aus diesem Grunde kommt das Thema Erzählstruktur in S/Z nicht vor, denn sich der Unveränderbarkeit einer endlosen Gleichheit der Erzählstruktur beugen hieße, genau diese Abschlußverfahren ins Spiel bringen, gegen die Barthes sich ausspricht. Einen Textschluß kann es nur im hermeneutischen Kode geben, der, indem er eine Frage stellt, eine Antwort fordert, auf die hin sich die Erzählung bewegen muß. Die »Logik« des Narrativen ist dann nicht mehr in die narrative »Struktur« eingeschrieben, sondern statt dessen in einen der fünf Kodes verschoben, die die Oberfläche des Textes durchbrechen.

Barthes' Arbeit hat zwei Konsequenzen für eine Analyse der Liebesgeschichte als Erzählung. Zum ersten verbietet sie die Vorstellung, das Genre sei nichts als die endlose Wiederholung derselben alten Liebesgeschichte. Im Gegenteil muß jeder Text dieses Genres — welche Ähnlichkeit er mit andern auch immer haben mag — zunächst in seiner Einzigartigkeit untersucht werden. Die Verfahren müssen verstanden werden, mit denen syntaktische, metaphorische und metonymische Beziehungen erzeugt werden, die für diesen Text spezifisch und einmalig sind. Gleichzeitig zeigt Barthes' Arbeit am hermeneutischen Kode den Weg zu einer engeren, dafür aber handhabbareren Arbeitsdefinition der

»Liebesgeschichte«, und zwar mittels einer zentralen Frage oder eines zentralen »Rätsels«: der Frage des sexuellen Begehrens und ihrer Lösung in der heterosexuellen Vereinigung. Die Erzählung der Liebesgeschichte wird durch die Erkenntnis initiiert, daß etwas fehlt — der Held hat keine Partnerin. Diese Erkenntnis beruht auf einem Gegensatz, dem Gegensatz von Mann und Frau, und das männliche Begehren wird mobilisiert, um diesen Gegensatz durch sexuelle Vereinigung aufzuheben. Das bedeutet aber nicht, daß Frauen in der Erzählung der Liebesgeschichte als Akteurin nicht vorkommen. Wie ich an Beispielen zeigen werde, sind sie durchaus aktiv und bereiten dem Helden seinen Auftritt vor. Trotzdem ist es normalerweise der Mann, der den ersten Schritt machen muß (sich mit der Frau verabredet, sie zum Drink einlädt, ihr anbietet, ihr »seine Plattensammlung zu zeigen«). In diesem Sinne möchte ich von der Mobilisierung *männlichen* Begehrens sprechen. Dieses Begehren wird befriedigt und das Rätsel, das die Erzählung vorantreibt, durch die heterosexuelle Vereinigung gelöst (die in der »klassischen« Liebesgeschichte gleichzeitig das weibliche Begehren abschließt und die Frauen in eine Position außerhalb von Sprache und Kultur verbannt).

Liebesgeschichten so zu bestimmen, hat besondere Bedeutung für die Wahl der zu untersuchenden Texte, da wir so in der Lage sind, Liebesgeschichten in Frauenromanen selbst, aber auch woanders zu analysieren. Die Liebesgeschichte gibt es als eigenständiges Genre, sie ist aber vielleicht einzigartig, indem sie auch in vielen anderen Trivialgenres vorkommt, in Western, Kriegsabenteuern und Science Fiction. Meistens spielt die Liebesgeschichte als zweit-rangige Erzählung unter der Oberfläche des Textes und tritt an Stellen des Stillstands als Haupterzählstrang hervor (die Rückkehr des Cowboys zum heimatischen Stall oder der allabendliche Drink des Raumschiff-Captains). In Kriegs- und Wildwestfilmen beruht die Trivialerzählung oft entscheidend auf ein wenig »Interesse an Liebe«, einem Schuß Erotik für die Zuschauer/innen, wenn ihre Aufmerksamkeit nachzulassen beginnt. Was gegenwärtige Genre- und Erzähltheorien leicht übersehen (z.B. Neale 1981), ist die Art und Weise, mit der eine Liebesgeschichte scheinbar grundlos in ein anderes Genre eingebaut ist, in dem sie eine integrierende Rolle bei den »Orientierungen und Erwartungen« (Neale 1981, 6) spielt, die zwischen Industrie, Text und lesendem Subjekt zirkulieren. Wie oft z.B. folgt der Gesetzesübertretung, mit der ein Krimi beginnt (Neale 1981, 3f.), eine Verletzung des Rechts auf patriarchalischen Besitz an Frauen — die erste Übertretung widerspiegelnd und bestätigend? Eine typische Inszenierung verwickelt die Freundin oder Frau des Detektivs, der den Fall bearbeitet, so, daß sie angegriffen, entführt und als Geisel festgehalten wird. Die Lösung der Erzählung besteht in der Bestrafung der Verbrecher und der Wiedervereinigung des weiblichen Opfers mit dem Helden, oder: der Rückgabe an den rechtmäßigen »Besitzer«. Im modernen Science Fiction geschieht dasselbe: Wie oft wird auch hier die Sehnsucht, die äußersten Weiten des Universums zu erobern, »mutig dorthin zu gehen, wohin noch kein Mensch (sprich *Mann*) je gewesen ist«, in die sexuelle Eroberung der fremden und bedrohlichen Kriegskönigin gelenkt! Die vielschichtigen Begehren des Captain Kirk von »Raumschiff 'Enterprise'« z.B. treffen fortwährend auf die falschen Lie-

besobjekte, die ihn seinem Raumschiff zu entreißen drohen, seiner Mannschaft und seinen Aufgaben. Jim Kirks Erfolg als Raumschiff-Captain hängt von zwei Dingen ab: von seiner Fähigkeit, Liebesgeschichten zu initiieren (seine rechte Hand, Spock, reicht nicht an ihn heran, was Männlichkeit betrifft, da er sich *niemals* verliebt) und sich dennoch zurückzuziehen, bevor sie verbindlich werden, vor Befriedigung, Gleichgewicht, Stillstand. Kirk prüft und forscht ständig weiter: sein Begehren kennt keine Grenzen, seine Potenz ist unübertroffen und sein Geschmack Frauen gegenüber wählerisch; sie sind verlockend wie die Galaxien, die er durchquert und unendlich in ihrer Verschiedenartigkeit wie das Universum selbst.

Die Liebesgeschichte kann auch als das Feld gesehen werden, auf dem Erzählungen vieler anderer Genres inszeniert und gelöst werden. Da sich die Liebesgeschichte mit anderen, »männlichen« Genres mischt, wird Weiblichkeit mit einer Fülle anderer Begehren und Ängste assoziiert — der unbekannteren Verführerin aus dem Weltraum, der russischen Bedrohung usw., und das Happy-End der Liebesgeschichte wird in andere Erzählschlüsse eingebunden — die Lösung eines Mordfalls, die Rückkehr des Kriegshelden, die Erledigung einer Spionage-Mission. Die Art und Weise dieser Verflechtung verschiedener Erzählstränge möchte ich in *Dawai Dawai* untersuchen.

***Dawai Dawai* oder: »Wie die Liebe für den Westen errungen wurde«**

Die westdeutsche Teenagerzeitschrift *Bravo* möchte Leserinnen *und* Leser ansprechen. Seit ihrer ersten Ausgabe 1956 spielen Fortsetzungsromane eine zentrale Rolle. Der erste war »Gepeinigt bis aufs Blut«, die Geschichte der Schauspielerinnen Vera und ihrer skandalösen Liebesaffären. Er hatte acht Folgen und gipfelte schließlich in der Ermordung Veras durch die arme Waise Gabriele (als Vergeltung für ihre sexuellen Extravaganzen). Bis heute ist die Länge der Fortsetzungsromane in etwa gleich geblieben, es sind nie mehr als zehn Folgen. Die Auflösung der Erzählung wird über mehrere Folgen hinweg hinausgezögert. In diesem Sinne dient der Fortsetzungsroman den Interessen der Zeitschriftenindustrie durch die Strukturierung der Textverfahren zur Genußproduktion nach dem »Ampel-Prinzip« (stop — go; stop — go). Das Geheimnis einer erfolgreichen Fortsetzungsgeschichte liegt in der Überwindung der Spannung zwischen dem unmittelbaren Genuß (die Geschichte darf niemals langweilig werden) und der aufgeschobenen Befriedigung der Leserinnenwünsche: Das Lesen muß in jeder Folge unmittelbar Lust bereiten und gleichzeitig das Begehren nach dem zukünftigen Konsum wecken. Die Spannung wird erst in der letzten Folge gelöst, wenn — wenigstens als klassisches Happy-End — alle losen Stränge ordentlich miteinander verbunden werden. Und dennoch ist es nicht die Kapitallogik, die die Erzählung zur Lösung vorantreibt: eine Theorie des Fortsetzungsromans in Begriffen seines »Warencharakters« allein bewirkt ihren eigenen Textschluß. Ist die ökonomische »Wirklichkeit« ihrer formalen Struktur erst entlarvt, bleibt nichts Interessantes mehr übrig.

Die ausführliche Analyse einer konkreten Geschichte ist wahrscheinlich erschellender und bietet in diesem Fall mögliche unvorhersehbare Erkenntnisse über genauere Einzelheiten der Liebesgeschichte der 50er Jahre. *Dawai Dawai*

ist nicht in erster Linie eine Liebesgeschichte: sie spielt in einem russischen Kriegsgefangenenlager in den späten 40er und frühen 50er Jahren. Sie verfolgt die fiktionale Vergangenheit einer Gruppe von deutschen Kriegsgefangenen, ihre Erfahrungen im Lager, ihren erfolglosen Fluchtversuch und die Konsequenzen, als sie wieder gefangen werden. Damit ist nicht gesagt, daß die Erzählung keine Liebesgeschichte enthält: dem obligaten Interesse an Liebe kommen drei weibliche Schlüsselfiguren entgegen: Sabine, Magda und Katharina. Sabine ist die Frau von Reggs, der Selbstmord verübt, als er einen Brief von Sabine mit der Bitte erhält, sich von ihm scheiden lassen zu dürfen. Sie hat sich verliebt und lebt mit einem anderen Mann zusammen. Magda, ein Beispiel weiblicher Treue und Selbstaufgabe, ist mit Franz, einem andern Kriegsgefangenen, verheiratet. Sie setzt ihr Leben für ihn aufs Spiel, indem sie nach Rußland fährt, um ihn zu holen. Erst wird sie als Spionin verhaftet, dann schafft sie es aber, ihre Gegner von ihrer Harmlosigkeit zu überzeugen, und mit großem Publicity-Rummel wird sie mit Franz für ein paar kurze Tage voller Seligkeit wiedervereinigt. Das Ganze wird jedoch als reine Propaganda der Russen enthüllt. Sie halten ihr Versprechen nicht, dem Paar freie Ausreise zu gewähren, sondern schicken Franz ins Lager zurück und begleiten Magda zur deutschen Grenze. In Deutschland beginnt sie, ein Heim für Franz herzurichten. Dieser kehrt schließlich nach Hause zurück, nachdem ein mitfühlender russischer Offizier seine Vorgesetzten davon überzeugen konnte, daß es vorteilhafter sei, ihn zu entlassen (wodurch sich die Glaubwürdigkeit der Sowjets in der internationalen politischen Szene erhöhen würde).

Katharina schließlich ist die Frau von Seidenwar, dem russischen Offizier, der Franz zur Rückkehr verhalf. Zu Beginn der Erzählung ist Seidenwar der Verantwortliche für das Lager. Katharina verliebt sich in Peter, einen der Gefangenen, und hat eine Liebesaffäre mit ihm. Dadurch trägt sie zum Sturz ihres Mannes bei (einem der wenigen »guten« Russen in der Geschichte). Seidenwars Vorgesetzte in der Partei suchen nach einer Gelegenheit, ihn abzusetzen, und Katharinas Ehebruch liefert ihnen genug Vorwand für seine öffentliche Ungnade und seine Inhaftierung. Als Katharina klar wird, wie sehr sie ihn liebt, rächt sie ihn, indem sie den Parteifunktionär erschießt, der hauptsächlich für die Verhaftung verantwortlich war. Sie landet dann selbst im Gefängnis, zusammen mit den beiden Männern in ihrem Leben, Seidenwar und Peter. Seidenwar stirbt an einer unheilbaren Krankheit, jedoch nicht, bevor er der zukünftigen Verbindung von Katharina und Peter seinen symbolischen Segen gegeben hat. Auf seinem Sterbelager legt er ihre Hände ineinander und schickt sie dann fort, damit er in Ruhe sterben kann. Peter wird schließlich aus dem Lager entlassen und nimmt Katharina mit. Die Erzählung geht ihrem Ende zu ...

»Als sie unverrichteter Dinge wieder abgezogen sind, nimmt er Katharina in die Arme. *Sie hält ganz still.*

'Immer noch Angst', fragt er.

'Nein', flüstert sie.

'Immer noch Zweifel, daß ich erreiche, was ich will?'

'Nein', haucht sie.

'In keiner Beziehung?'

'In keiner Beziehung.'

Da nimmt er sie und *verschließt ihren Mund.*« (40)

Auffallend ist die Ähnlichkeit mit den Erzählschlüssen der Liebesromane von Barbara Cartland. Katharina trägt hier die Litanei ihrer sexuellen Eroberungen vor. Ihre Stimme verschwindet ins Schweigen, ihre einsilbigen Antworten münden in die wörtliche Wiederholung von Peters Frage: »In keiner Beziehung«. Der Kuß, mit dem Peter seinen Besitz besiegelt, bringt sie völlig zum Schweigen. Ihre anschließende Heirat markiert das Ende all ihrer Abenteuer und den Anfang ihres neuen Lebens als »wahre« Frau, Ehefrau und Mutter.

Es gibt besondere Gründe, aus dem Blickwinkel einer Theorie der Liebesgeschichte das, was anfangs als Abenteuergeschichte erscheint, noch einmal neu zu lesen. In der hier zusammengefaßten Geschichte fungiert die Auflösung der in der Erzählstruktur untergeordneten Liebesgeschichte gleichzeitig als Lösung des Abenteuers der Kriegsgefangenen, das uns anfänglich der Haupterzählstrang schien. Ich habe behauptet, daß der Bruch, der die Liebesgeschichte einleitet, das Erkennen eines Mangels ist — dem männlichen Helden fehlt eine Partnerin. Diese Erkenntnis beruht auf einem Unterschied, dem Gegensatz von Mann und Frau, und das männliche Begehren wird mobilisiert, um diesen Gegensatz durch sexuelle Vereinigung aufzuheben. Vom Standpunkt des Helden Peter aus wird in *Dawai Dawai* die Trennung zwischen dem männlichen Subjekt und dem weiblichen Anderen (Katharina) durch die Inbesitznahme des Anderen aufgehoben. Katharinas Unterordnung unter ihren zukünftigen Ehemann wird im Schlußabschnitt dadurch gekennzeichnet, daß Peter sie zum Schweigen bringt: »Da nimmt er sie und verschließt ihren Mund.«

Das Moment Katharinas Eroberung kann jedoch nicht allein aus dem Gegensatz männlich/weiblich erklärt werden. Viel bedeutender ist die Art und Weise, mit der dieser Gegensatz von einer Reihe anderer unausgesprochener Gegensätze überlagert wird: kalt/heiß, verführerisch/vollziehend, Angst/Begehren, Leben/Tod, die dann im romantischen Happy-End miteinander verflochten werden. Ein paar Zitate aus dem Text sollen dies verdeutlichen. Die folgenden Beispiele sind willkürlich verschiedenen Stellen des Textes entnommen, in allen jedoch ist Katharina die Hauptfigur.

»Sie ist *kühle*, lächelnde Beherrschtheit. Eine Dame, die mit der Noblesse der großen Welt eine Offiziersbaracke im *verlorenen Rußland* füllt. Peter bewundert sie. Aber er sieht *ihre lockende Schönheit* wie unter einem Glassturz, den er nie mehr entfernen wird.

Peter *überlegt nicht*. Er *fühlt* sie nur. *Fühlt*, wie sie sich ihm entgegendrängt. *Schicksal*, denkt er. Es hat sich von selbst entschieden. Ich habe getan, was ich konnte.

Jeder hat seinen besonderen Grund, aus dem Lager zu flüchten ... Peter Grasser, *weil er die Umarmungen Katharinas fürchtet* ... (26)

(... als Peter auf dem Weg durch Rußlands schneebedeckte Weiten ist) ... Der *Schnee* funkelt Peter an wie *die kalten Augen Katharinas* ... (30)

Der Kommissar war immer anständig und menschlich ... Aber ich fliehe ja nicht vor ihm. Nur vor *Katharina*. Nur vor dem *Stacheldraht*. Nur vor dem *System*. (30)

... Katharina nickte, dann richtete sie sich entschlossen auf. Ihre Augen wurden *unergründlich blau wie ein Gletschensee*. 'Du willst, daß ich seine Geliebte werde, nicht war?', fragte sie *kalt* ...« (30)

Ein letztes Beispiel (zu umfassend, es hier ganz zu zitieren) ist eine ganze Erzählsequenz, in der Peter, der als Elektriker für die russische Armee arbeitet, Katharinas Anwesenheit im Lager wahrnimmt. Er arbeitet mit einem Mitge-

fangenen, Klaus Denk, an der Reparatur eines defekten Kabels und hat mit einem sowjetischen Ingenieur vereinbart, daß er den Strom einschalten soll, wenn Peter ihm ein Zeichen gibt. Während Klaus mit dem Kabel beschäftigt ist, erkennt Peter plötzlich das Gesicht einer Frau dicht neben ihm: es ist Katharina. Sie wendet sich ab, um vor ihm zu fliehen, und er ruft: »Nein!« — Dies mißverstehet der sowjetische Offizier und betätigt den Einschalthebel für den Strom. Eine blaue Flamme, ein blendender Blitz, und Klaus Denk ist tot.

»... 'Nein', brüllt er noch einmal. Er stürzt in die Schalthalle, reißt den Russen von den Hebeln zurück. Der sieht ihn verdaddert an. Er hat einfach falsch verstanden. Er hat Peters Ruf für das verabredete Zeichen gehalten ...

Die Hebel fliegen in die Ruhestellung. Peter geht mit bleiern Füßen zurück.

Klaus Denk liegt über einem verschmorten Kabel. Sein Gesicht ist schwarz. Als Peter sich niederbeugt, weiß er, daß ihm nicht mehr zu helfen ist.

Ganz langsam hebt er den Kopf. Katharina lehnt mit *geschlossenen* Augen an der Tür.

'Katharina!', schreit er, und es klingt wie ein Hilferuf.«

Katharina bringt Männern den Tod: dieses Bild verfestigt sich später, als Peter über die Ereignisse der vorangegangenen Tage nachdenkt:

»Seine Gedanken flogen dabei zwischen dem *toten* Ingenieur und der *lebendigen* Katharina hin und her ...« (26)

Was oder wer ist Katharina? Sie ist eine kalte Frau in einem kalten und elenden Land: Rußland, ein feindseliges, durch Schneemassen abgeschnittenes Land. Sie ist schön, aber gefährlich. Ihre Liebe ist das »Schicksal«, das Peter erwartet, wenn er einmal die kritische Fähigkeit des rationalen Denkens verliert — und dennoch ist er ihr gegenüber manchmal hilflos (»ich habe getan, was ich konnte«). Sie ist der Stacheldraht, der ein feindseliges System einschließt. Ihr eisiger, starrer Blick bringt letztlich den Tod — nur wenn Katharina die Augen schließt, kann Peter sie um Hilfe bitten. Im Lauf der Entwicklung der Erzählung werden metaphorische und metonymische Verbindungen zwischen Katharina und einer Reihe von anderen Signifikaten hergestellt: Kälte, Tod, Rußland, Gefahr, Impotenz, Schönheit, Zerstörung. Gleichzeitig entwickelt sich Peter allmählich zum wirklichen Helden in der Erzählung. Z.B. ist er es, der den Fluchtversuch der Gefangenen organisiert und anführt, und er ist es auch, der mit dem »guten« Russen Seidenwar Freundschaft schließt. Und er erkämpft sich schließlich den Weg aus dem Kriegsgefangenenlager — dank seiner hervorragenden Kenntnisse und technischen Fähigkeiten als Ingenieur. Er sagt selbst: »Ich erreiche, was ich will.«

Besonders bedeutend ist Peters Freundschaft mit Seidenwar, weil sie darauf gründet, daß beide menschlich sind: »Menschen gibt es auch in der Uniform von Sowjetkommissaren« (27). Peters Loyalität zu Seidenwar geht sogar über seine Liebe zu Katharina: Weil er seinen Freund nicht hintergehen kann, läßt er Katharina beim ersten Fluchtversuch zurück. Der Vertrauensbruch ihr gegenüber ist zulässig, da er einem anderen Mann eine bindendere Verpflichtung schuldet:

»'Liebst Du mich?' fragt sie.

'Immer noch.' Er streicht über ihre Haare, seine Hand krampft sich um ihren Nacken. Sie stöhnt.

Sie spricht schnell, atemlos, abgehackt. 'Wir werden durchkommen ... Ich kann ja Russisch ... Ich werde Dir eine Uniform besorgen ... Ich fälsche Papiere ...' Sie klammert sich an ihn. 'Nimmst Du mich mit?'

Ihre Augen sind groß und angstvoll geweitet. Er glaubt zu träumen. *Ist er nun der Verpflichtung gegenüber Seidenwar ledig oder nicht?* Sein Kopf dröhnt. Es ist alles so kompliziert.

'Ja', erwidert er heiser. 'Ich nehme dich mit.'

Und er weiß, daß es eine Lüge war ...«

Unser Held, so scheint es, ist in Gefahr, die Kontrolle zu verlieren. Sein Gefühl der Treue-Pflicht gegenüber einem vertrauten Freund schwankt und droht unter den Annäherungsversuchen sinnlicher Weiblichkeit zusammenzubrechen. Er verliert sogar vorübergehend die Kontrolle über seine Sprache, mit der er schließlich seine Macht über Katharina durchsetzen wird. Katharina »spricht« hier in einem rhythmischen Diskurs des erotischen Körpers: drängend, animalisch stöhnend, oder in Atemnot hervorgepreßte Erklärungen ihres eigenen Begehrens. »Wir werden« ... »Ich kann« ... »Ich werde« ... Kaum die Oberfläche des Textes durchbrechend, stellt das weibliche »Ich«, der erste Signifikant des weiblichen Begehrens, das weibliche Subjekt in Beziehung zu anderen Textsignifikanten. Das »Ich« regiert die Verben »können«, »besorgen«, »fälschen« so weit, daß Katharina — zumindest vorübergehend — aktive Instanz der narrativen Prozesse wird. Entscheidend ist jedoch, daß weibliches Begehren hier auf Handlungen verschoben wird, die die sexuelle Vereinigung zwar *erleichtern*, aber nicht *initiierten*: Katharina kann nicht als erste sagen: »Ich liebe Dich«. Sie muß Peter dazu bringen, sie zu begehren — (»Liebst Du mich?«, fragt sie) —, so daß er die Handlung initiieren kann (»Nimmst Du mich mit?«), die letztlich zu ihrer Eroberung und ihrem Schweigen führt. (»Er ... verschließt ihren Mund.«)

An diesem Punkt in der Struktur der Geschichte hat sich noch kein fester Rahmen für mögliche Positionierungen von Subjekt und Objekt, »Ich« und »Du« aus den Beziehungen zwischen Katharina und Peter herauskristallisiert. In der Darstellung der symbolischen Gegensätze, die das Paar männlich/weiblich überlagern, war es schwierig, einen Eindruck von festgeschriebenen und statischen binären Gegensätzen zu vermeiden, die der Erzählung zugrunde liegen und die die Identität ihrer Charaktere nach einem rigiden und unveränderlichen Muster strukturieren. Es ist jedoch das Gegenteil der Fall: diese Gegensätze werden im Laufe des Erzählflusses hergestellt und sind selbst fließend und veränderlich. Der Bund zwischen Peter und Seidenwar z.B. konstituiert sie nicht nur als Gegensatz zu Katharina, sie droht jede einfache Auffassung des »Russischen« aufzubrechen. Fast alle anderen russischen Offiziere im Text werden in ihrer Animalität, Brutalität, Kälte (deshalb ihre Ähnlichkeit mit Katharina), Unmenschlichkeit und roher Gewalt *bedeutet*:

»Der Kapitän ... hat wie viele Russen eine geheime Gespenster- und Geistesfurcht. (28)

Alles vergeblich, dachte Magda. Und jetzt, da ich (Franz) gesehen habe ..., ist alles noch viel schlimmer. Mein Gott ... und da sagen (die Russen), wir sind keine *Unmenschen*. (29)

Eriksen, überlegt Toni Krug ... Leute wie er sind die Totengräber des Kommunismus, und sie sind kein Zufall. *Das Regime ist auf lauter Eriksen aufgebaut*. Sie sind die *Fettaugen* auf der Krautsuppe, *Antreiber*, *Scharfmacher*, die *Peitschen* des Kommunismus. (30)

... das weite, *eisige* Rußland ...« (29)

»Es war alles ausgestanden. Die gescheiterten Ideale, der Versuch, Kommunismus mit Menschlichkeit zu verbinden.« (30)

Seidenwar ragt als einzige bemerkenswerte Ausnahme unter den Russen heraus. Aber seine öffentliche Demütigung, die Verhaftung und sein Tod weisen deutlich darauf hin, daß der Versuch, »Kommunismus mit Menschlichkeit zu verbinden«, immer fehlschlagen wird. Gräßlich, verdorben und brutal, wie sie sind, sind die Kommunisten weder wirkliche Menschen, noch werden sie jemals menschlich sein, denn Menschlichkeit beruht auf *brüderlicher* Liebe, Freundschaft und Vertrauen *zwischen Männern*. Menschlichkeit geht erst dann siegreich hervor, als Peter seine sowjetischen Machthaber überlistet, indem er sie mit schlaun Argumenten (mit einem leichten Beigeschmack von Erpressung) dazu zwingt, ihn zu entlassen und ihm die Rückkehr nach Deutschland zu gestatten. Nachdem er die Russen so überlistet und besiegt hat, beansprucht er Katharina als sein Eigentum — ein Happy-End für dieses Paar und ein Triumph für die westliche Demokratie dazu. Erst an dieser Stelle wird das Rätsel um Katharina endlich gelöst. Bis hierhin war sie nie eindeutig gut oder schlecht, nie eindeutig loyal Deutschland oder Rußland gegenüber, nicht einmal eindeutig »weiblich« oder »männlich« (wenn wir dies mit »passiver« und »aktiver« Sexualität definieren). Katharinas »wahre« Identität wird erst dann endgültig hergestellt, als sie auf den allerletzten Seiten der Erzählung mit Peter vereint ist. Bevor ich diese Schlußsequenz noch einmal betrachte, möchte ich noch kurz einen weiteren untergeordneten Erzählstrang erwähnen: die Geschichte von Sabine und Reggs, die dazu dient, die Konnotationen von Gefahr, Tod, Angst und Schrecken zu festigen, die sich — wie gezeigt — um Katharina bündeln, dem wichtigsten Textsignifikanten von Weiblichkeit.

Sabine ist — wie auch Katharina — verantwortlich für den Tod eines Mannes: Ihr Ehemann begeht Selbstmord, als er hört, daß sie ihm untreu geworden ist. Während jedoch Katharina von einem anderen Mann gefangen und gezähmt wird, wird Sabine brutal für ihr Verbrechen gestraft. Franz Mehlert, Reggs Waffenkamerad, verschiebt die Rückkehr zu seiner Frau, um Sabine vorher aufzusuchen und zu bestrafen. Mit brutaler Offenheit berichtet er über die letzten Momente in Reggs Leben: seine Freude, als er ihren Brief erhält; seinen Kummer, der sich zum Wahnsinn steigert, als er den wirklichen Inhalt begreift; wie er sich verzweifelt auf den Stacheldraht stürzt, der das Lager umgibt; ihren Namen auf den Lippen, als die sowjetischen Wachposten ihn erschießen. Reggs Tod wird zur Legitimation für einen weiteren (symbolischen) Mord, den Mord an Sabine. Widerwillig zwar, aber gewissenhaft erfüllt Franz seine Pflicht als Soldat, indem er sie zerstört.

»Franz Mehlert tut es jetzt fast leid, als er sie so zusammengesunken auf dem Sessel hocken sieht. Und sie starrt ihn mit zuckenden Lippen an, und er sieht, daß seine brutalen Worte sie treffen wie Messerstiche.« (30)

Ich habe den Bruch, der die Handlung der Liebesgeschichte einleitet, als die Erkenntnis eines Mangels definiert — dem Helden fehlt die Partnerin. Das sexuelle Begehren des Helden treibt die Erzählung voran, weibliche Erotik wird auf ausweichende organisatorische Einzelheiten verschoben (Katharina: »Ich werde Dir eine Uniform besorgen«). Die Lösung der Erzählung mündet in die

heterosexuelle Vereinigung, die gleichzeitig das weibliche Begehren beendet: das weibliche »Ich« wird aus dem Text verbannt. Katharina und Sabine werden beide zum Schweigen gebracht. Und die Konsequenzen? »Desidero« (»ich begehre«) entspricht, wie Jacques Lacan sagt, dem Freudschen »cogito«: *desidero ergo sum* (ich begehre, also bin ich). Das Begehren wird dem Subjekt durch die Existenz eines Diskurses »aufgezwungen« (Coward/Ellis 1977, 120); der Zugang zum Diskurs ist die einzige Möglichkeit, das Begehren im kulturellen Rahmen zu organisieren. Im Liebesroman liegt das Drama der Lösung der Erzählung im Sieg des männlichen »desidero«, wodurch die Geschlechteridentität schließlich festgeschrieben wird: Weiblichkeit, vom Diskurs ausgeschlossen, außerhalb von Kultur; Männlichkeit, wo dem »Ich« die Macht über das weibliche Andere gegeben wird. In *Dawai Dawai* wird die Macht in zweifacher Weise ausgeübt: Das fremde Andere wird nach außen projiziert, verstoßen, verbannt, zerstört (Sabine), oder es wird vereinnahmt, untergeordnet (Katharina).

Perspektiven

In *Dawai Dawai* haben wir gesehen, wie die Liebesgeschichte mit dem »männlichen« Genre »Abenteuergeschichte« verflochten wird, und zwar durch die Verknüpfung von Weiblichkeit mit unterschiedlichen Signifikanten des »Anderen«, besonders mit der Repräsentation der »russischen Bedrohung«. Im Lauf der Erzählung wird eine Vielzahl von Gegensätzen nacheinander in das zentrale Gegensatzpaar männlich/weiblich eingebettet. Dadurch werden die Hauptpersonen der Geschichte, Katharina und Peter, zu den wesentlichen Signifikanten, um die die Kategorie *Unterschied* organisiert wird. Auf diese Weise können wir die Überwindung des Geschlechterunterschieds in der romantischen Vereinigung als in andere Textschlüsse eingebunden sehen: der Sieg der Menschlichkeit über das Animalische, des Westens über den Osten, der menschlichen Wärme über die eisige Kälte (die eisige Katharina wird in der letzten Folge zu »einer wilden und feurigen Schönheit«). Die Liebesgeschichte nähert sich ihrem Ende, und dennoch bleibt die Frage offen — das lästige Problem des sogenannten »Montag-Morgen-Syndroms«: Wie unterrichten wir in der Schule über die Liebesgeschichte?

Die Erzähltheorie von Barthes mag unschätzbar sein wegen ihrer ausgearbeiteten Begriffe, mit denen sie den »geschlossenen« realistischen Text aufbricht und ihn auf verschiedene Weise neu lesen läßt. Gleichzeitig birgt der Versuch, den Schülerinnen und Schülern die »Lesehilfen« zur Verfügung zu stellen, die die Theorie anbietet — indem wir z.B. die Vorstellung der »Kodes« vermitteln — die Gefahr, den Text und damit den Prozeß des Lesens aus dem Auge zu verlieren, die die Leseweise doch gerade erleichtern sollen. Sicherlich ist es sinnvoll, die Sprache für eine Analyse von Erzählungen zu vermitteln, die Sprache bleibt aber undurchschaubar und unbegreiflich, es sei denn, dem ist eine konzentrierte Beschäftigung mit dem gegebenen Text vorausgegangen, ein intensives Aufdecken der Beziehungen zwischen den »Zeichen auf dem Papier«, — und auf keinen Fall eine Neuformulierung abgegriffener alter Prinzipien. In dem Sinne ist die Untersuchung von *Dawai Dawai* weniger ein fertiges

Paradigma für einen ähnlichen Unterricht in der Schule, sondern vielmehr Anstoß für eine Lesweise, für die Vorbedingung ist, daß wir uns weigern, vor der unnachgiebigen Gleichartigkeit narrativer »Strukturen« in trivialen Liebesromanen zu kapitulieren. Vorrangiges Ziel meines Aufsatzes ist es, unerforschte Wege für zukünftige Untersuchungen zu öffnen. Insbesondere habe ich versucht, herauszufinden, wie die Untersuchung der Liebesgeschichte in Analysen anderer, »männlicher« Genres zu integrieren ist. Auch habe ich versucht, einige der Mechanismen hervorzuheben, durch die die Verbannung des weiblichen Liebesobjekts im Happy-End nach »unten zu den Frauen«, außerhalb von Kultur und Geschichte, gleichzeitig andere historische »Objekte« verdrängen, verbannen, zum Schweigen bringen oder zerstören kann, die in besondere narrative Konstruktionen der Weiblichkeit eingelassen sind. Wenn wir die Liebesgeschichte so betrachten, wird es vielleicht möglich, feministische Schulpraxis aus der ausschließlichen Beschäftigung mit spezifisch »weiblichen« Formen und Genres, wie Frauenzeitschriften, zu befreien. (Letztere sind sowieso da am interessantesten, wo es *nicht* um Liebesgeschichten geht.) Darüber hinaus wäre es vielleicht möglich, feministische Lesweisen von Trivilliteratur über den engen Horizont der sogenannten »typischen Liebesgeschichte« auszuweiten.

Anmerkungen der Übersetzerinnen

- 1 Der englische Begriff »romance« ist die Bezeichnung für ein Genre des Frauenromans und läßt sich nicht mit »Romanze« übersetzen. Wir haben das Wort »Liebesgeschichte« gewählt. Die Autorin entwickelt im folgenden einen neuen Begriff der »romance« im Rahmen der Erzähltheorie.
- 2 Barbara Cartlands Name ist in Großbritannien synonym mit trivialen Frauen- und Schicksalsromanen. Sie produziert und publiziert bis zu zehn novellenlange Taschenbuchromane jährlich. Bei uns wird sie von Goldmann, Moewig, Bastei Lübbe, Heyne usw. verlegt.
- 3 Mills and Boon ist mit Bastei Lübbe oder Moewig bei uns vergleichbar.

Literaturverzeichnis

- Barthes, Roland, 1976: S/Z. Frankfurt/M.
- Cartland, Barbara, 1953: Blue Heather.
- Coward, Rosalind, and John Ellis 1977: Language and Materialism. London
- Dawai Dawai, 1957/58. In: Bravo
- English Studies Group, Centre for Contemporary Cultural Studies 1980: Recent developments in English Studies at the Centre. In: Culture, Media, Language. Hrsg.: Stuart Hall, Dorothy Hobson, Andrew Lowe and Paul Willis. London/Birmingham, 235-68.
- Freud, Sigmund, 1961: Die Traumdeutung. Frankfurt/M., Hamburg
- Lacan, Jacques, 1973: Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse. Schriften I. Freiburg
- Neale, Steve, 1981: Genre and Cinema. In: Tony Bennett et al., Popular Television and Films. SFI/Open University Press, 3-23
- Propp, Vladimir, 1975: Morphologie des Märchens. Frankfurt/M.
- Weldon, Fay, 1971: Down Among the Women. London

Michael Gross und Mary Beth Averill

Evolution und patriarchale Mythen von Knappheit und Konkurrenz¹

Die Natur der biologischen Wissenschaft ist eine männliche Welt, gezeichnet aus den Visionen und Haltungen, die den Imaginationen und Lebenserfahrungen der männlichen Forscher entspringen. Es ist eine Aufgabe für Feministinnen, diese patriarchalischen Bilder zu überprüfen und neue Bilder der Natur zu entwerfen — solche, die feministische Fragen beantworten und mit der Wirklichkeit von Frauen vereinbar sind.

Im folgenden beschäftigen wir uns mit zwei verwandten Themen im patriarchalen Bild der Natur — Knappheit und Konkurrenz² —, und zeigen, wie sie von der Evolutionstheorie aufgegriffen wurden und wie sie heute im Evolutions- und Ökologiedenken vorkommen. Wir gehen dann kurz auf allgemeine Schwierigkeiten mit den biologischen Theorien ein, die sich aus den traditionellen Annahmen der patriarchalen »objektiven« Wissenschaft ergeben und schlagen zunächst Elemente vor, die in eine Untersuchung der Natur aus feministischer Sicht integriert werden könnten. Zuletzt machen wir den Vorschlag, die Begriffe Knappheit und Konkurrenz durch entgegengesetzte zu ersetzen: wir können die Natur besser mit den Begriffen Fülle und Kooperation verstehen.

Eine der »Freiheiten« — im besten umfassenden Sinne des Wortes —, die sich die feministische Wissenschaft unserer Meinung nach nehmen kann, ist die Freiheit, intellektuell etwas zu riskieren, unfertige Projekte zu entwerfen und dadurch ein kollektives Ringen um Erkenntnis zu inspirieren. Deshalb haben wir weder eine Feldbesichtigung im Sinne eines Forschungs-»Überblicks«, noch detaillierte Analysen der wichtigsten Forschungen gemacht. Statt dessen untersuchen wir das Naturbild, das von ausgewählten (jedoch repräsentativen und angesehenen) Biologen vermittelt wird, um andere anzuregen, unsere Interpretation zu kritisieren und zu verbessern und ähnliche Untersuchungen und Rekonstruktionen zu entwickeln und auszubauen.

Wir diskutieren hier im Detail die Gedanken von Eugene P. Odum (Professor für Ökologie und Direktor des Instituts für Ökologie an der Universität von Georgia) und Robert Ricklefs (Associate Professor für Biologie an der Universität von Pennsylvania). Ihre Lehrbücher werden in den höheren Semestern an vielen US-amerikanischen Universitäten benutzt. Wir werden auch einen neuen Aufsatz von Jared Diamond (Professor für Physiologie an der Universität von Kalifornien in Los Angeles) miteinbeziehen, der — ein Neuling auf dem Gebiet der Ökologie, aber ein angesehener Physiologe — vor kurzem energisch für eine verstärkte Berücksichtigung der Konkurrenz in der ökologischen Forschung plädierte. Da sich die Themen Kampf und Konkurrenz wie ein roter Faden durch einen Großteil der Literatur über Evolution ziehen, hätten wir auch andere Bücher nehmen können, ohne unsere Kritikpunkte wesentlich ändern zu müssen (wenn die Evolutionstheorie auch keinen einheitlichen Block darstellt).

»Hallo, Natur? Hier spricht der Mann!«

»Evolution« ist die Geschichte des Fortschritts, der »Verbesserung«, der Expansion und Invasion, der Kolonisierung (Odum, 1983). Ihre Zeiträume und Ereignisse drücken die Prozesse und Merkmale aus, von denen Männer annehmen, daß sie den Fortschritt fördern und Geschichte machen: Konkurrenz, Kampf, Herrschaft, Hierarchie, sogar Kooperation — jedoch nur als eine Strategie im Konkurrenzkampf. Andere Merkmale und Prozesse kommen nicht vor, wie zum Beispiel Fürsorge, Toleranz, Intention und Bewußtheit, Wohlwollen, Kollektivität. Es werden in der Evolutionsbiologie auch Debatten um Altruismus geführt, aber hauptsächlich mit dem Versuch, ihn wegzuerklären, indem sie ihn auf unbeabsichtigte Kooperation reduzieren. Dies resultiere aus dem Instinkt, der Hoffnung, in der Konkurrenz Vorteile zu erringen, oder der Erwartung künftiger Erwidern (siehe Trivers 1978 und Miller 1979).

Konkurrenz ist ein Kernbegriff der Evolutionstheorie. Evolution und der Mechanismus der »natürlichen Auslese« sollen als Begriffe die folgenden Fragen beantworten: »Wie ist die gegenwärtige Zusammensetzung der Lebewesen entstanden?« und »Wie erklären wir die Übereinstimmung von Merkmalen der Lebewesen und deren Umwelt (d.h. das Phänomen der Anpassung)?« Die zweite Frage, und indirekt auch die erste, werden mit »natürlicher Auslese« beantwortet, bei Spencer hieß das: »Überleben der Tauglichsten«. Überleben der Tauglichsten hat überhaupt nur deshalb Bedeutung, weil die Individuen, die eine Art bilden, geringfügige Unterschiede aufweisen, von denen einige erblich sind. Nichtvoraussagbare Variationen bestimmter Merkmale entstehen ständig — entweder durch die Rekombination genetischer Merkmale während der geschlechtlichen Fortpflanzung oder durch das Auftreten ganz neuer Varietäten aufgrund von Mutation. Sowohl Mutation als auch Rekombination sind (angeblich) zufällige Prozesse, deshalb gibt es keinen Grund dafür, daß sie zu einer Übereinstimmung zwischen den Eigenschaften eines Organismus und den Kennzeichen seiner Umwelt führen oder zu Veränderungen, die den Organismus einer Umwelt anpassen, welche sich selbst im Veränderungsprozeß befindet. Der Konkurrenzkampf bewirkt eine Auslese jener zufälligen Varietäten, so daß die am besten angepaßten Individuen, die »Tauglichsten«, den zahlenmäßig größten Anteil der Population der nächsten Generation stellen werden und damit zur Zusammensetzung von deren Genpool beitragen. Der Konkurrenzkampf, der wesentliche Prozeß der natürlichen Auslese, merzt langsam die weniger Tauglichen aus. Wir beschäftigen uns jetzt mit der Einführung der konkurrenzhaften Vorstellung vom »Überleben der Tauglichsten« und des damit zusammenhängenden Begriffs der Knappheit in das Evolutions-Denken. Dann untersuchen wir kurz den gegenwärtigen Status des Konkurrenzprinzips im Evolutions- und Ökologiedenken.

Von der Lehre der Schöpfungsgeschichte zum Kapitalismus

Charles Darwin, ein wissenschaftlicher Nutznießer des britischen Imperialismus, konnte als Naturforscher an Bord der »Beagle« fünf Jahre lang die Welt bereisen. Er verließ England als Vertreter der dort unter Wissenschaftlern herrschenden Meinung, daß die Arten unabhängig voneinander von Gott erschaf-

fen worden seien. Als er zurückkehrte, war er fast davon überzeugt, daß ein naturhafter und mechanischer Prozeß der geschichtlichen Entstehung, Evolution, die Arten hervorgebracht habe. Obwohl Darwin überzeugt war, daß die Arten durch einen Prozeß der »Abstammung mit Modifikationen« entstanden waren, fand er es schwierig zu zeigen, wie die Merkmale der Umwelt Anpassungsmerkmale in ihren Bewohnern erzeugten. In den Jahren 1835-1838, zwischen seiner Rückkehr nach England und seiner Erfindung der Theorie der natürlichen Auslese, spielte er verschiedene Erklärungsansätze durch. Er fragte sich zum Beispiel häufig, ob die Umwelt einen direkten Einfluß auf die Gebärmutter oder einen anderen Faktor des Reproduktionsprozesses ausübt und damit die Nachkommenschaft verändert. Er überprüfte und verwarf die Lamarcksche Annahme, daß die Fähigkeiten, die ein Individuum im Lauf seines Lebens entwickelt, an die nächste Generation vererbt würden (Vererbung erworbener Merkmale). Er befragte Tier- und Pflanzenzüchter nach ihrem Wissen über Vererbung und den Einfluß der Umwelt, konnte aber keine Instanz in der Natur finden, die mit den bewußten Entscheidungen der Tier- und Pflanzenzüchter vergleichbar wäre. Sein Problem war, daß er nicht erklären konnte, wie die Umwelt sich verhalten könnte, so daß sie Anpassungsmerkmale in aufeinanderfolgenden Generationen von Pflanzen und Tieren hervorruft. Als er die Vererbungsgesetze untersuchte, stellte er fest, daß neue Merkmale unvorhersagbar entstanden und nicht notwendigerweise anpassungsfähig waren. Außerdem fand er, daß die Muster der erblichen Übertragung von Merkmalen rudimentär waren (Grinnell 1974, 272).

Als er (1838) Thomas Malthus' »Versuch über das Bevölkerungsgesetz« von 1798 las, fand er eine Lösung, wie auch A.R. Wallace zwanzig Jahre später. Malthus zeigte Darwin, daß, angenommen, es gäbe Knappheit an Ressourcen, besonders an Nahrungsmitteln, dies eine Konkurrenz hervorriefe, welche die folgenden Generationen beeinflussen würde. Hierin sah Darwin eine Quelle der Anpassung und einen Motor des entwicklungsgeschichtlichen Fortschritts: im Laufe eines solchen Konkurrenzkampfes würden die am besten Angepaßten relativ mehr Nachkommen erzeugen können, und durch Vererbung würden ihre Merkmale in der nächsten Generation vorherrschen. Die Zufälligkeit und Unregelmäßigkeit des Fortpflanzungsprozesses wäre unwichtig, weil die Konkurrenz dem Endprodukt eine Logik sichern würde, indem untaugliche Eltern ausgemerzt werden, bevor sie sich fortpflanzen können oder nur eine relativ kleine Anzahl ihrer weniger tauglichen Nachkommen überlebt.

Malthus hatte zwei sogenannte Naturgesetze als Grundlage seines Bevölkerungsgesetzes zusammengebracht: eine Bevölkerung wächst durch Fortpflanzung in einem geometrischen Verhältnis (wie die numerische Progression 1, 2, 4, 8, 16 ...), während die Menge an Nahrungsmitteln nur arithmetisch zunehmen kann (1, 2, 3, 4, 5 ...) — unter der Voraussetzung, daß landwirtschaftlich nutzbarer Boden nur begrenzt vorhanden ist. Malthus dachte, er wende ein Gesetz auf Menschen an, das für die übrige Natur galt.

»Die Geschlechter der Pflanzen und Thiere schrumpfen unter diesem großen einschränkenden Gesetz zusammen, und auch der Mensch kann ihm mit keiner Anstrengung der Vernunft entgegen.« (Malthus 1900, 3)

Im Zentrum seiner Auffassung steht die Verbindung von Natur mit übermäßiger Fruchtbarkeit, aber auch mit Nahrungsmittelknappheit; Vorstellungen, die auch als widersprüchlich angesehen werden können (denn die »Überproduktion« eines Organismus kann für einen anderen Organismus Nahrung bedeuten). Die Folge dieses Gesetzes ist, daß es nie genug für alle geben kann, eine Vision der menschlichen Situation, die auf vermeintlichen Naturgesetzen beruht, die Darwin als ein grundlegendes Prinzip auf die gesamte Natur projizieren sollte.

Malthus dagegen verfolgte einen begrenzteren und spezifisch politischen Zweck: er benutzte das Bevölkerungsgesetz, um allgemein gegen die Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit zu argumentieren und insbesondere gegen die Hoffnung, die Lage der Armen durch die englischen »Armengesetze« zu verbessern. Er behauptete, solche Großzügigkeit erlaube es den Untauglichen — die hier mit den Armen gleichgesetzt werden — sich fortzupflanzen, sich sogar schneller fortzupflanzen als die höheren Schichten, die »sittliche Einschränkung« zeigten. Als Konsequenz prophezeite er den Verfall der Menschheit. Sozialpolitisch können wir hier frühe Andeutungen von Eugenik, »Kultur der Armut«, Zwangssterilisation, genoziden Strömungen und Andeutungen von Völkermord im Diskurs der »Bevölkerungsexplosion« hören.

So wurde ein typisches patriarchalisches Thema der männlichen Herrschaft über Fortpflanzungsentscheidungen zugunsten abstrakter politisch-ökonomischer Ziele mit der kapitalistischen Verteidigung von Akkumulation, Expansion und Herrschaft der Bourgeoisie verbunden. Diese Ansichten wurden durch ein weiteres typisches Element patriarchalen Gedankenguts gestützt: statt Identifizierung mit den »Andern« macht man sie zum Objekt, in diesem Fall die Angehörigen der »ärmeren Klassen«. Aber während die Überlebensanforderungen für Malthus ein Grund zum Verzweifeln waren, da Knappheit und Konkurrenz bei gleichzeitigem Schutz der Armen durch die Fürsorge seiner Ansicht nach zum Untergang der englischen Bourgeoisie und Aristokratie führen mußten, betrachtete Darwin dieselben Anforderungen als positiv hinsichtlich ihrer Konsequenzen für die Pflanzen- und Tierpopulation, wo ja der Arm des Liberalismus nicht hinlangte, um die Untauglichen zu erhalten.

Im Krieg gegen die Natur

Darwin übertrug Malthus' gesellschaftliche und politische Ansichten — in der Form einer biologischen Theorie über das inhärente Ungleichgewicht der Natur — in seine Evolutionstheorie. Die schwächeren Ableger werden ausgemerzt; die langsameren Tiere fallen den Raubtieren zum Opfer, während größere Giraffen die größeren Blätter abbekommen, müssen die kleineren miterleben, wie ihre Jungen aufgrund von Unterernährung geschwächt werden und erkranken:

»Aus dem Krieg in der Natur, aufgrund von Hungersnot und Tod folgt das Erhabenste, das wir uns vorstellen können, nämlich die Erzeugung höherentwickelter Tiere.« (Darwin 1963, 450)

Kampf, »in einem weiten und metaphorischen Sinne«, war das Wesen der Natur — obwohl Darwin ganz bewußt die Bedeutung weit über die beobachtbaren Fälle hinaus ausdehnte, vom Krieg »der« Natur oder in der Natur zum Krieg des Lebens *gegen* die Natur:

»Aber man kann auch sagen, eine Pflanze kämpfe am Rande der Wüste mit der Dürre ums Dasein, obwohl man das ebensogut so ausdrücken könnte: sie hängt von der Feuchtigkeit ab. Von einer Pflanze, die jährlich tausend von Samenkörnern erzeugt, von denen aber im Durchschnitt nur eines zur Entwicklung kommt, läßt sich mit noch viel größerem Recht sagen, sie kämpfe ums Dasein mit jenen Pflanzen ihrer oder anderer Art, die bereits den Boden bedecken ... Da der Samen der Mistel durch Vögel verbreitet wird, so hängt ihr Dasein von diesen ab, und man könnte bildlich sagen, die Misteln kämpfen mit anderen fruchttragenden Pflanzen, um die Vögel zu verleiten, lieber ihre Samen zu fressen und zu zerstreuen.« (Darwin 1963, 101/102)

Darwin benutzte die Kategorie Kampf rhetorisch, weil sie »gut paßt«, er stellte jede wichtige Interaktion in der Natur in der Sprache der Konkurrenz innerhalb einer Art und zwischen den Arten sowie des Kampfes zwischen einem Organismus und seiner Umgebung dar. Das Bild wurde ihm direkt bewußt, als er zum ersten Mal Malthus las:

»Man kann sagen, es gibt eine Kraft, die wie hunderttausend Keile versucht, jede Art angepaßter Struktur in die Nischen der Ökonomie der Natur zu zwingen, oder besser, Lücken zu bilden, indem schwächere Strukturen verdrängt werden.« (Darwin 1967, 142)

Dasselbe Bild von der Natur als Kriegsschauplatz und passivem Opfer sowie vom Leben als wesentlich einem Konkurrenzkampf mit beschränkter Anzahl von Positionen oben in der Hierarchie, besetzte die Vorstellungskraft von Darwins Zeitgenossen (zum Beispiel Kropotkin 1902) und besitzt immer wieder große Anziehungskraft.

Wir sind der Meinung, daß diese entfremdete Wahrnehmung der Natur, die deren knauserige Sparsamkeit betont, zu großen Teilen auf der männlichen Sozialisation beruht, nämlich mit anderen zu konkurrieren und die Natur in der Arbeitswelt zu verändern und zu gestalten; diese Wahrnehmung hat wenig mit den traditionellen Erfahrungen von Frauen in der Geschichte des Westens gemein, wo der Hauptschwerpunkt im Reich der Familie und des Heims auf den Beziehungen liegt (vgl. Chodorow 1978).

Konkurrenz ist für die Katz

Das Bild vom Kampf steckt tief im Evolutions- und Ökologiedenken. Forschungsprojekte, die vom Konkurrenzkampf als Basis für Populationsveränderungen ausgehen — wie dies der »Löwenanteil« von Laboruntersuchungen und Feldstudien sowie die esoterische mathematische Bevölkerungsbiologie tun — hinterfragen einfach nicht die grundlegenden Prinzipien von Knappheit und Konkurrenz, die ihren Projekten zugrundeliegen. Die methodologische Verfeinerung der Bevölkerungsuntersuchungen scheint fast die Zirkularität der Argumentation zu verschleiern: der Konkurrenzkampf wird nämlich als Grund der Veränderungen angenommen, die dann wiederum als Beweis für die Existenz von Konkurrenz angegeben werden. Wir können zeigen, daß die Laborsituation insofern effektiv ist, als sie den Forscher/inne/n erlaubt, die in der Natur unzähligen Variablen zu begrenzen und zu kontrollieren, gerade die-

se Eingrenzung jedoch die Verallgemeinerbarkeit der Laboruntersuchungen auf die Natur einschränkt.

Eine weitere Schwierigkeit hinsichtlich des möglichen Nutzens von Laboruntersuchungen und Feldstudien wird meistens gar nicht gesehen. Evolution dauert sehr, sehr lange, eine Karriere in den Naturwissenschaften jedoch nicht. (Besonders unter dem Druck, möglichst schnell positive Ergebnisse zu publizieren, damit man in der »Wissenschaftszunft« weiterkommt, ist die Zeit äußerst beschränkt). Dementsprechend können auch gutdokumentierte Belege für Populationsveränderungen in der Natur keinen Beweis für evolutionäre Veränderungen darstellen — da jene Veränderungen im Genbestand einer Art bedeuten, nicht etwa Veränderungen ihres Lebensraums.

Die Kernkategorie der Ökologie, für die Konkurrenz relevant ist, ist die »Nische« — einfach gesagt, ist das die Situation, in der ein Organismus lebt, sie kann Nahrungsquellen, Brutgebiet, Licht und Wasserversorgung beinhalten. Mit anderen Worten, sie wird durch eine Kombination von räumlichen, zeitlichen, Stoffwechsel-, Verhaltens- und Ernährungsmerkmalen definiert. Zwei Hauptgruppen von Forschungsergebnissen dokumentieren angeblich die grundlegende Bedeutung von Konkurrenz für die Nischenbildung: (1) Feldbeobachtungen, die belegen, daß sich diejenigen Arten, die fast identische Ressourcen benötigen (Wasser, Licht, Nahrung, Brutgebiet, usw.) in bestimmten Merkmalen unterscheiden, so daß sie sich nicht »ins Gehege kommen«; (2) Laboruntersuchungen, die zeigen, daß eine Art schließlich ausstirbt (Konkurrenzausschluß), wenn zwei Tierarten, die die gleiche Nahrung fressen, im selben System leben. Beide Beweistypen zeigen jedoch nicht Konkurrenzkampf an sich, sondern lediglich dessen vermeintliches Ergebnis, nämlich eine einzige Art pro Nische. Das Gesetz »Eine Art pro Nische« ist problematisch und möglicherweise zirkulär, denn, ist man erst einmal davon überzeugt, daß zusammenlebende Arten sich unterscheiden müssen, findet man sicherlich Unterschiede — schließlich sind »verschiedene Arten« verschieden (Lewontin 1978). Umgekehrt werden beobachtete Unterschiede wissenschaftlich begründet unter der Annahme, daß sie entstanden sein müssen, um eine direkte Konkurrenz zu vermeiden. Nun kann man unendliche Unterschiede feststellen:

»Nischenunterschiede bestehen nicht einfach in unterschiedlichem Lebensraum oder unterschiedlicher Nahrung, sie können auch auf Unterschieden darin beruhen, wie dieselbe Nahrung im selben Lebensraum gefunden wird.« (Diamond 1978, 324)

Bei Robert Ricklefs wird der Konkurrenzkampf allumfassend. Konkurrenz ist »der Gebrauch einer Ressource (Nahrung, Wasser, Licht, Raum) durch einen Organismus, der dadurch die Nutzung dieser Ressource allen anderen wegnimmt ... Eine Ressource, die von einem Individuum verbraucht wird, kann von anderen nicht mehr genutzt werden« (Ricklefs 1976, 266).

Wenn jedes Verhalten, das die Verwendbarkeit einer Ressource für andere einschränkt, als Konkurrenz angesehen wird, dann kann beinahe alles Verhalten entsprechend konstruiert werden und das Leben selbst wird per definitionem zum Konkurrenzkampf:

»Organismen, die *potentiell* dieselben Ressourcen benutzen, sind Konkurrenten ... Wenn ein Fuchs ein Kaninchen fängt, dann gibt es ein Kaninchen weniger als Beute für andere Füchse, Rotluchse, Falken oder andere Raubtiere, die Kaninchen fressen.« (Ricklefs 1976, 266)

Zur weiteren Illustration der Rolle des Konkurrenzkampfes stellt Ricklefs fest, daß

»die Verlangsamung eines Populationswachstums bei Annäherung an die Versorgungskapazität ihrer Umgebung aus der Konkurrenz zwischen den Individuen der Population resultiert ... Bei hohen Populationsdichten drückt eine verschärfte innerartliche Konkurrenz die Ressourcen unter das für ein weiteres Populationswachstum erforderliche Niveau und reguliert auf diese Weise die Populationsgröße.« (Ricklefs, ebd.)

Konkurrenzkampf wird hier zur unsichtbaren Kraft: das Ereignis ist demographisch; der angenommene Grund ist der Konkurrenzkampf (Odum 1983, Gause 1934). Manchmal bezieht sich die Konkurrenz auf das Fressen, Atmen und das Ernten des Sonnenlichtes; hier bedeutet es die Verlangsamung der Wachstumsrate einer Population. In mindestens einigen Fällen jedoch, wo die Gründe für stagnierende Wachstumsraten einer Population aufs genaueste untersucht wurden, stellte sich heraus, daß dichteabhängige Feedbackmechanismen für eine geringere Fruchtbarkeit verantwortlich waren. Beispielsweise zeigen Laborpopulationen von Nagetieren bei zunehmender Bevölkerungsdichte eine Reihe unterschiedlicher Fortpflanzungsabnormalitäten; diese Vorgänge jedoch Konkurrenz zu nennen, halten wir für weithergeholt. Wachstumsstop bei Hefezellen (sowohl in isolierten als auch in gemischten, »konkurrierenden« Populationen) scheint ebenfalls vom Blockieren der Fortpflanzung abzuhängen, nämlich der Ansammlung des Stoffwechselabfallprodukts Alkohol, der die jungen Keime abtötet. Der Begriff »Konkurrenzkampf« hat inzwischen so viele Bedeutungen, daß er an wissenschaftlicher Genauigkeit verliert; seine so breite Verwendung zeigt jedoch, wie wichtig es den Biologen ist, Konkurrenz als den einer Vielzahl unterschiedlicher Ereignisse in der Natur zugrundeliegenden Mechanismus zu sehen. Während

»wir häufig beobachten, daß viele ökologisch ähnliche Arten in der Natur zusammenleben, die eindeutig dieselben Ressourcen nutzen (...), leben im Gegensatz dazu jedoch im Labor fast nie eng verwandte Arten zusammen« (Ricklefs 1976, 269).

Diese Beobachtung führt Ricklefs jedoch nicht dazu, die Relevanz des Labormodells in Frage zu stellen, sondern er meint:

»Wo auch immer Ökologen Gruppen ähnlicher Arten im selben Lebensraum untersucht haben, haben sie kleine, aber signifikante Unterschiede in der Größe oder im Nahrungverhalten gefunden, die die Arten in die Lage versetzten, sich geringfügig unterscheidende Ressourcen zu nutzen und dadurch starken Konkurrenzkampf zu vermeiden.« (Ricklefs, ebd.).

Also: Unabhängig davon, ob Konkurrenz in der Natur beobachtet wird oder nicht, sie bleibt die unsichtbare Kraft, die das Entstehen von Unterschieden zwischen zusammenlebenden Typen lenkt (»Merkmalsverschiebung«), wie die Theorie dies als Folge des Konkurrenzkampfes voraussagt. Konkurrenz droht immer, auch wenn das beobachtete Verhalten der Versuch ist, sie zu vermeiden. Methodisch und psychologisch mag es keinen Ausweg aus der Anthropomorphie geben. Wenn aber Konkurrenzvermeidung sogar als zugrundeliegendes Motiv für gerade nicht-konkurrierendes Verhalten gesehen wird, dann wird sie schlicht hineinprojiziert, auch wo es sie ganz offensichtlich nicht gibt.

Ist jemals ein Verhalten in der Natur beobachtet worden, das es rechtfertigen würde, von »Konkurrenzkampf« zu sprechen? Sehen wir uns Eugene Odums Bemerkungen zur Territorialität an: »jeder aktive Mechanismus, der Individuen oder Gruppen räumlich voneinander trennt« (Odum 1983, 335).

»Meistens wird wirkliches Kämpfen um die Grenzen des Territoriums auf ein Minimum reduziert. Die Eigentümer zeigen ihr Land oder Gebiet in Form von Gesang oder Verhaltensweisen an, und potentielle Eindringlinge vermeiden es im allgemeinen, ein besetztes Revier zu betreten.« (Odum 1983, 337)

»Aktiver Antagonismus« wird hier also einfach zum Singen oder Vorführen einer Art von Tanz. Soviel zum Konkurrenzkampf innerhalb der Arten. Bezüglich der Frage des Konkurrenzkampfes zwischen den Arten gibt Jared Diamond in ähnlicher Weise den Begriff »Kämpfe« auf, denn einmal gebe es nicht genügend Beweise (die Kämpfe finden wahrscheinlich zeitweise statt, sind kurz und dauern nur, bis die Territorien abgesteckt sind, erklärt er), zum anderen auch aus Prinzip: Kämpfe sind schädlich, weil sie »sowohl dem Gewinner als auch dem Verlierer gefährlich« werden können. (Denn sie verschwenden Zeit und liefern beide Teilnehmer möglicherweise den Raubtieren aus.) Statt dessen würde »eine Art die Ressourcen effizienter ernten und sie soweit verringern, daß sie selbst zwar noch davon leben kann, ihre Konkurrenten jedoch nicht mehr«. Biologische Feldforscher haben aber »selten versucht, den Stand der Ressourcen direkt zu messen« (Diamond 1978, 330).

Und auch wenn sie es täten, müßten wir doch wieder mit demselben Sprung von bloßen Korrelationen zu einem ursächlichen Konkurrenzmechanismus rechnen, den wir schon aus ihrer Argumentation kennen, in der sie die Tatsache demographischer Veränderungen als einen Beweis für die ursächliche Instanz eines Konkurrenzkampfes nehmen.

Darüber hinaus: effiziente Ernte bedeutet natürlich, daß der Organismus nach besten Kräften in seinem Interesse vorgeht (ganz abgesehen von »potentiellen Konkurrenten«), warum wollen wir das überhaupt Konkurrenz nennen? Dies ist nicht nur eine rhetorische Frage; sie geht ins Zentrum: nach besten Kräften in seiner eigenen Sache vorgehen, bedeutet in der patriarchalen Mentalität nicht etwa, sich im eigenen Interesse anzustrengen, sondern: die Anstrengung, sich gerade auf Kosten seiner Kollegen (lies: Konkurrenten) hervorzutun. Wir meinen, daß die zugrundeliegenden Motive folgendes einschließen: (a) die Angst, daß der Erfolg anderer irgendwie den eigenen Erfolg schmälert (denn dem liegt die Annahme von knappen Ressourcen zugrunde — beispielsweise eine nur beschränkte Menge von Lob und Anerkennung), und (b) begierige und doch flüchtige Befriedigung aufgrund des Versagens oder eines relativen Verlierens eines Rivalen. Diamond nimmt ein Beispiel aus dem Geschäftsleben (als er Belege für Konkurrenz innerhalb der Art überprüft und übrigens nach mehr bestätigender Forschung ruft) als Analogie für effizientes Ernten in der Natur, was diese Haltung noch deutlicher illustriert. Die Konkurrenz zwischen Hertz und Avis (zwei Mietwagengesellschaften, Anm. d. Übers.) drückt sich nicht darin aus, daß sich die Angestellten in benachbarten Mietwagenbüros prügeln, sondern: »Der Mechanismus der Konkurrenz besteht darin, daß man sich stärker um Kunden bemüht, damit die Ressourcen-

grundlage des Konkurrenten ausgetrocknet wird, nicht im Sichschlagen« (Diamond 1978, 329). Der unterstellte Zweck — die »Ressourcengrundlage des Konkurrenten auszutrocknen« — geht davon aus, daß Firmen nach dem Modell inhärent knapper Ressourcen operieren, wie das die Theoretiker unter den Biologen tun. Das authentische Motiv für die Aktivität einer Firma könnte aber sein, den Markt und die Kundschaft des eigenen Geschäfts zu erweitern — beispielsweise neue Kunden zum Automieten anzuregen — ganz unabhängig davon, ob dies den Konkurrenten schadet oder nicht. Tatsächlich könnte im kapitalistischen Marktsystem das Zugrunderichten eines Konkurrenten dem eigenen Geschäft abträglich sein, denn es verringert die Sichtbarkeit des eigenen Produkts oder der eigenen Dienstleistung. Diese Bilder der Knappheit, des von anderen erzeugten Drucks und der Schadenfreude über das Versagen der Konkurrenten sind so widerspenstig und hartnäckig, daß die Konstruktion des Konkurrenzkampfes kaum aus der Evolutions- oder Ökologietheorie zu entfernen ist. G.E. Hutchinson schrieb:

»Auch wenn es qualitativ so scheint, als ob Tiergemeinschaften so konstituiert sind, daß Konkurrenz ihre Struktur ordnet, so gibt es doch selbst in den am besten untersuchten Fällen fast immer Schwierigkeiten und unerforschte Möglichkeiten.« (Hutchinson 1957, 419)

Zu solchen Schwierigkeiten gehören die Beobachtungen, daß Arten sich nicht immer in unbesetzten Nischen finden lassen, welche ganz offensichtlich ihren Gewohnheiten entsprechen.

»Diese Schwierigkeiten deuten auf folgendes hin: sollte Konkurrenz bestimmend sein, dann wirkt sie entweder mit Unterbrechungen — wie in ungewöhnlich trockenen Jahreszeiten — ... oder es handelt sich dabei um einen subtileren Prozeß, als bisher angenommen wurde ... Unglücklicherweise scheint kein Ende absehbar bei der Hypothesenbildung, die auf Einzelfälle zugeschnitten ist, wodurch diese in die Rubrik zunehmend subtilerer Formen von Konkurrenz fallen.«

In Erwiderung auf die Kritik, daß »es sich bei der Schlußfolgerung der Existenz von Konkurrenz eher um eine indirekte Ableitung als eine direkte Darlegung handele«, weil auch andere Faktoren Populationsveränderungen verursachen können, fragt Jared Diamond, »welche wissenschaftliche Schlußfolgerung ist immun gegen den Einwand, es könne eine andere, noch unentdeckte und unspezifizierte Erklärung geben?« (Diamond 1978, 327) Diamond nimmt an, damit bestätige er den Nutzen der Konkurrenz als zugrundeliegendes »Prinzip«; wir sind der Meinung, daß gerade die Suche nach einer anderen Erklärung die Aufgabe von Feministinnen ist.

Die Klasse von Organismen, die am häufigsten in natürlichen Umgebungen zankend beobachtet werden, sind die Vögel; sie kämpfen um Territorien, die dann zu ihren Brutstätten und häufig auch Futtergebieten werden. Wir könnten annehmen, daß es Untersuchungen darüber gibt, welche Vögel die erfolgreichsten Konkurrenten sind und wie ihr Erfolg die genetische Zusammensetzung der nächsten Generation beeinflußt. Die Zeitspanne einer solchen Untersuchung ist jedoch so kurz, daß eine Verbindung zur evolutionären Veränderung schwierig oder unmöglich herzustellen ist. Ausgehend davon, was über Herrschaftshierarchien unter Primaten und Menschen bekannt ist, können wir die Ergebnisse mit Wahrscheinlichkeit voraussagen. Entgegen der Auffassung,

daß ein »dominantes« Männchen in jeder Hinsicht dominiert (der beste Jäger herrscht über das größte Territorium und befruchtet die meisten Weibchen), stellen Forscher fest, daß der Ranghöchste in einer Jägerhierarchie nicht unbedingt das größte Territorium beherrscht oder die meisten Weibchen befruchtet oder in irgendeiner anderen Hinsicht dominiert. Ähnlich ist es mit dem territorialen Verhalten von Vögeln: der Gewinner muß nicht notwendigerweise von der Evolution her der »Tauglichste« sein, es sei denn per definitionem. Auch in den seltenen Fällen, wo Konkurrenz festgestellt und in Verbindung mit der Fortpflanzung gebracht werden kann, gibt es noch keine nachweisliche Beziehung zu evolutionärer Höherentwicklung oder Veränderung.

Glauben Sie an Wunder?

Die meisten von uns wuchsen in einer geistigen Umgebung auf, wo Evolution selbstverständlich war und Widerstand dagegen mit den rückständigen und provinziellen Ansichten von Bibelgläubigen gleichgesetzt wurde. Uns fällt es schwer, Naturgeschichte anders zu sehen. Natürlich war dies nicht immer so. In ihrer modernen Form ist Evolution eine Erfindung der viktorianischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Wer sich Anfang des 19. Jahrhunderts fragte, woher die Artenvielfalt kam (und den französischen Materialisten mißtraute), suchte die Antwort in der Heiligen Schrift und fand dort statt einer geschichtlichen Fortentwicklung über Jahrtausende eine im wesentlichen statische Darstellung dessen, wie Gott fachmännisch die verschiedensten Lebensformen erschuf, deren jede er ein für allemal in die Welt setzte und ihr befahl: »Seid fruchtbar und mehret Euch«. Bis ins späte 19. Jahrhundert waren zwei Ansichten allgemein verbreitet: zum einen, daß die Natur ihrem Wesen nach gut und friedlich sei und daß Gott jede Art einzeln und zweckbestimmt erschaffen habe.

In der Evolutionstheorie jedoch straft die Geordnetheit der voneinander unterschiedenen Arten das Chaos der Reproduktion Lügen: die irrationalen, zufälligen Prozesse der Variation, Rekombination und Mutation. Konkurrenz ist der Prozeß, der dadurch Ordnung in dieses Chaos bringt, daß er die (»tauglichsten«) Individuen auswählt, die dann eine Art konstituieren. Der Konkurrenzkampf wurde gleichzeitig mit dem plötzlichen und zerstörerischen Entstehen des modernen Industriekapitalismus und — was uns hier mehr interessiert — mit dem Einfluß von frühen feministischen politischen Kämpfen in das Naturbild eingebaut. Uns scheint, daß die Rolle der Konkurrenz in der Evolutionstheorie eine Reaktion auf politische Entwicklungen widerspiegelt. Männer kämpften auf der politischen Ebene gegen Frauen; und Männer führten auf der Ebene des Evolutionsdenkens Konkurrenz als die Kraft ein, die Ordnung in den von ihnen als chaotisch wahrgenommenen Reproduktionsprozeß bringt. Dieses Chaos assoziierten sie mit Frauen.

Evolution und natürliche Auslese — Produkte des Denkens im 19. Jahrhundert — fallen mit anderen Hinweisen auf die männliche Angst vor Frauen zusammen, die am deutlichsten in ihrer Beschäftigung mit der weiblichen Gebärfähigkeit zum Tragen kommt: die unbeherrschte Sexualität der Frau, ihre (»pathologische«) Fortpflanzungsphysiologie, sogar ihre (hysterische) Psycho-

logie (vgl. Ehrenreich 1978, Barker-Benfield 1976, Rich 1979). Die Medikalisierung der Gebärfähigkeit der Frauen im 19. Jahrhundert als Versuch, die Fruchtbarkeit der Frauen zu beherrschen und zu zügeln, findet eine Parallele in der Betonung von Herrschaft und Konkurrenz in der Natur als Hauptbeschränkung des ungezügeltten Chaos in der ordentlichen Evolution der Arten. Feministinnen können die Assoziation von Reproduktion und Unordnung mit dem Wissen kritisieren, daß Fortpflanzung ein höchst ordentlicher Prozeß ist, wenn nicht patriarchalisch eingegriffen wird. Wie wir im folgenden zeigen, impliziert ein solches Bewußtsein eine andere Sichtweise in bezug auf die Rolle des weiblichen Reproduktionsverhaltens in der Evolution.

Die Evolutionstheorie ist dann nicht nur kulturelles Produkt des frühen Industriekapitalismus, sondern auch Ausdruck patriarchaler Besorgnis um das »Problem« von Unordnung im Reproduktionsprozeß und beinhaltet darüber hinaus eine intensive Beschäftigung mit deren Kontrolle. Ein solches Verständnis der Wurzeln der Evolutionstheorie regt dazu an, die verschiedenen Elemente auseinanderzunehmen und einzuschätzen, welche davon mit feministischen Werten vereinbar sind. In der Evolutionstheorie wird beispielsweise unterstellt, daß geschichtliche Veränderung linear fortschreitet, statt zyklisch oder ohne Richtung zu verlaufen. Die herrschende Wissenschaftsideologie erlaubt es anzunehmen, daß es keine bewußte, lenkende Instanz gibt, sondern nur materielle Ursachen wie zufällige chemische Aberrationen und naturhafte Prozesse (wie differentielle Reproduktion). Einzelne Annahmen im Evolutionsdenken spiegeln patriarchale Kultur wider — wie die von uns betonte, daß Knappheit unvermeidlich sei, daher Konkurrenz erforderlich mache, die sich in Herrschaftsverhältnissen ausdrücke, welche dann den evolutionären »Fortschritt« bildeten. Das Evolutionsdenken teilt weitere, allgemeine Merkmale mit den modernen Naturwissenschaften. Wie bei anderen naturwissenschaftlichen Theorien muß hier der Mechanismus zur Erklärung von Entwicklung Kriterien der Einfachheit und Verständlichkeit gerecht werden: je mehr die Wirkung eines einzigen Prinzips, wie z.B. Konkurrenz, verallgemeinert werden kann, desto besser. Gebiete, die mit Evolution zu tun haben, wie Geologie und Ökologie, sind institutionell in einen Rahmen von Ressourcenausbeutung und technologischer Manipulation eingebettet — ihre Ergebnisse sind mit Ölbohrungen oder Schädlingsbekämpfung verknüpft oder mit dem Verhältnis von Überbevölkerung und »sozialer Pathologie« oder mit den Schwierigkeiten der Geburtenkontrolle (in der Dritten Welt). Die Naturwissenschaften — als das Paradigma der modernen akademischen Disziplinen — halten die ihnen selbst dienende, wenn auch in die Irre führende, Vorgabe der »nüchternen Objektivität« aufrecht, eine Haltung, die einen Sinn für die Trennung zwischen sich und anderen, Beobachtern und Beobachteten, Naturwissenschaftlern und Natur begünstigt.

Vielleicht kann sich die Evolutionstheorie als Interpretation der Naturgeschichte von feministischen Erklärungsansätzen zur Menschheitsgeschichte inspirieren lassen. Patriarchalische Geschichte ist in erster Linie die Geschichte des Patriarchats gewesen: seine Kriege und Politik, seine beständige Entwicklung zur Verstädterung, zu mit Fachkräften ausgestatteten, bürokratischen,

kapitalistischen oder sozialistischen Staaten. Feministinnen jedoch, die die Geschichte neu betrachten, erkennen, daß bedeutende Ereignisse und Entwicklungen neu eingeschätzt werden müssen. An Stelle von Epochen, die bisher durch Kriege oder politische Hegemonien definiert wurden, tritt eine Neubestimmung von historischer Zeit, den Belangen von Frauen entsprechend: sie bemißt sich nach solchen sich überlagernden Wandlungen wie Veränderungen in Haushaltsführung und Haushaltstechnologie, Umbrüchen der Familienstruktur oder Erziehungsmethoden, Änderungen in der Rolle der Frau als Hausfrau und als Arbeitskraft außerhalb des Haushalts und auch — vielleicht noch wichtiger — die Neuentdeckung von Spuren einer Frauenkultur, die vom Patriarchat unterdrückt oder ignoriert wurde. Auch auf der Ebene der Geschichtsschreibung könnten wir spekulieren, daß eine bisher durch Ereignisse definierte Geschichte — historische Produkte wie Abkommen, Wahlergebnisse und Gesetzgebungen — einer Beschäftigung mit Prozeß und Kontinuität Platz machen wird. Vielleicht können wir Evolution neu denken und aufhören, sie als eine wachsende Fähigkeit zu sehen, die Natur zu manipulieren oder als eine fortschreitende Entwicklung zu immer mehr Spezialisierungen. Statt dessen sollten wir die fortwährende Entwicklung neuer Formen von Existenzmöglichkeiten oder die ständige Diversifizierung neuer Lebensweisen oder neue Strukturen harmonischer Koexistenz betonen.

Indem wir Evolution mit einer feministischen Vorstellung von Kontinuität und dem Bewußtsein von Frauen zusammenbringen, lassen sich Elemente finden, die wir in die Geschichte einfügen können. Da eine ausgearbeitete alternative Theorie den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen würde, geben wir hier nur einige Hinweise auf die Richtung, in der weiter gearbeitet werden könnte.

Frauen, Evolution und Ethik

Auch wenn wir zugeben, daß die Zukunft einer Art mit ihrer Fortpflanzung eng zusammenhängt, können wir doch davon ausgehen, daß ein Frauenstandpunkt die den Reproduktionsprozeß bestimmenden Faktoren in ein insgesamt anderes Licht stellt. Elizabeth Fisher (1979) hat gezeigt, wie die Verbindung von Frauenerfahrung mit Ergebnissen von Forscherinnen auf einen anderen Zugang hindeutet als den von Biologen — Apologeten des Patriarchats — allgemein verbreiteten. Sie betont die zentrale Bedeutung von Frauen in den Prozessen, die zur Evolution der Menschheit führten. Unter anderem nennt sie eine Reihe von Beispielen, die zeigen, daß unter den höheren Primaten die Weibchen ihre Partner wählen, und zwar überhaupt nicht immer die kräftigsten oder aggressivsten. Sofern die Weibchen die genetische Entwicklung der Art bestimmen, scheinen sie nicht Kampfgeist, sondern Weisheit zu wählen. In bezug auf die Entwicklung der menschlichen sozialen Organisation weist sie darauf hin, daß die Mutter-Kind-Bindung sowie die soziale Vernetzung unter Müttern und *nicht* die Bande der Jäger die zentralen Elemente sozialer Organisationen auf vormenschlichem Niveau sind. Die Arbeit von Elizabeth Fisher bietet einen Erklärungsansatz, der sich vielleicht verallgemeinern läßt. Bei den Organismen, deren Fortpflanzung soziale Interaktion beinhaltet, ist es wahrscheinlich, daß das Weibchen eine gleiche oder größere Rolle als das Männ-

chen bei der Bestimmung der Erbgutzusammensetzung der nächsten Generation spielt, indem sie bestimmt, welche Männchen ihre Eier befruchten sollen. Aber Ansätze, die die Rolle des Weibchens in der Fortpflanzung betonen, dürfen sich nicht mißbrauchen lassen als Unterstützung männlicher Anschauungen, welche die Frauen auf ihre Fortpflanzungsfunktion reduzieren und diese für das weibliche Wesen halten. Es geht darum, auf Prozesse und Phänomene hinzuweisen, die für die Wirklichkeit der Frauen wichtig sind, im patriarchalischen Denken aber unterschätzt oder übersehen werden.

Auch wenn der weibliche Elternteil die Instanz der Veränderung in der Erbgutzusammensetzung der nächsten Generation wäre, würde diese Veränderung evolutionäre Folgen haben? Das traditionelle Modell — es ist ein so fester Bestandteil unserer Kultur, daß wir uns Veränderung kaum anders vorstellen können — würde behaupten, daß eine genetische Veränderung nur dann evolutionären Einfluß hat, wenn die Nachkommen im ewigen Konkurrenzkampf um knappe Ressourcen einen Vorteil haben. Von allen zufälligen und nicht voraussagbaren Varianten bestehen die nachkommenden Generationen nur aus denjenigen, die sich unter stetigem Druck als die »Tauglichsten« erweisen. Vielleicht ist aber genetische Veränderung nicht ganz zufällig — wir wissen nicht, welche Ordnung Weibchen oder Männchen solch »zufälligen« Prozessen wie Mutation oder Rekombination der Gene geben werden, weil die Frage nicht gestellt wird; das herrschende Dogma ist, daß sie unvorhersagbar und chaotisch sind. Über die Frage hinaus, ob genetische Variation wirklich zufällig ist, müssen wir aber auch erneut das Bild der natürlichen Knappheit untersuchen, das die Annahme des Konkurrenzvorgangs stützt. Dieser bringe angeblich Ordnung ins Chaos, indem er nur einigen Artvarianten erlaube, Fuß zu fassen oder indem er ihnen die Überlegenheit bei der Fortpflanzung gebe.

Wenn es doch nun viele Orte in der Natur gibt, Möglichkeiten in Mengen vorhanden sind, was hindert Variationsprozesse (sollten sie tatsächlich zufällig sein) daran, Grenzen zwischen den Arten zu verwischen und sie ununterscheidbar zu machen? Welcher Prozeß fördert die offensichtliche Adaption oder Übereinstimmung zwischen einer Art und ihrer Umgebung? Die übliche Erklärung ist, daß geringgradige Variationen gekoppelt mit konstanter Auslese den Grad der Adaption fortwährend erhöhen, während die Aufrechterhaltung der Unterschiede durch die Eliminierung aller außer den tauglichsten Individuen gewährleistet ist. Doch vielleicht sind die Arten nicht so scharf trennbar wie die Methoden und Vorannahmen der Biologen implizieren; tatsächlich kann die angenommene Unterscheidbarkeit hauptsächlich ein naturwissenschaftliches Bedürfnis widerspiegeln, eine kategoriale Ordnung in die Natur zu bringen. Und die Adaption ist vielleicht nicht so vollkommen wie Biologen annehmen, die unbedingt die noch vorhandenen Arten als »Sieger« sehen wollen anstatt als einfach da, in einer bestimmten »Heimat«. Der Begriff der Anpassung stülpt einem grundlegend dynamischen Prozeß ein statisches Konzept auf. Umgebungen unterliegen permanenten Veränderungen, und sowohl Artmerkmale als auch Populationsverteilung reagieren darauf, was weitere Veränderung bewirkt. Die Rekonstruktion oder Erfindung von Modellen über evolutionäre Veränderungen ist also ein reichhaltiges Aufgabenfeld für Feministinnen.

Weiterhin haben wir das Malthus'sche »Dilemma«, daß in vielen Arten so viel mehr Individuen geboren werden als dann manifest überleben. Malthus, Darwin und ihre Nachfolger nahmen an, daß der Konkurrenzkampf (der Stärkere läßt den Schwächeren verhungern oder verdrängt ihn oder »stellt ihn in den Schatten«) die Zahlen klein hielt; eine Annahme, der Diamonds oben zitierte Bemerkung vom Austrocknen der Ressourcen des Rivalen entspricht. Doch kann es genauso gut möglich sein, daß die Populationsregulation in manchen Fällen Gegenstand von Geburtenkontrolle ist und in anderen Fällen nicht eine Folge von Knappheit, sondern von Gefressenwerden.

Doch gibt es keinen Grund zu der Annahme, daß die weniger »Tauglichen« den Räubern zum Opfer fallen, besonders dort, wo eine sehr große Anzahl von Jungen in jeder Generation gefressen wird. Beim Gefressenwerden (oder bei Krankheiten) mag ein großes Zufallselement in die Bestimmung eingehen, welche Individuen umkommen. Natürlich gibt es Merkmale, die spezifische Adaptionen zu sein scheinen, um Räubern zu entgehen (Batessche und Müllersche Mimikry — ungenießbar oder überhaupt nicht nach Eßbarem aussehen). Doch die Forschung, die notwendig wäre, um kausale Mechanismen zu entwirren, ist sehr schwierig, wenn nicht sogar unmöglich. Ohne zwingende Befunde gibt es wohl keinen Grund, solche Merkmale einem »Konkurrenzkampf« um die Entwicklung von Schutzmerkmalen zuzuschreiben; in Ermangelung besserer Beweise für das Räuber/Beute-Muster gibt es in der Tat keinen Grund, nur an Auslesemechanismen zu denken, es sei denn, es mangelt einem an Vorstellungskraft.

Als wir den Begriff des Konkurrenzkampfes umkehrten, entdeckten wir die Logik der weiblichen Wahl eines Männchens. Ähnlich fanden wir beim Umkehren des Knappheitskonzeptes Fülle und günstige Gelegenheiten als Voraussetzung für Erneuerung. Warum können wir die Natur nicht als freigiebig statt als knauserig ansehen und zugeben, daß Gelegenheit und Kooperation, Neuheit, Innovation und Schöpfung eher begünstigen als dies Kampf und Konkurrenz könnten? Evolution kann mit diesem Blick angesehen werden: nicht als dauernder Kampf um Eroberung und Beherrschung eines Territoriums, sondern als eine sukzessive Eröffnung von Möglichkeiten; jede neue biologische Organisationsweise bietet eine neue Möglichkeit für noch mehr verschiedene Lebensformen — neue Nahrungsquellen, neue Standorte, neue Mittel der Verteilung.

Wenn eine feministische Evolutionstheorie Verantwortung für Wertfragen übernehmen soll, so müssen wir das Thema Knappheit unter die Lupe nehmen. In der patriarchalen Kultur blieb das Bewußtsein vom Mangel die einzige Bremse für ungezügelter Ausbeutung natürlicher Ressourcen (und sie hat kaum gewirkt). Sie ist im wesentlichen selbstsüchtig und pragmatisch — ganz und gar im Geiste der Kapitalakkumulation. Wenn wir in der Natur nicht Knappheit, sondern Fülle vorfinden, warum müssen wir dann erhalten? Grundlagen für eine Ethik kommen vielleicht aus der Eliminierung des Subjekt-Objekt-Dualismus, der charakteristisch für naturwissenschaftliches Denken ist, und aus der Eliminierung von Angst oder Abscheu vor der Natur, die in der Vergangenheit eine ehrfürchtige Haltung und einen Zwang zur Beherrschung (cha-

rakteristisch für die technokratischen Extravaganzen patriarchaler Kultur) hervorriefen. Eine Ethik des Erhaltens erwächst vielleicht genau aus dem Gegensatz, den wir zwischen Kampf, Ausbeutung und Konkurrenz auf der einen Seite und Kooperation auf der anderen Seite gezeichnet haben. Die Natur lieben bedeutet nicht, sie zu verändern, zu verunstalten, zu vergewaltigen oder zu plündern; es bedeutet vielmehr, sie um ihrer selbst willen zu schätzen anstatt dafür, was ihr entrissen werden kann; es bedeutet, daß wir uns öffnen, um sie zu erleben, um von ihr zu lernen, und daß wir uns primär damit beschäftigen, ihre Unversehrtheit zu erhalten. Daraus werden sich erhaltende Werte entwickeln, wie z.B. minimaler Gebrauch nicht erneuerbarer Ressourcen, minimale Eingriffe in die Umwelt und sorgfältige Aufmerksamkeit gegenüber den unzähligen Wechselwirkungen, die aus jedem Eingriff resultieren.

Anmerkungen

- 1 Dieser Aufsatz ist zuerst erschienen in: Sandra Harding und M.B. Hintikka (Eds) 1983: *Discovering Reality*. Dordrecht, 71-95. Aus Platzgründen mußte auf die Anmerkungen verzichtet werden, die wir auf Anforderung gern zusenden. Wir danken dem Verlag D. Reidel für die Abdruckgenehmigung. Übersetzt von Susan Steiner, Birgit Jansen und Claudia Gdaniec.
- 2 Im Zentrum dieses Aufsatzes stehen die von Darwin gebrauchten und hier kritisierten Begriffe »competition« bzw. »competitive«, »scarcity« und »fit« bzw. »fittest«. Wir haben sie mit »Konkurrenz« bzw. »konkurrieren«, »Knappheit« und »tauglich« bzw. »Tauglichkeit« übersetzt. Die Überlegungen und Begründungen hierzu finden sich im Editorial dieses Heftes. (Anmerkungen d. Übers.)

Literaturverzeichnis

- Barker-Benfield, G.J., 1976: *The Horrors of the Half-Known Life*. New York
- Chodorow, Nancy, 1978: *The Reproduction of Mothering*. Berkeley
- Darwin, Charles, 1963: *Die Entstehung der Arten*. Stuttgart
- ders. 1967: Darwin's Notebooks on the Transmutation of Species. In: *Bulletin of the British Museum, Historical Series* 3
- Diamond, Jared, 1978: Niche shifts and the rediscovery of interspecific competition. In: *American Scientist* 66, 322-331
- Ehrenreich, Barbara, und Deirdre English 1978: *For Her Own Good*. New York
- Fisher, Elizabeth, 1979: *Women's Creation*. New York
- Gause, G.F., 1934: *The Struggle for Existence*. New York
- Grinnell, George, 1974: The rise and fall of Darwin's first theory of transmutation. In: *Journal of the History of Biology* 7
- Hutchinson, G.E., 1957: Summary. In: *Cold Spring Harbor Symposia on Quantitative Biology* 22, 415-427
- Kropotkin, Peter, 1910: *Gegenseitige Hilfe*. Leipzig
- Lewontin, Richard, 1978: Adaption. In: *Scientific American* 239, 213-229
- Malthus, Thomas, 1900: *Versuch über das Bevölkerungsgesetz*. Berlin
- Miller, Alan, 1979: *The Genetic Imperative: Fact and Fantasy in Sociobiology*. Toronto
- Odum, Eugene, 1983: *Grundlagen der Ökologie*. Stuttgart
- Rich, Adrienne, 1979: *Lies, Secrets and Silence*. New York
- Ricklefs, Robert, 1976: *The Economy of Nature*, Portland
- Trivers, R.L., 1978: The evolution of reciprocal altruism. In: *The Sociobiology Debate*. Hrsg. v. Arthur L. Kaplan, New York

Georges Duby

Die Frauen und die Feudale Revolution¹

Dubys aktuelle Forschungen über die Stellung der Frauen in der mittelalterlichen Gesellschaft sind zu verstehen im Zusammenhang mit dem Entwicklungsgang seiner bisherigen Arbeiten. Sein Interesse gilt der Funktionsweise einer Gesellschaft, die man feudal nennt. Hierzu forscht er in einem genau umgrenzten Feld, nämlich über den Feudalismus in Frankreich von der Mitte des 10. bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts. Er hat stets über diese Periode gearbeitet, weil er der Auffassung ist, daß man sich nicht mit allgemeinen Begriffen über weitreichende Zeitspannen ergen sollte, sondern sich bemühen muß, die wesentlichen Aspekte konkreter Gesellschaftsformationen innerhalb eines bestimmten Zeitraums zu erfassen. Duby hat ein umfassendes Konzept für Sozialgeschichtsforschung, vielleicht deshalb, so sagt er, weil er Geograph ist. Er hat zunächst über bestimmte Landschaftsregionen geforscht, d.h. über die aus physischen und sozialen Lebensbedingungen zusammengesetzte Einheit und hierin besonders über die ökonomischen Prozesse, die politischen Verhältnisse und die Ideologien. Um eine soziale Formation zu verstehen, müsse man das Zusammenspiel all dieser Faktoren untersuchen. Duby sagt, er sei ein Anhänger der Auffassung, daß man die Evolution der Produktivkräfte und der Produktionsverhältnisse studieren müsse. (Zusammenfassung der ersten beiden Abschnitte durch die Frauenredaktion)

In meinen ersten Arbeiten beschäftigte ich mich mit der ländlichen Ökonomie. Ich habe versucht zu erkennen, wie die Produktion im Rahmen der Lehnsherrschaft funktioniert hat. Ich habe versucht zu verstehen, welche Rolle das Geld spielen konnte, welchen Platz es erobern konnte, welche Rolle die Rente unter den Revenuen der Lehnsherrschaft spielte. Das war eine notwendige, nicht zu umgehende Etappe. Später kam ich dann dazu, den Begriff der »feudalen Revolution« vorzuschlagen. Mit dieser Theorie fasse ich den Prozeß des Übergangs von einem Typ von Produktionsverhältnissen, der noch wesentlich auf der Grundherrschaft, dem Besitz großer Domänen, basierte, zu einer anderen Art der Ausbeutung der Menschen. Dieser Übergang findet am Ende des 10. Jahrhunderts statt: von nun an beruht die Ausbeutung der Produzenten durch ihre Herren darauf, daß letztere auch die politische Macht, die ehemals königlichen Hoheitsrechte über Zölle, Straßenbau, Transport, Jagd etc. besitzen, die sie einer öffentlichen Gewalt entrissen haben, die sich aufgelöst hat in das, was man Feudalität nennt. Es sind die Burgherren, die nunmehr die regionale Macht haben zu befehlen, zu strafen, die Männer für den Militärdienst auszuheben; dies gilt für ein weitgestrecktes Territorium, das über ihren eigenen Grundbesitz hinausreicht. Tatsächlich gibt es auch andere Grundherren auf diesem Territorium; aber für die gesamte Region fordern die Herren der Burgvogteien das Recht, Steuern in Naturalien oder in Geld von allen einzutreiben, die auf diesem Gebiet arbeiten oder es durchqueren, mindestens von denen, die nicht zu den zwei oberen Ständen der Gesellschaft gehören, die also weder eine religiöse noch eine militärische Funktion ausüben. Es sind die Arbeiter, die Menschen der dritten Funktion, auf die sich die Macht der Grundherrschaft stützt. So wurde ich darauf gelenkt, mich für das ideologische System der Dreifunktionalität (trifonctionnalité) zu interessieren. Ich wollte begreifen, wie das Modell einer dreigliedrigen Gesellschaft geformt wurde, demzufolge Gott die gesamte Menschheit vom Anbeginn der Welt an in drei Kategorien einge-

teilt hat, die jede eine Funktion erfüllen: die Funktion des Gebets, die Funktion von Gewalt und Schutz und die produktive Funktion, wobei das soziale Gleichgewicht als eines gedacht wird, das auf den gegenseitigen Diensten beruht, die sich die jeweiligen Funktionsträger erweisen. Ich habe natürlich versucht, soweit das möglich ist, diese Denkweise in Beziehung zu setzen zu den Bewegungen in der sozialen Realität, zu den sozialen Verhaltensweisen und zu den Veränderungen in den Produktionsverhältnissen. Im Verlauf dieser Untersuchung habe ich festgestellt, daß in dieser Ideologie der Dreifunktionalität nur die Männer berücksichtigt werden. Es gibt keine Funktion für die Frauen.

Was steht bei dieser Forschung wissenschaftlich und kulturell auf dem Spiel?

Der Fortgang meiner Forschungen und die damalige gleichzeitige Lektüre der Anthropologen führten mich zu der Annahme, daß die Verwandtschaftsverhältnisse in entscheidender Weise die Produktionsverhältnisse jener Zeit beeinflussten. Seit vielen Jahren habe ich also mein Seminar am Collège de France dem Studium der Verwandtschaftsstrukturen und der familiären Beziehungen gewidmet. Leider gibt es für diese Epoche nur Quellenmaterial, das sich auf die herrschende Klasse bezieht. Dies ist ein wirklich einschränkendes Hindernis. Wir erfahren nicht, was in den beherrschten Klassen geschieht, und sind statt dessen gezwungen, bei der Aristokratie zu beginnen.

(...) Diese Forschungen mündeten in einem vertieften Studium der Ehe. Das Resultat wurde in einem kürzlich erschienenen Buch veröffentlicht. Ich beendete diese Arbeit mit dem Satz: Wir wissen, was die Männer über die Ehe dachten, aber was kann man über die Frauen wissen? Also habe ich letztes Jahr einen Kursus über die Geschichte der Frauen begonnen, über die Lebensbedingungen der Frauen in der sogenannten feudalen Gesellschaft. Diese Forschung steht noch am Anfang, und gleich zu Beginn erschien sie mir sehr schwierig, vor allem, weil die Problemstellung in Frankreich neu ist. In anderen Ländern, besonders in den angelsächsischen, interessiert man sich schon seit längerem für die Sozialgeschichte der Frauen. Vielleicht deshalb, weil der feministische Kampf dort früher begann. Für die Periode, die ich studiere, ist in Frankreich noch fast alles zu tun.

Was können wir von einer solchen Forschung erwarten? Sie erscheint mir unabdingbar für das Verständnis der feudalen Gesellschaften selbst. In welchem Ausmaß handelt es sich bei den Geschlechterverhältnissen um eine so tiefgehende Spaltung, daß sie quer zur Klassenspaltung steht? Könnte man im Extremfall von der Hypothese ausgehen, daß die Frauen selbst eine Klasse bilden und daß es einen Geschlechterkampf gibt? Wenn man so argumentiert, stößt man auf Schwierigkeiten, auf die ich noch zurückkommen werde. Feststeht, daß wir nur Informationen über das haben, was die Männer denken. Ich habe gerade gesagt, daß wir eine Menge Informationen haben über die Menschen der herrschenden Klasse, aber in der Epoche, über die ich arbeite, hört man fast niemals die Frauen sprechen. Die weiblichen Texte sind rar, und es ist nicht einmal sicher, daß sie von Frauen geschrieben wurden. Eines aber ist sicher, nämlich daß die weibliche Welt uns beinahe vollständig verschlossen ist;

wir sehen sie nur von außen, aus der Sichtweise der Männer. Es ist schon sehr erhellend, diese Struktur an den Tag zu bringen. (...)

Offene Fragen, Forschungsfelder: Was ist das, was wir Liebe nennen?

Ich möchte insbesondere die Gewalt des Feudalherrn über Ehe und Erbschaft als Untersuchungsgegenstand formulieren. Ich will auch einige weit verbreitete Legenden entmystifizieren, zum Beispiel das Recht der ersten Nacht, über das man in aktuellen Untersuchungen gesprochen hat und das man in das Reich der Mythologie verweisen muß. Ich habe begonnen, die spezifisch weiblichen religiösen Praxen für die Schicht der Aristokratinnen zu untersuchen. Es gibt in diesem Zusammenhang ein komplexes Problem. Zu Beginn des 11. Jahrhunderts stellt sich eine »Frauenfrage« (die von einigen Historikern der DDR sehr gut studiert worden ist). Wir beobachten die Entwicklung von religiösen Frauenklöstern, die Entwicklung von weiblichen Religionsgemeinschaften wie die der Beginen. Warum gibt es diese Bewegungen? Kann man eine Beziehung herstellen zwischen ihnen und der Veränderung des demographischen Gleichgewichts zwischen Frauen und Männern? Es scheint mir, daß es ungefähr bis zum 12. Jahrhundert mehr Männer als Frauen gibt. Das ändert sich plötzlich aus noch kaum bekannten Gründen. Auf jeden Fall weiß man nicht, was man tun soll, und die überzähligen Frauen werden in einer Art religiöser Anstalten untergebracht.

Ich werde diese Frage bald untersuchen und prüfen, ob es möglich war, daß ein so großer Teil der Frauen in Religionsgemeinschaften eintrat. Aber das Problem der weiblichen Religiosität fällt auch in das Gebiet der Historischen Psychologie. Gibt es Formen der Religiosität, die spezifisch weiblich sind? Diese Frage wird mich zum Beispiel zu einem soziologischen und anthropologischen Studium der Entwicklung des Kultes der Jungfrau und der Heiligen Magdalena im 12. Jahrhundert führen. Später werde ich auch die Prostitution jener Epoche untersuchen. Darüber weiß man nicht viel, weil es für das 13. und 14. Jahrhundert wenig Material gibt, aber die Studien über die unmittelbar vorangegangenen Jahrhunderte werden es mir vielleicht erlauben, eine sinnvolle Problematik für das 11. und 12. Jahrhundert auszuarbeiten.

Im Augenblick untersuche ich, wie sich das Problem der Liebe stellt. Gegenstand meines gegenwärtigen Kurses ist die Beobachtung einer gesellschaftlichen Realität, der man den Namen höfische Liebe gibt. Seit langer Zeit verkünden die Historiker und die Essayisten wie Denis Rougemont, daß man im 12. Jahrhundert die Liebe entdeckt. Es stimmt, daß damals unter Intellektuellen eine Fokussierung auf das Problem der Liebe einsetzt, vor allem auf die Liebe zu Gott, womit eine deutlich mystische Entwicklung einhergeht und eine offenkundige Veränderung der christlichen Verhaltensweisen. Aber ich möchte die Analyse ausweiten. Ausgehend von der Untersuchung der alltäglichen Realitäten, möchte ich die Beziehungen zwischen Männern und Frauen analysieren. Ich bin deshalb jetzt dabei, die grundlegenden Fragen zu formulieren: Existiert das, was *wir* »Liebe« nennen, in jener Zeit? Hatte das, was die Menschen damals Liebe nannten, irgendeinen Einfluß auf die Beziehungen eines Ehepaares? Ich komme gleich darauf zurück. Sagen wir, daß das Begreifen

der Liebesverhältnisse im Zentrum des aristokratischen Milieus die erste Forschungsfront ist, an der ich mich seit einigen Monaten befinde. Ich benutze die Methoden der Anthropologie und der historischen Psychologie. Aber ihr Nutzen hängt meiner Ansicht nach davon ab, daß man eine Anforderung befolgt, der sich keine wissenschaftliche und rationale Handlung entziehen kann: es nie aufzugeben, die Bewegung der »ideellen« Strukturen (wie Maurice Godelier sagt), der symbolischen Systeme und der psychischen Spuren aus ihrer Verwurzelung in der materiellen Realität zu erklären, soll heißen: sie in den Veränderungen der Produktivkräfte und der Produktionsverhältnisse, die diese gesellschaftliche Formation charakterisieren, aufzusuchen. Diese ökonomischen, sozialen, materiellen Prozesse bilden die organisierende Basis der Verhältnisse zwischen den Menschen einer jeweiligen Gesellschaftsformation, sind Grundlage dessen, was wir eine historische Form sozialer Individualität nennen können. (...)

Frauen, Ehe und Feudale Revolution

In meinen Augen sind die Ergebnisse, zu denen ich bisher gekommen bin, noch begrenzt. Ich kann daher hier nur einige vorführen, die mir die Möglichkeit weitergehender Theoretisierung zu enthalten scheinen. Welche Folge hat beispielsweise das, was ich »Feudale Revolution« genannt habe, für die Lebensbedingungen der Frau? Was die Ehe angeht, so habe ich mich dazu geäußert. Der Übergang von einem Domänensystem zu einer reinen grundherrschaftlichen Produktionsweise (im wörtlichen Sinne des Begriffs und in dem Sinn, den ich weiter oben definiert habe), hat den Mechanismus verändert, der die Reproduktion der Strukturen der gesellschaftlichen Verhältnisse regelt. Das heißt, daß das Problem der Ehe zu dieser wichtigen qualitativen Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse in der Produktion in Beziehung gesetzt werden muß. Was die Konsequenzen betrifft, die diese Veränderungen für die Frauen gehabt haben können, so scheint mir da nichts einfach zu sein.

Als Ausgangspunkt können wir eine Tatsache formulieren, die sich zweifellos schwer in Frage stellen läßt: der soziale und symbolische Status, den man den weiblichen Wesen zuspricht, hängt zugleich ab von der organisierten Hierarchie der drei Stände, von der Funktion für die Reproduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse und von dem Platz der jeweiligen aristokratischen Familie in diesen Verhältnissen, der mehr als je zuvor von der Heirat abhängt. Sie ist eine rigorose Institution zur Reproduktion der sozialen Ordnung geworden, und diese Funktion (und diese *Verantwortung*) ist mehr denn je zentral mit der Frau verknüpft (biologisch, moralisch, symbolisch), mit der Frau als Bauch. Die Frauen werden nicht aufgrund ihrer eigenen Funktion auf die drei Stände verteilt. Ich zitiere das Wort eines irischen Bischofs, der versucht, den Mechanismus der Gesellschaftsordnung gegen Ende des 11. Jahrhunderts zu verstehen. Er beschreibt die drei gesellschaftlichen Funktionen und schreibt am Ende: »Die verheirateten Frauen gehören zu dieser oder jener Funktion, je nach der Funktion, die ihr Ehemann einnimmt.« Und er fügt hinzu: »Sie dienen ihren Männern.« Wenn der Mann, dem sie dient, Priester ist, gehört sie zum Stand der Priester; wenn er Ritter ist, gehört sie zum Stand der Ritter;

wenn er Bauer ist, wenn er Arbeiter ist, gehört sie zum Stand derjenigen, die arbeiten. Die neue Ideologie der Ehe bestätigt dies, die Macht des Ehemannes geht aus diesem Prozeß gestärkt hervor. In den Predigten, die sich unmittelbar an die Frauen wenden, rät man ihnen vor allem, gehorsam zu sein, sie müssen unterwürfig sein und sich insbesondere für die Befruchtung zur Verfügung stellen. In dieser neuen ideologischen Repräsentation wird der Akzent auf die reproduktive Funktion der Ehe gelegt. Diese neue Regulierung der Ehe kann man als ein In-die-Ordnung-Stellen bezeichnen, das zum Teil die Stellung der Frau verbessert. Es werden einerseits der männlichen Polygamie, andererseits auch der Verstoßung der Frauen Grenzen gezogen. Die Ehe läßt sich nicht mit der gleichen Leichtigkeit auflösen wie zuvor.

Es gibt bald nur noch eine legitime Form der Vereinigung, die Ehe; die anderen Arten der Vereinigung, die man bis dahin für normal hielt, verschwinden. Wir konstatieren eine Art Kristallisierung und Verfestigung des Ehepaares. Bis zu welchem Punkt profitiert die Frau von damals davon? Das ist ein anderes Problem.

Mir fällt auf, daß die »Liebe« in jener Epoche nichts mit der Ehe zu tun hat. In bezug auf das Ehepaar spricht man niemals von Liebe; man benutzt andere Wörter, wie den Begriff der Zuneigung (*affection*), das lateinische Verb »*diligere*«, das zärtlich sein, an jemandem hängen, bedeutet. Aber das lateinische Wort »*amor*« macht allen Angst, und bezogen auf die Ehe spricht man überhaupt nicht davon. Die Ehe ist geregelt durch die Anforderungen der sozialen Verhältnisse. Und das, was wir Liebe nennen, die Kraft des Herzens, die Kraft des Körpers, erscheint als eine Gefahr in der Beziehung zwischen Ehepartnern, innerhalb einer Institution, die die Gesellschaft stützt und sie vor allem als stabile Form reproduziert. Konsequenterweise hat die Liebe ihren Platz außerhalb der Ehe. Um die Frau zu bezeichnen, die Gegenstand der Liebe des Mannes ist, benutzt man das Wort Freundin (*amie*), das unmittelbar von dem Verb *amare* (= lieben) kommt. Im Moment beobachte ich also, was das für eine Beziehung zwischen Männern und Frauen ist, die Liebe genannt wird. Ich stelle fest, daß es einen ersten, sehr auffälligen Bereich gibt: die rein körperliche Liebe. Es ist offensichtlich (und hier greift die Bedeutung der Klassenverhältnisse), daß der adlige Mann, der Ritter, sehr leicht sein Vergnügen mit den Frauen des Volkes findet. Als Beispiel dafür sei das Thema »Schäferin« genannt, die man im Vorbeigehen nimmt, die man vergewaltigt. Mir ist auch deutlich geworden, daß es eine sehr intensive sexuelle Aktivität innerhalb des großen aristokratischen Hauses gibt; in diesem Haus, in dem es keine Mauern gibt, in dem es kaum Licht gibt, sobald es Nacht wird; in diesen Häusern, die voller Frauen und Männer sind, in denen aber nur ein Ehepaar existiert, dem sexuelle Beziehungen erlaubt sind. Überall gibt es Promiskuität, die sehr aktive sexuelle Beziehungen ermöglicht. Das ist der erste Bereich der physischen Liebe. Aber ich bin an einem Punkt angekommen, an dem ich mich frage, was die sogenannte höfische Liebe ist. Es gibt darüber eine Unmenge an Literatur; genau dieses Thema ist von den Historikern der mittelalterlichen Poesie entwickelt worden. Aber es hat auch viele Irrtümer gegeben. Was ich genauer begreifen möchte, ist die spezifische psychologische Struktur der höfischen Liebe und

den Platz, den sie in den realen gesellschaftlichen Verhältnissen eingenommen hat, wobei ich unter gesellschaftlichen Verhältnissen hier die Gewaltbeziehungen verstehe, und vor allem die Machtverhältnisse. Ich würde folgende Hypothese aufstellen: einerseits ist die höfische Liebe (um eine kurze Definition zu geben) das Verlangen, das ein Ritter, der selbst nicht verheiratet ist, nach der Frau hat, die Gattin seines Herrn ist. Die höfische Liebe ist dem Spiel einer Gesellschaft vergleichbar. Es ist ein Spiel der Männer, in dem die Frau nicht mehr ist als ein Objekt, in dem die Mysogynie eine große Rolle spielt, in dem der Grundherr die Fäden in der Hand hat. Es ist der Grundherr, der seine Frau als eine Art Köder anbietet, durch den im Innern der höfischen Gesellschaft die Konkurrenz zwischen den ledigen Rittern seines Hauses entbrennt. Und diese Konkurrenz erlaubt es ihm, sie besser in der Hand zu haben, sie zu domestizieren. Es handelt sich hier um ein Spiel, das sich unter den Augen des Grundherrn entwickelt und das ein Element und ein Faktor der Druckausübung darstellt, das die Macht des Herrn über seine Männer verstärkt. Die zweite, noch viel gewagtere Hypothese ist folgende: Ich frage mich, welche Rolle die Homosexualität in der höfischen Liebe spielt. Die Liebe, die der junge Ritter angeblich der Frau seines Herrn entgegenbringt, ist das nicht in Wirklichkeit die Liebe, die er seinem Herrn selbst darbringen möchte und für die die Liebe zu dessen Frau nur eine Maske ist? Eine Maske, die über die soziale Realität gestülpt wird, die immer noch Sache der Männer ist. Die Homosexualität ist hier sicher zu großen Teilen unbewußt, da der Verschleierungsprozeß auch durch das Verbot verursacht ist, das auf dieser Art Beziehungen lastet. Aber das ist ein anderes Gebiet, auf dem ich mich nicht engagiere. Ich verweise deshalb auf die interessanten Arbeiten des amerikanischen Gelehrten Boswell, deren Gegenstand die Realität der Homosexualität ist, sowohl in der militärischen Gemeinschaft wie dem ritterlichen Milieu als auch in einer klerikalen Gemeinschaft. Was mich interessiert, ist die Geschichte der Frauen, nicht die der Männer. Die wichtigsten Hinweise besitzen wir überdies über die weibliche Homosexualität. Dieses weibliche Universum, abgetrennt, unbekannt, verschlossen, beunruhigt die Männer und geht ihnen nicht aus dem Sinn, insbesondere nicht den Klerikern. Die Handbücher der Bußen ordnen jedem Typ von Sünde einen Satz Strafen zu; in einem Bußkatalog des Jahres 1000 gibt es ein ganzes Kapitel, das speziell den Frauen gewidmet ist, den spezifisch weiblichen Sünden. Die Bedeutung der homosexuellen Spiele wird dort besonders hervorgehoben.

Entstehung der Ängste und der Hauptsünden

Die ideologischen und symbolischen Systeme (die Ehe, die Frauen, die Beziehungen zu den weiblichen Körpern beinhaltend), die zur Zeit der »Feudalen Revolution« ausgearbeitet worden sind, werden in den kommenden Jahrhunderten noch lange fruchtbar sein. Sie werden mehr oder weniger tiefgreifenden Spannungen ausgesetzt sein, sie werden anders angeordnet werden, sie werden geschwächt werden, aber bis in unsere Tage werden sie über eine dauerhafte Operationsfähigkeit verfügen.

Es ist offensichtlich, daß die Kirche bei dieser Restrukturierung der Ehe eine bedeutende Rolle gespielt hat. Sie hat das Ehemodell, daß sie sich erträumt

hat, weitgehend durchgesetzt. Aber, was mir aufgefallen ist, und was sehr wichtig ist: die Männer der herrschenden Klasse, ob sie zur Kirche gehören oder zur Ritterschaft, sind sich hinsichtlich der Frauen einig; d.h. das Frauenbild, daß die Kleriker vorschlagen, fällt zusammen mit dem Bild, das sich die Ritter spontan von den Frauen machen. Wir haben hier ein interessantes Element, das viel zu denken gibt. Die engen Verbindungen, die zwischen der Reproduktion der hierarchischen Produktionsverhältnisse, der Funktion der Ehe, dem Platz der Frauen innerhalb der Ehe und der ungleichen Struktur der Beziehungen zwischen Männern und Frauen bestehen, begreifen die zwei Fraktionen der herrschenden Klasse jeweils auf ihre Weise. Die Hochkirche und die laizistische Aristokratie befinden sich im 11. Jahrhundert in einem Dauerkonflikt um die Machtpositionen. Einer der wenigen Punkte, in denen sie sich völlig einig sind, ist der, daß die Frau ein unreines Wesen ist, ein schwaches Wesen, ein Wesen, das zur Sünde neigt, das nicht mehr ist als ein Bauch und das vollständig beherrscht werden muß.

Der Ablauf der gesellschaftlichen Kämpfe im 11. Jahrhundert und die Art und Weise, wie Kirche und Ritter sie verarbeiten, ist ebenfalls aufschlußreich. Ich will folgendes in Klammern sagen: Direkt nach dem Jahre 1000 im Verlauf jener »Feudalen Revolution«, in der sich die territoriale Grundherrschaft installiert, in dem Augenblick, in dem sich das ideologische Modell der drei Stände seinen Platz erobert, beginnt ein Streit, dessen Sinn uns entgleitet. Es gibt Widerstand, auch auf dem ideologischen Feld. Im Angesicht des ideologischen Modells der drei Stände, des Bildes einer Gesellschaft, die wesentlich auf Ungleichheit beruht, erhebt sich eine andere Ideologie: eine Ideologie der Gleichheit, eine chiliastische Ideologie, ähnlich jenen chiliastischen Ideologien, deren Spuren wir heute wahrnehmen. Menschen aller sozialen Schichten nehmen an dieser Bewegung teil. Selbst hochrangige Geistliche sind in ihr. Die zentrale These war die Behauptung, alle Menschen seien als Söhne Gottes Brüder und also gleich. Es gäbe keinen Bedarf mehr an Priestern oder Kriegern. Herren seien nicht mehr nötig, alle Welt müsse mit eigenen Händen arbeiten. Das beinhaltet die Aufhebung aller Ungleichheiten zwischen Klassen und Funktionen, aber auch den Kampf gegen die grundlegende Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, d.h. Männer und Frauen haben vor Gott dieselben Rechte. Diese zutiefst revolutionäre Bewegung wurde zerschlagen, ihre Theorie wurde zur Häresie erklärt; und bei den häretischen Sekten, die von den Inquisitoren der Epoche verfolgt wurden, spielten die Frauen, wie wir wissen, eine bemerkenswerte Rolle. Als die Häresie im 12. Jahrhundert mit den Katharern wieder auftauchte, haben die Frauen darin ebenfalls eine bemerkenswerte Rolle gespielt. Umgekehrt bin ich davon überzeugt, daß die Feinde dieser egalitären Theologie ihre wirkungsvollste Waffe gebrauchten, wenn sie hervorhoben, daß diese Theorie die Unterschiede zwischen den Geschlechtern verwischte. Der große Vorwurf, der gegen die Häretiker erhoben wird, ist der, sie würden Männer und Frauen unterschiedslos mischen und so die Anarchie und die Unzucht gleichzeitig einführen. Ein wirksamer Vorwurf, weil die Gesellschaft in jener Epoche aufgrund ihrer dominierenden Beziehungsstrukturen nicht zulassen konnte, daß die Frauen nicht radikal unterdrückt wurden.

Es gibt auf diese Weise eine tiefe Übereinstimmung mit den Vorschlägen der reformierten, der reformierenden Kirche. Dies sowohl in den Instanzen, in denen die Intellektuellen wirken, als auch in der alltäglichen Praxis. Was die Kirche ausarbeitet, indem sie Texte und Traditionen biblischen und christlichen Ursprungs zusammenbastelt, wird von allen völlig akzeptiert: Gott hat zunächst Adam nach seinem Bilde geschaffen, dann hat er ein Stück von Adams Körper genommen und daraus eine Frau gemacht; diese ist also nicht das Abbild Gottes, sondern nur das Abbild Adams. Sie ist lediglich der sehr indirekte Reflex des göttlichen Lichtes, in Abhängigkeit von dem Licht, das sie von Adam bekommen kann. Demzufolge ist sie es, die vom Dämon verführt wird, denn sie ist schwach; und sie ist es, die den Mann verführt, denn sie ist gefährlich. So werden Sünde und Tod in die Welt gebracht. Diese Idee wird von einer Kirche gepredigt, die zum Asketismus tendiert, die jetzt den Priestern verbietet, eine Frau zu haben und ihnen eine Existenz sexueller Reinheit aufzwingt. Diese ganze Thematik wird den Männern, die keine Priester sind, als ideologische Grundlage dienen, wenn sie ihre Frauen nach Gutdünken unterdrücken. Diese Gesellschaft ist also im Zentrum ihres Imaginären durch die Ablehnung des weiblichen Körpers geprägt. Er ist jedoch um so anziehender, je mehr er zurückgestoßen wird. Die einzige erlaubte Funktion des weiblichen Körpers ist das Gebären. Aber jede Freude ist ausgeschlossen und muß eliminiert werden. Die Frau ist eine Reproduzentin und darf nichts anderes sein. Darüber hinaus braucht es die Macht der Männer über sie, weil sie dazu neigt, Helferin des Teufels zu werden. In diesem Kontext werden komplexe Erzeugungsmechanismen von Themen und Verboten konstituiert. Sie werden lange Zeit Materialien und Symbole liefern für die Entstehungs- und Funktionsprozesse der Imagination des Westens: die rigorose Abschottung der beiden Geschlechter voneinander. Hemmungslosigkeit und Fleischeslust werden in den Rang der Sünde schlechthin erhoben.

Die Sünde des Fleisches wird zur Sünde schlechthin

Im 11. Jahrhundert gibt es tatsächlich eine Abschottung. Die Gesellschaft ist in zwei voneinander abgeschotteten Gruppen geteilt, die sich zueinander feindselig verhalten, soweit sie überhaupt gegenseitig in Kontakt kommen. Auf jeden Fall gibt es von seiten der Männer eine fundamentale Mysogynie. In dem Teil der Gesellschaft, den ich studiere, in der Aristokratie, ist einer der dominierenden psychologischen Charakterzüge der Männer die Angst vor den Frauen. Die Frauen gelten als gefährlich; sie sind Trägerinnen der Sünde, Trägerinnen des Todes. Es ist die Frau, die den Mann mit sich fortreißt in den Untergang. Andererseits ist es zugleich ebenso unbestreitbar, daß die Männer Angst haben, vor dieser Frau zu versagen, die ihrer Ansicht nach von der Leidenschaft der Liebe verzehrt wird, von einer Leidenschaft, die unmöglich befriedigt werden kann. In dem Maße, in dem sie Angst vor der Frau haben, mißachten sie sie. Hier finden wir die gleichen Haltungen, die wir beobachten, wenn Klassen sich gegenüberstehen. Je mehr die Ritter vor einer Bewegung der Bauernklasse Angst haben, desto abstoßender das Bild, das sie sich von Bauern machen. Psychologisch gesehen, fürchten und verachten die Männer die Frauen gleich-

zeitig. Furcht und Verachtung erklären den Eindruck eines tiefgreifenden Konflikts zwischen den beiden Geschlechtern. Parallel dazu wird die Sünde der Unzucht die Sünde schlechthin. Es gibt zwei Hauptsünden in der Epoche, die ich studiere: die Sünde des Hochmuts und die Sünde der Unzucht, aber die Unzucht hält man für gefährlicher. Und wenn man die Unzucht bildlich darstellt, handelt es sich immer um Bilder von Frauen; die Frau ist ihrem Wesen nach unzüchtig und verführt den Mann zur Sünde. Wenn es keine Frauen gäbe, wäre der Mann vielleicht makellos. Dieses Thema verbreitet sich im 12. Jahrhundert, es kommt von den Mönchen, von der Kirche im hohen Mittelalter, deren dynamischer Flügel seit der karolingischen Epoche das benediktinische Kloster ist. Der Mönch behauptet, an der Spitze der menschlichen Hierarchie zu stehen, weil er den Engeln näher und weil er jungfräulich sei. So wird die Idee des vorrangigen Werts der Jungfräulichkeit zum überspannten Ideal. Diese Idee wird zuvor in der orientalischen Kirche geboren und kommt dann nach Europa. Aber das wichtige Phänomen im 11. Jahrhundert ist, daß die gesamte Kirche im Zuge ihrer Reformierung nunmehr diese mönchische Moral annimmt und sie verbreitet.

Gestrige Bewegungen und heutige Veränderungen

Alle sozialen Bewegungen in der Epoche, die ich studiere, haben also in der Tat nicht dazu geführt, den Graben zwischen den Geschlechtern zu verringern, sondern im Gegenteil: sie führten dazu, die Trennung zu festigen und zu stärken. Der Mißerfolg der egalitären Bewegung scheint mir dies ebenso zu bestätigen wie die Tatsache, daß die Häresie vielleicht deshalb in vieler Hinsicht unterlegen ist, weil sie beschuldigt wurde, eine Art Einheitsgeschlecht zu predigen und die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern aufzuheben. Dies zeigt, daß sich eine bestimmte, sehr stabile Struktur entwickelt hatte. Es existieren von jetzt an zwei getrennte Welten, und das Verhältnis zwischen diesen beiden Welten ist konfliktreich. Wie tief diese Spaltung verwurzelt ist, bezeugt ihre Beständigkeit während der tiefgreifenden Umwälzungen der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse sowie während der Reorganisation der Klassenverhältnisse und der damit einhergehenden Umwälzung des gesamten Gefüges der sozialen Beziehungen der Menschen, die mit der feudalen Revolution einsetzen. Es ist eine Spaltung, deren Struktur eine derartige kulturelle Prägnanz gewonnen hat, daß alle Strömungen und alle sozialen Kämpfe sie unverändert lassen. Diese konfliktreiche Situation zwischen den beiden Geschlechtern ist aber nicht von derselben Natur und kann nicht auf die gleiche Weise untersucht werden wie die konfliktuöse Situation zwischen den gesellschaftlichen Klassen. Das denke ich im Moment aufgrund meiner Forschungen. Wenn sich beide Systeme einmal installiert haben (sowohl ideologisch, symbolisch als auch praktisch), dann können sie sehr lange Zeit leben, das ist sicher. (Das ist ein Punkt, auf dem ich in einem kleinen Artikel in der amerikanischen Zeitschrift *History and Theory* insistiert habe. Ich habe dort darauf hingewiesen, daß die Veränderungen auf dem Feld der ideologischen Formation ziemlich brutal sind, aber daß sie, wenn einmal der qualitative Sprung getan ist, eine Stufe relativer Stabilität erreichen, die Jahrhunderte dauert.) Was in den Jah-

ren, die dem Jahr 1000 folgten, seinen Platz erobert hat, die Ehe und damit die weiblichen Lebensbedingungen zum Ausgangspunkt nehmend, hat bis zum 20. Jahrhundert gelebt, also fast ein Jahrtausend. Das zeigt, in welchem Ausmaß ähnliche Forschungen über diese entfernte Zeit helfen können, die heutige Realität besser einzukreisen. Was man aus der Genese gewisser ideologischer Modelle in diesen Perioden sehr tiefgreifender Veränderungen lernen kann, kann uns Wege der Annäherung an diese andere Entwicklung ermöglichen, deren Zuschauer und Akteure wir sind, deren Gestalt wir aber nur sehr schwer greifen können. Was wir heute vielleicht am klarsten sehen, ist die Zerstörung des Systems, dessen Entstehung ich verständlich machen wollte. Indem ich zeige, wie dieses System entstanden ist, hoffe ich verstehen zu helfen, warum es sich zerstört und zersetzt. Vielleicht könnte ich auch dazu verhelfen, besser über etwas nachzudenken, was uns noch mehr entgleitet, nämlich der historische Typ von Geschlechterverhältnissen, der sich gerade formiert. Die Regelung der alten Verhältnisse verschwindet nicht deshalb, weil die Menschen bedeutend seltener ins Rathaus oder in die Kirche gehen, um ein Paar zu werden. Vielmehr bildet sich ein anderer, historisch spezifischer Typ von Geschlechterverhältnissen aus. Es gibt in der Tat Verschiebungen in der Moral, aber keine Gesellschaft kann überleben ohne Normen und insbesondere ohne sexuelle Normen. Über ihre psychologische Funktionsweise, ihre sehr langlebigen Modelle, ihre Konstanz, ihre Beständigkeit nachzudenken, kann dazu beitragen, daß wir uns die Frage bewußter, rationaler und scharfsinniger stellen: Was ist heute die Liebe? Was ist heute die Frau? Darüber hinaus ist es nötig, angesichts der naiven, oft mystifizierenden, in jedem Fall aber oberflächlichen Art und Weise, in der diese Themen behandelt und von Moden und Medien auf einen bevorzugten Platz gehoben werden, sie differenziert und tiefgehend zu erforschen, ausgerüstet mit den Instrumenten der Sozialgeschichte und der Historischen Psychologie. Eine differenzierte Forschung kann den heutigen sozialen Bewegungen helfen, klare und wissenschaftlich begründete Strategien zu entwerfen.

Anmerkung der Redaktion

- 1 Der folgende Text erschien zuerst in: *La Pensée*, Zweimonatszeitschrift des »Institut de recherches marxistes«, Paris, Nr. 238, März/April 1984, S. 5-15. In derselben Nummer sind folgende weitere Artikel erschienen: Danielle Bleitrach: Contribution à une analyse de la condition féminine. Françoise Hurstel: Mouvement de la paternité aujourd'hui. Elisabeth Guibert Sledziewski: Naissance de la femme civile. La Revolution, la femme, le droit. Claude Mazauric: Toujours présente, la Revolution. Félix Damette: Conservatisme et réaction: la droite française à la recherche de son projet. Pierre Duharcourt: La stratégie patronale face à la crise, dans le nouveau contexte politique français. Roger Mayer: Dimension politique et historique de l'armement nucléaire. Claude Cartigny: Les pays socialistes et la course aux armements.

Der Text von Georges Duby wurde leicht gekürzt und übersetzt von Nora Rätzfel.
Wir danken *La Pensée* und Georges Duby für die Druckgenehmigung.

Jutta Brückner

Seh-Verhältnisse

Über Fernsehen, Neue Medien und unsere Erfahrung mit dem, was »wirklich« ist

»Kanal« war nie ein unschuldiges Wort. Es zeugte immer vom Machen, Regulieren, Scheiden. Kanäle verbinden Meere, die vorher getrennt waren, begradien die Schlenker von Bächen und Flüssen, die unkontrollierte Grußbotschaften mit der Landschaft austauschen, und scheiden hell von dunkel, oben von unten, sauber von schmutzig. Medienkanäle haben von allen drei Eigenarten etwas. Die List des Kinos (z.B. im »Dritten Mann«) bestand nun darin, den negativen Helden so zu inszenieren, daß ihm alle Identifikationsinbrunst der Zuschauer zufließ, »als ob« er der Gute wäre und ihn dann in die Abwässerkanäle von Wien zu schicken, damit er dort unten im Schmutz umkomme. Die Parteinahme der Zuschauer wird dann unklar, und das heißt eben gerade nicht getrübt, sondern vielgeleisig.

Das ist etwas, was das Kino immer vom Fernsehen unterschieden hat, denn Vielgeleisigkeit ist das Gegenteil von Ausgewogenheit, sie kommt der Realität selbst da näher, wo sie, phantastisch inszeniert, scheinbar nichts mit ihr zu tun hat. Denkt man heute über Fernsehen und Neue Medien nach, dann muß man aufpassen, daß man nicht nostalgisch und gleichzeitig aktivistisch, vor lauter Bedrohung im Nacken auch schon im Gesicht blind, das lobt, was noch vor kurzer Zeit uns so viel Verdruß bereitet hat. Auch das Fließband wird nicht einfach deshalb human, weil die Bildschirmarbeit in isolierter Kleinzelle noch nicht einmal mehr den geschrieenen Schwatz erlaubt. Das Fernsehen der öffentlich-rechtlichen Anstalten war als Ganzes betrachtet nie so, wie man sich das Fernsehen gewünscht hätte und auch nie so, wie seine Möglichkeiten, hätte man sie wirklich genutzt, ihm gestattet hätten. Aber es war doch immer wieder so offen, seine unerfüllten Möglichkeiten, Defizite, Verkrustungen zur Schau zu stellen, sich dem Gespräch nicht zu verweigern, auch wenn das oft zum Austausch von Floskeln mißriet. Der Dialog, nicht immer flüssig, zwischen denen, die als Kritiker auch nicht immer wußten, wie das, was sie forderten, auch zu machen wäre, und denen, die als Macher auch oft gern etwas anderes gemacht hätten, ertrank nicht im neudeutschen Optimismus von Leuten, die glaubten, die Welt in der Tasche zu haben, weil ihr Horizont am Gartenzaun endet. Dafür garantierte nicht das Prinzip der Anstalt, aber die Personen, die in ihr arbeiteten, die immer wieder gegen die byzantinische Regel des vertikalen Denkens verstießen. Wieviel Kraft das gekostet hat und wie weit auch hier in letzter Zeit deutlich Sicherheitsmechanismen eingeschnappt sind, darüber müssen die Betroffenen Auskunft geben. Ganz sicher ist aber: die libidinösen Reste, die das Programm immer wieder durchwuchert haben — und das nicht nur im Kleinen Fernsehspiel des ZDF —, werden nicht mehr auffindbar sein in einem Programm, das von Edeka, den Raiffeisenbanken, Bertelsmann und RTL gemacht wird. Und damit ganz klar wird, um was es hier geht: Es kann

keine Rede davon sein, die kollektive Zerstretheit, die sich in dem Wunsch nach unmittelbarer Frustentlastung niederschlägt und im Spaziergang über die Kanäle ausdrückt, mit Libido oder Phantasie zu verwechseln. Wir haben einige europäische Erfahrungen, die uns zeigen, daß sich die Medienvielfalt, die ja in Wirklichkeit nur Einfalt ist, hier anders auswirkt als in den USA. Die Momente an Geschichtlichkeit, an Individualität, an Zeitbewußtsein, die jedem Europäer nicht nur durch die Schule, sondern durch eine ganze Zivilisation mit der Haut verwachsen sind, Kopf-Belastungen, Hirn-Selbstbewußtsein, romantische Fluchtbewegungen, 4000 Jahre einer Zivilisation, die sich noch in der Art ausdrückt, wie man sich ihr verweigert, das alles macht den Zusammenstoß zwischen uns, den Europäern, und den Neuen Medien zu einem potentiellen Zerstörungsakt. Es geht nicht einfach darum, wie das Fernsehen sich ändern wird unter dem Druck der parallelen Kanäle. Es geht um die *Sehverhältnisse*, jene Beziehungen zwischen dem Zuschauer, dem Programm und der Gesellschaft, die sich im Innern der Individuen fortsetzen als neue Momente von Zerstretheit, Sucht, Überdruß, Abhängigkeit, amorpher Lust auf Zerstörung, niemand, der sie erleidet, weiß warum.

Fernsehen, über 20 Jahre alt, hat eine Geschichte, die unsichtbar bleibt, denn es lebt davon zu behaupten, keine zu haben. Die jeden Abend immer wieder von neuem produzierte Aktualität der Tagesschau ist vom Gestus her die Wiederholung der Tagesschau von gestern, nicht ihre Fortsetzung. Das Fernsehen ist stets unmittelbar, immer aktuell, schafft kein Gedächtnis. Wenn die Maschinen im Studio abgestellt worden sind, ist die Nachricht, die gerade noch Inbegriff von Aktualität war, Makulatur. Die Zeiteinheiten des Fernsehens sind Tage und deren endlose Wiederholung. Insofern ist es despotisch, denn die Zeiteinheit des Despoten ist der Tag als Verhinderung jeder übergreifenden Zeit, die zu Geschichte wird, die ja in jedem Fall das Ende seiner eigenen Herrschaft bedeuten würde. Fernsehen steigt jeden Morgen neugeboren aus der Asche des Vortages, der ausgelöscht, im Sehverschleiß verzehrt, noch nicht einmal die Spur hinterläßt, die alte Zeitungen sind. Programm, verstanden als Aneinanderreihung von Wirklichkeitsbrocken und nicht als Montagezusammenhang, der die Verbindungen, Wege, Umwege zwischen diesen Momenten von Realität zeigen würde, vernichtet Zeit, jeden Tag und ein ganzes Leben, weil es keine größeren Zeiträume schafft, die die Erfahrung, die zum Gedächtnis werden will, braucht. Es ist nicht die Schule der Nation, wie manche der redaktionellen Lebenshelfer meinen, aber es ist Kristallisationspunkt von Sozialisation. Nur: Es sozialisiert ins Zeitlose und damit auch ins Bodenlose. Stete Aktualität, nie Entstehen, Vergehen, kein Alter. Das Altern hat sich aus dem Programm in die Apparate zurückgezogen. Nur die Technik altert noch.

Wenn aber Bilder und Abbilder gleichermaßen zur flächigen Sendung werden, zur Dauerbewegung, zeitlos, distanzlos, dann wird mit der Vernichtung des für menschliche Träume so grundlegenden Unterschiedes zwischen Nähe und Distanz auch der Raum der Erfahrung und vor allem, die Erfahrung des Raumes zweidimensional. Diese tiefen Eingriffe in die Koordinaten von Raum und Zeit sind aber krankmachende Veränderungen der Grundlage menschlicher Wahrnehmung. Wir wissen, was wir verlieren. Ob wir etwas gewinnen,

wissen wir nicht. Das alles galt auch schon für das bisher vertraute Fernsehen und nicht erst für die Neuen Medien. Aber es galt trotzdem auch: Bisher hatte sich in den Programmen die Realität noch nicht völlig in dem Suchtstoff der Droge aus der Steckdose aufgelöst. Programm wurde auch gegen das Programmprinzip der passiven Anpassung an den Rhythmus erfahrungsloser Dauer gemacht. Bei 17 Fernsehkanälen, die bis 1988 geplant sind, ändert sich aber diese Situation vollkommen. Wenn erst einmal jede Erfahrung nur noch im Hin- und Herschalten zwecks quicker Frustentlastung besteht, dann wird nicht nur die abstrakte Genußsucht unendlich multipliziert, sondern auch die innere Leere, die sich aufzufüllen versucht mit dem, was vor ihren Augen auf dem Bildschirm pausenlos passiert. Das pralle Leben hinter dem Glas der Mattscheibe, nur: wie kommt man an es ran? Die Sehnsucht nach den ganz großen authentischen Gefühlen, die diesem zertretenen Zuschauer wieder erlauben sollten, sich selbst zu erfahren, wird, das ist zu befürchten, sehr gewaltsame Formen annehmen.

Ein Vakuum erzeugt Gewalt. In Körpern, die nur noch Gefäße für nicht steuerbare Reize sind, bildet sich die Sehnsucht nach Zerstörung, äußerer oder innerer. Über Faschismus muß man dann in einem anderen Sinne reden, als es meistens heute geschieht. Auch das und nicht nur das Manipulationspotential der Bewußtseinsindustrie meint die Sorge, daß die Neuen Medien eine Gefahr für die Demokratie sein könnten. Es geht bei alledem um unsere Erfahrung von Wirklichkeit, die wir ja nicht einfach haben, sondern die uns über die Bilder, von denen wir täglich umgeben sind, wieder verstellt oder ermöglicht wird. Unsere Vorstellung von Wirklichkeit ist inzwischen an Fernsehen gebunden, selbst bei denen, die die Informationen mit Distanz als überfettet im Unwesentlichen und lückenhaft im Wichtigen ansehen. Daß diese Information am elektrischen Strom hängt, sollte man sich heute mehr denn je klarmachen. Denn dieser elektrische Strom erleuchtet inzwischen nicht nur einfach ein Bild, auf dem Köpke, von dem wir ja wissen(?), daß er existiert, Nachrichten von einem Blatt Papier abliest. Er ist die Bedingung für die digitalen Bilder, die es ja heute schon gibt, in nächster Zeit aber zunehmend geben wird, jene Bilder also, die auf Grund von mathematischen Operationen von einem Computer hergestellt werden, deren Grundlage also die Zahl ist. Das Ziel, an dem gearbeitet wird, ist, sie realen Bildern so gleichen zu lassen, daß für das Ab-bild kein Vorbild mehr nötig ist, wie noch beim klassischen Filmaufnahmeverfahren. Köpke, der sich den Arm gebrochen hat, kann dann ohne irgendeine Blessur als Bild auf dem Empfänger erscheinen. Das ist für Geräte heute ein Kinderspiel. — Was bedeutet das alles für unseren Begriff von Realität, auch für Realismusdebatten? Was kann Realismus noch bedeuten, wenn das Abbild von Materie erzeugt werden kann, ohne daß Materie noch notwendig als Vorbild existieren muß? Was ist der Garant für Leben und Überleben, wenn Form und Gestalt nicht in der Reproduktion aufs Original verweisen? Es geht also nicht mehr um das »Kunstwerk im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit«, sondern um »die Realität im Zeitalter der rechnerischen Erzeugung von Realismus«. Diese Debatte ist weitergehend als viele der Scheingefechte, in die wir verstrickt sind.

Arno Klönne

Bündische Jugend, Nationalsozialismus und NS-Staat

Das wissenschaftliche Interesse daran, Zusammenhänge oder Gegensätze zwischen der Bündischen Jugend (als der letzten Ausformung der klassischen deutschen Jugendbewegung) und dem Nationalsozialismus, speziell der Hitler-Jugend, zu identifizieren, hat seit einigen Jahren deutlich zugenommen.¹ Für diese erneute Hinwendung zum Thema können mehrere Gründe angenommen werden:

— Die Erforschung von Jugendkulturen oder jugendlichen Subkulturen findet generell stärkere Beachtung; in nationalgeschichtlicher Blickrichtung legt sich damit gerade auch die deutsche Jugendbewegung mitsamt ihren Übergängen ins Dritte Reich als Untersuchungsfeld nahe.

— Die methodische Schwerpunktverlagerung in weiten Teilen der Geschichtswissenschaft hin zu Alltags- und Lebensweltaspekten läßt der Erhellung von Phänomenen und Prozessen politischer Sozialisation größeren Stellenwert zukommen; insofern wird, wenn es um den Nationalsozialismus geht, mehr als bisher nach dem spezifischen Jugendmilieu und nach dessen Differenzierung gefragt, um Voraussetzungen politischen Verhaltens herauszufinden.

— Bei der Analyse des historischen Vorgangs der Durchsetzung nationalsozialistischer Hegemonie wird neuerdings die ideologische Ebene wieder intensiver beobachtet; für die Frage nach dem ideologischen »Vorraum« oder Umfeld des NS bietet aber gerade die Jugendbewegung viel Material.² Hinzu kommt, daß Untersuchungen der Opposition gegen den Nationalsozialismus, nicht zuletzt im Zuge einer Erweiterung des Begriffs von »Widerstand« in Richtung auf »Resistenz«, oppositionelle Erscheinungen im Bereich der Jugend oder jugendlicher Gruppen nicht mehr, wie es lange Jahre hindurch überwiegend geschah, aussparen.

Auch in diesem Kontext ist die Frage aktualisiert, welche Voraussetzungen oder Hindernisse von der Jugendbewegung oder Bündischen Jugend vor und um 1933 für die Entwicklung widerständigen Verhaltens jugendlicher Gruppen in der Zeit nach der Machtbefestigung des NS bereitgestellt wurden; anders formuliert: Es wird diskutiert, ob »jugendbewegte« Traditionen eher der Integrationsfähigkeit des NS bzw. der Hitler-Jugend oder eher den Entfaltungsversuchen jugendlicher Opposition gegen das Dritte Reich zu Nutzen waren.

In den fünfziger Jahren hat es zeitweise recht intensive und kontroverse Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Bündischer Jugend und NS gegeben. Freilich waren diese fast durchweg von der Intention bestimmt, direkte Verantwortlichkeiten für den »Weg in die Katastrophe« zu klären; auf die Jugendbewegung bezogen hieß dies: Schuldzuweisungen einerseits, Rechtfertigungen andererseits dominierten. Die Fragestellung war etwa so gedacht: Hat die Bündische Jugend als Wegbereiter des Dritten Reiches gewirkt — oder waren Jugendbewegung und NS unvereinbare Größen? Die zweite Interpretation verband sich meist mit dem Zusatz, der NS habe zwar die Ideen und Formen

der Bündischen Jugend aufgegriffen, diese aber »pervertiert«. Gemessen an der eben angedeuteten Fragerichtung waren die öffentlichen und mehr noch die internen Bemühungen von Dienststellen, politischen Repräsentanten und Theoretikern des NS-Staates oder der HJ selbst, die Beziehungen von Jugendbewegung und Nationalsozialismus (speziell der Hitler-Jugend) zu klären, weitaus differenzierter — übrigens keineswegs in allen Punkten einheitlich, wenn es um die Einschätzung der Chancen oder Risiken jugendbewegter Leitbilder für das Herrschaftssystem ging.³ Das Material, das NS-amtliche Quellen zu diesem Thema bieten, ist bislang noch nicht hinreichend aufgearbeitet; immerhin lassen sich einige wichtige Argumentationslinien erkennen:

Weitgehend übereinstimmend konstatieren die NS- oder HJ-Autoren eine Vorläuferrolle der Jugendbewegung für den Nationalsozialismus und dessen Form der Jugenderziehung im Hinblick auf »völkisch« begründete, »lebensreformerische« und »jugendgemäße« Verhaltensmuster, so etwa die »Wiederentdeckung des Volkstums«, die »Bodenverbundenheit«, die »Körperertüchtigung«. Die NS-Literatur attestiert der Jugendbewegung als in ihrem Sinne positive Errungenschaften die »Wiederbelebung« der jugendlichen Gruppe als eines »eigenständigen Erziehungsraumes« neben Elternhaus und Schule, ebenso die Herausbildung des Prinzips, wonach »Jugend von Jugend geführt« sein müsse. Daß die Jugendbewegung sich gegen »liberalistische« und »rationalistische« Gesellschaftsauffassungen gestellt, daß sie »organisches Denken« verbreitet habe, wird ebenso zustimmend herausgestellt wie die »Führer-Gefolgschafts«-Orientierung der jugendbewegten Gruppen. Hervorgehoben wird in den NS-Darstellungen auch, daß die große Mehrheit der Bündischen Jugend »nationale Begeisterung« gezeigt habe. Allerdings werden zumindest in den mehr intern gedachten NS-Schriften in dieser Hinsicht Unterscheidungen gemacht; die gerade in den letzten Jahren vor 1933 an Einfluß gewinnenden Richtungen um die »deutsche jungenschaft vom 1.11.« und den »Nerother Wandervogel« werden als »national unzuverlässig« und »gegenvölkisch« angegriffen, zum Teil mit dem Argument, hier sei eine »anarchistische« Entwicklungslinie der Jugendbewegung kurz vor und nach dem Ersten Weltkrieg erneut aufgetreten. Ganz generell wird aber der Bündischen Jugend der Vorwurf gemacht, sie habe sich nicht zum »politischen Einsatz« durchringen können; das jugendliche Erlebnis in der Gruppe habe ihr mehr bedeutet als die Einordnung in die Geschlossenheit der (nationalsozialistischen) »Bewegung« oder der »Volksgemeinschaft«, kurzum: hier sei die jugendbündische Lebensform zum »Selbstzweck« geworden.⁴

Nach meinem Eindruck trifft diese NS-Interpretation den historischen Sachverhalt, und eben daraus wird die Ambivalenz im Verhältnis von Bündischer Jugend und Nationalsozialismus erklärlich, ebenso der zwiespältige Effekt, den die klassische deutsche Jugendbewegung für die Sozialgeschichte des Dritten Reiches erbrachte.

Der mit dem Wandervogel beginnende »Aufbruch« sensibler Teile der bildungsbürgerlichen jungen Generation in Deutschland vollzog sich ohne Zweifel zumindest mehrheitlich im ideologischen Rahmen der »deutschen Bewegung«, also einer antiaufklärerischen, antiliberalen, zivilisationskritischen und

zugleich nationalistisch getönten Strömung, die mit dem Begriff »konservativ-revolutionär« angedeutet werden kann.⁵ Die Berufung auf Jugendlichkeit als »Regenerationskraft« völkischer »Erneuerung« war für diese »deutsche Bewegung« charakteristisch und bot günstige Anknüpfungspunkte für Gruppen und Bünde, die aus der industriegesellschaftlichen Ausweitung des kulturpubertären Spielraums ihre Antriebe bezogen. Die so sich entwickelnde bürgerliche Jugendbewegung bildete Strukturen jugendlichen Gruppenlebens heraus, die im Laufe der Weimarer Republik zunehmend auch bei nicht-bürgerlichen Schichten an Attraktion gewannen. Symbole, Lebensformen und Leitbilder der Jugendbewegung waren bereits in den zwanziger Jahren weit über die unmittelbaren Nachfolgebünde des Wandervogels hinaus stilbildend für erhebliche Teile der Jugendgeneration; der Anspruch auf jugendbewegte Besonderung war gesamtgesellschaftlich akzeptiert.

Diese Situation fand der Nationalsozialismus in der Zeit vor der Machtergreifung vor; zudem gab es zahlreiche politische Berührungspunkte und ideologische Schnittmengen zwischen dem NS und dem Gros der »bürgerlichen« Jugendbewegung. Angesichts dessen lag nichts näher als das Unterfangen, die Formenwelt der Jugendbewegung soweit wie möglich für den Aufbau der Hitler-Jugend nach 1933 zu übernehmen, die Bünde in die HJ zu überführen und die »nationalsozialistische Volksjugend« zur »Aufhebung« der Jugendbewegung zu erklären, dies im doppelten Sinne: Die HJ sollte jugendbewegtes Leben fortsetzen und für noch breitere Schichten der Jugend mitvollziehbar machen, zugleich aber sollten »Zersplitterung« und Politikferne der Bünde überwunden sein.

Andererseits lag es ebenso nahe, daß weite Teile der bündischen Jugend sich, ihren ideologischen Herkunftten entsprechend, 1933 der »nationalen Erhebung« zuordneten, und auch das Angebot der HJ als »Volksjugend« traf auf Folgebereitschaft, weil es die längst vorher schon beschworene Hoffnung auf »Einheit der Jugend« zu realisieren schien. Diese Tendenz zur Integration in den NS war bei der Bündischen Jugend vorherrschend und bis weit in die Turnerjugend und die Evangelische Jugend hinein verbreitet, auch die Katholische Jugend war davon nicht frei, wenngleich hier eine andere politische Vorgeschichte zu mehr Distanz führte; erst der Versuch eines machtpolitischen Zugriffs der HJ-Führung auf die katholischen Jugendbünde ließ dann bei diesen mehr Trennschärfe aufkommen. (Daß die sozialdemokratisch-sozialistischen und die kommunistischen Jugendgruppen sich politisch gegen den Sog der »nationalen Erhebung« stellten, braucht hier nicht eigens betont zu werden; zu bedenken ist, daß der Einfluß dieser Richtungen auf die »bewegte Jugend« insgesamt nicht dominant war.) Die verschiedenen Versuche im Laufe des Jahres 1933, bündische Eigenständigkeiten organisatorisch zu erhalten (»Großdeutscher Bund«, »Reichsschaft Deutscher Pfadfinder«), waren nur bei relativ wenigen der handelnden Personen durch eine politische Abneigung gegen den neuen Staat motiviert; ganz überwiegend ging es hier (wie auch bei den Vorbehalten vieler evangelischer Jugendführer gegenüber der Eingliederung in die HJ) um die Intention, sich nicht dem organisationsstrukturellen Kommando der HJ-Führung zu unterwerfen. Eine »föderative Lösung«, die den traditio-

nellen Bundeszugehörigkeiten einen Spielraum innerhalb einer »nationalsozialistischen Volksjugend« belassen hätte, wäre vermutlich von den Führern der Bünde durchweg akzeptiert worden. Durchaus überzeugend hat Michael H. Kater im Detail nachgezeichnet, wie sehr die große Mehrheit der Bündischen 1933 bereit war, den Führungsanspruch des NS auch im Feld der Jugend anzuerkennen und sich in die »nationale Revolution« einzureihen.⁶

Und dennoch: Alle Quellen aus der NS-Zeit deuten darauf hin, daß die damaligen Staats- und Sicherheitsorgane sowie die HJ-Führung im Fortleben »bündischer Umtriebe« die vergleichsweise massivste Gefährdung des politischen Sozialisationsanspruchs für die Jugend unter Hitler gesehen haben, wobei als solche »Umtriebe« sowohl bündische Tendenzen in der Hitler-Jugend, speziell im Deutschen Jungvolk, als auch die Fortsetzung bündisch-katholischer Jugendgruppen, die Weiterexistenz illegaler freier bündischer Gruppen und vor allem die Tradierung bündischer Lebensformen hinein in neu sich ausbreitende, spontane Jugend-»Cliquen« im Stile der Edelweißpiraten und ähnlicher Gruppen verstanden wurden.⁷ Obwohl gerade die Edelweißpiraten in jüngster Zeit mancherlei literarische oder wissenschaftliche Würdigung erfahren haben (mitunter, nicht sehr treffend, als Fortsetzung der Arbeiterjugendbewegung beschrieben), ist das Phänomen bündisch-jugendlicher Resistenz nach 1933 insgesamt bisher nicht annähernd erforscht und dokumentiert. Die Vernachlässigung dieser Erscheinungsform von Opposition gegen das Dritte Reich in der Geschichtsschreibung nach 1945 und bis heute hin mag auch damit zusammenhängen, daß bündisch-jugendliche »Umtriebe« nur schwerlich in der üblichen Auffächerung von NS-oppositionellen Richtungen unterzubringen sind.

Aber wie ist, was das Verhältnis von Bündischer Jugend und Nationalsozialismus angeht, die eigentümliche Widersprüchlichkeit von Zusammenhang und Gegensatz, von Integration und Sprengkraft zu erklären?

Hier ist ein Hinweis auf Entwicklung und Wandel der NS-offiziellen »Jugendarbeit« notwendig. Die Hitler-Jugend hatte ihre raschen Erfolge bei der »Erfassung« der Jugend nach 1933 nicht zuletzt der Verwendung und Verallgemeinerung jugendbewegt-bündischer Formen jugendlichen Lebens zu verdanken, auch der Einbeziehung früherer bündischer Führer. Aber systemnotwendig zielte die HJ auf die »Verstaatlichung von Jugendbewegung« ab, auf Vereinheitlichung, Reglementierung — und beides zugleich war nicht möglich: Spontaneität jugendbewegten Lebens und organisierte soziale Kontrollierbarkeit von Jugend ließen sich auf Dauer nicht miteinander vereinbaren. So begann schon 1934 die HJ-Führung damit, die Jugendbewegung für abgeschlossen zu erklären und ihre Einheiten von bündischen Elementen zu »säubern«; das HJ-Gesetz von 1936 setzte formal den Schlußpunkt unter diese Wende von der »nationalen Jugendbewegung« zur Staatsjugend. Der Trend zur »Jugenddienstpflicht« und damit zum Drill als in der HJ vorherrschender Sozialform rief aber Unbehagen und Widerstreben bei Jugendlichen hervor; die Erinnerung an das »freie bündische Leben« wurde zum oppositionellen Impuls, setzte subkulturelle, oft romantische Orientierungen abseits der HJ frei.⁸ Der Autonomie-Anspruch der Jugendbewegung, bis 1933 durchweg keineswegs als

Widerspruch zu »völkisch-nationaler Verpflichtung« empfunden, geriet unter den Bedingungen des totalitären Staates in Konflikt mit der Praxis einer nationalsozialistischen Jugendorganisation, deren politische Ideen die meisten Jugendbewegten zunächst akzeptiert hatten; das Bedürfnis nach eigener Gestaltung der jugendlichen Gruppe und ihrer Aktivitäten, nach »Freiraum«, war kaum noch zu vereinbaren mit dem Regelsystem der Hitlerjugend-Sozialisation. Sicherlich waren es Minoritäten innerhalb der Jugendgeneration des Dritten Reiches, die ein eigenes bündisches Leben in dieser oder jener Variante riskierten; aber sie waren, je mehr die Staatsjugend ihrer eigenen Logik folgte, desto weniger von den sozialen Bedürfnissen ihrer Altersgenossen abgeschnitten. Der Tendenz nach läßt sich sagen: Die Hitler-Jugend verlor — die jugendbündische Gruppe gewann an Attraktivität. Was den Einfluß der Jugendbewegung vor 1933 auf diese Entwicklung im Dritten Reich angeht, so zeigt sich hier, daß politische Ideologien und »lebensweltliche« Orientierungen historisch eine Verbindung eingehen können, die sich unter veränderten Bedingungen wieder lockern oder lösen kann; zunächst unpolitische Bedürfnisse können Konflikte auslösen, die politische Folgen haben.

Zu prüfen ist, ob das Widerspruchspotential jugendbewegter Herkunft oder jugendbündischen Charakters für NS und HJ vielleicht gerade deshalb so gefährlich war, weil es sich in mancher Hinsicht in der ideologischen und symbolischen *Nähe* des Dritten Reiches und seiner Jugendorganisation bewegte. Jedenfalls stieß die Unterdrückung des bündischen Milieus auf Unverständnis zunächst auch bei regimeloyalen Schichten der Bevölkerung und bei vielen Dienststellen der Partei und des Staates; es bedurfte eines längeren Prozesses der negativen Etikettierung und Kriminalisierung (bei dem tatsächlich gegebene oder fälschliche unterstellte homosexuelle Orientierungen der Bündischen eine große Rolle spielten), um den »Kampf gegen die Bündische Jugend« rigoros führen zu können. Andererseits bedeutete dies für die illegalen bündischen Gruppierungen einen Prozeß der gewissermaßen aufgezwungenen Politisierung, und gerade in der Auseinandersetzung mit den repressiven Zugriffen des NS-Staates gewann innerhalb der jugendbewegten Subkultur der spezifische, vom NS als »kulturbolschewistisch« ausgegrenzte Stil der »dj. 1.11.« und des Nerother Wandervogels weiter an Boden.⁹

Keinesfalls war die Ausbreitung illegaler bündischer Jugend eine kriegsbedingte Erscheinung. Bereits vor 1939 hatte die Hitler-Jugend von der Jugendbewegung »Abschied genommen«, und die Jugenddienstpflicht war vor Kriegsbeginn eingeführt worden; damit waren aber die wesentlichen Determinanten bündischer Opposition historisch gegeben. Daß für den Grad oder das Ausmaß jugendbündischer Resistenz und Illegalität die regional höchst unterschiedlichen sozialstrukturellen und jugendgeschichtlichen Vorbedingungen entscheidend waren, liegt nahe; besonders dicht entwickelte sich bündische Opposition dort, wo im lokalen Terrain die Jugendbewegung vor 1933 vergleichsweise stark gewesen war und wo »Sonderkulturen« der Arbeiterbewegung und/oder des populistischen Katholizismus auch nach 1933 noch nicht verdrängt waren. Begünstigt wurde die jugendbündische Resistenz dadurch, daß die katholischen Jugendbünde im halben Schutze des Konkordats bis

1937/38 noch teilweise legal weiter tätig sein und gerade in dieser Zeit bündisches Milieu in ihren Gruppen und in ihrer Publizistik tradieren konnten. Interessant ist, daß das »bündische Milieu«, bis Anfang der Dreißiger Jahre eher von Jungen der Mittelschichten, insbesondere des Bildungsbürgertums, getragen, sich in der NS-Zeit stärker in die Arbeiterjugend hinein verbreitete und nun zum Teil auch Mädchen einbezog. Für Arbeiterjugendliche war zumindest ab 1935/36 die bündische Illegalität eine Chance oppositionellen Verhaltens, die weitaus realistischer war als die illegale Fortsetzung der alten Arbeiterjugendorganisationen. Der Grund dafür lag nicht nur im Vernichtungsfeldzug, den der NS-Staat schon 1933/34 gegen die illegalen kommunistischen und sozialdemokratisch-sozialistischen Jugendgruppen führte und dem große Teile der Kader vor allem des KJVD zum Opfer fielen; hinzu kam, daß das bündische Milieu den jugendlich-subkulturellen Bedürfnissen besser entsprach und sich per »Ansteckung«, das heißt ohne feste Organisationsstrukturen, aufrechterhalten und weiter verbreiten konnte.

Die vom NS-Staat immer eindeutiger konstatierte »Gefährdung der Jugend durch bündische Umtriebe«¹⁰ hatte ihre Brisanz darin, daß ausgerechnet im Sozialisationsbereich Bruchstellen des NS-Herrschaftssystems zutage traten und nicht der verschwörerischen Aktivität der »alten Gegner« des NS zugeschrieben werden konnten. Der Nationalsozialismus, dessen Erfolg vor 1933 auch durch seinen Anspruch auf »Jugendlichkeit« zustande gekommen war und der verkündet hatte: »Wer die Jugend hat, hat die Zukunft«, erwies sich als unfähig, die Gesamtheit der nachwachsenden Generation gesellschaftlich zu integrieren. Daß dies so war, lag freilich nicht nur im sozialhistorischen Potential der Jugendbewegung einerseits, im Zwangscharakter der HJ andererseits begründet. Die Volksgemeinschaftsideologie und die Sozialpolitik des NS-Staates führten zwar zu einem Verlust an »Klassenidentitäten« (unterstützt noch durch die Unterdrückung der Arbeiterbewegung), zu Verwerfungen in den sozialen Interessen und Milieus; aber damit waren kollektive, sozialökonomisch begründete Konflikte nicht aus der deutschen Gesellschaft eliminiert. Diese wiederum vermittelten sich zum Teil über Konflikte der Generationen, und die vom NS für sich reklamierte »Jugendlichkeit« war, was die materiellen sozialen Bedürfnisse junger Menschen anging, nicht einlösbar, jedenfalls nicht für breite Schichten der Jugend. Die Hitler-Jugend, als »Sozialismus der Tat« sich anbietend, enthielt in Wahrheit den versprochenen Egalisierungseffekt eben nicht, zumindest nicht im Hinblick auf Lebenslagen. So wurden Enttäuschungen freigesetzt, die sich gegen den »realen Nationalsozialismus« richteten, zunächst gegen dessen Jugendorganisation.

Die »konservative Revolution«, deren Verheißung anfang der Dreißiger Jahre weit über bildungsbürgerliche Schichten hinaus für Jugendliche attraktiv geworden war, stellte sich in der Realitätserfahrung des Dritten Reiches als Truggebilde heraus. Die utopischen Momente, die in der Jugendbewegung und in der »konservativ-revolutionären« Strömung generell lagen und die zeitweise dem Nationalsozialismus nützlich geworden waren, »verkehrte Utopien« also, kehrten sich nun bei nicht wenigen Jugendlichen unter dem NS-Staat gegen das gesellschaftliche Machtsystem.

Freilich blieb dies jugendliche Aufbegehren eine letzte Ausformung der klassischen Jugendbewegung, die sich nun mit spontanen Formen des Jugendlebens von »Unterschichten« teilweise mischte; die »bündischen Umtriebe« der NS-Zeit waren nicht in der Lage, eine über den Untergang des NS-Staates hinausreichende, auf die Entwicklung nach 1945 einwirkende Tradition oder soziale Struktur herauszubilden.

Anmerkungen

- 1 Siehe hierzu die Veröffentlichungen im Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung, Burg Ludwigstein.
- 2 Informationsreich hierzu Michael Jovy, Jugendbewegung und Nationalsozialismus. Münster 1984 (Buchdruck einer bis dahin unveröffentl. Diss. aus dem Jahre 1952).
- 3 Siehe hierzu und zu allen Details dieses Aufsatzes Arno Klönne, Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner. Köln 1984.
- 4 Besonders interessant aus NS-Sicht hierzu: Luise Fick, Die deutsche Jugendbewegung. Jena 1939. Max Nitzsche, Bund und Staat. Wesen und Formen der bündischen Ideologie. Würzburg 1942.
- 5 Dazu Näheres bei Arno Klönne, Zurück zur Nation? Kontroversen zu deutschen Fragen. Köln 1984.
- 6 Michael H. Kater, Bürgerliche Jugendbewegung und Hitlerjugend in Deutschland von 1926 bis 1939, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. XVII, 1977, 127-174. Kater beschränkt sich allerdings, was die Entwicklung nach 1933 angeht, auf die Untersuchung der Stellungnahmen der Bünde und ihrer Führer zum NS; das organisatorisch oft kaum zu definierende »bündische Milieu« kommt bei ihm kaum in den Blick.
- 7 Über die Edelweißpiraten ist in den letzten Jahren viel publiziert worden, oft nicht eben Zuverlässiges. Den besten Überblick bietet immer noch Detlev Peukert, Die Edelweißpiraten. Protestbewegungen jugendlicher Arbeiter im Dritten Reich. Köln 1980.
- 8 Vgl. hierzu etwa die interne Denkschrift der Reichsjugendführung (Personalamt — Überwachung) über »Cliques- und Bandenbildung unter Jugendlichen« vom September 1942, BA Koblenz. Ferner: Jugendführer des Deutschen Reiches (Hrsg.), Kriminalität und Gefährdung der Jugend, Lagebericht bis zum Stande vom 1.1.1941, abgedruckt bei Arno Klönne (Hrsg.), Jugendkriminalität und Jugendopposition im NS-Staat. Münster 1981.
- 9 Siehe hierzu die Beschreibungen aus NS-Sicht in Prozessen gegen illegale bündische Gruppen, als Beispiel: Anklageschrift des ORA beim VGH Berlin gegen den Schüler H. Ludwig vom 16.5.1938. IfZ, München.
- 10 Siehe etwa Runderlaß des Reichsführer SS und Chefs der Deutschen Polizei S V A3 Nr. 2530/44 vom 25.10.1944, über »Bekämpfung jugendlicher Cliques«. BA, Koblenz.

Karl-Ernst Lohmann

Vergessen lernen, sich verrückt erinnern

Eine Kritik an der Argument-Redaktion

I.

Also Kampf, mal wieder. Und diesmal endlich zwischen Haug bzw. *Argument* und Buhr bzw. DKP. Worum es geht, weiß jeder. Die ganze theoretische Entwicklung des *Argument* in den letzten Jahren impliziert — gewiß nicht als intendierte Hauptrichtung, aber doch als Nebeneffekt — eine Kritik an der DKP, und zwar nicht irgendeine, sondern eine fundamentale, nämlich eine theoretische Kritik der Grundlagen kommunistischer Politik. Die Kommunisten haben also — im Gegensatz zu Haug — *völlig recht*, wenn sie eine Gegnerschaft zwischen sich und dem *Argument* konstatieren und sich dementsprechend gegenüber der Zeitschrift verhalten. Wenn ich mich in diesen Streit einmische, so nicht, um etwa noch mal die Form der Buhrschen Attacke zu geißeln. Im Gegenteil: durch die — in der bekannten Weise — qualifizierte Form der Buhrschen Kritik werden erfreuliche, längst überfällige Denkprozesse bei Haug und der *Argument*-Redaktion in Gang gesetzt, wofür man dem DDR-Philosophen beinahe dankbar sein muß.

Was ist eigentlich so sensationell an der Haug-Kritik von Buhr? Daß sie dogmatisch ist? Daß sie der Haugschen Argumentation in keiner Weise gerecht wird? Daß Buhr ex cathedra abkanzelt und Schläge unter die Gürtellinie austeilt? Aber das weiß man doch: so pflegen Kommunisten seit mehr als 50 Jahren mit ihren Gegnern umzuspringen. »Stalinistisch« kann man das nur deshalb nicht nennen, weil man sonst den Stalinismus verarmlost. Ja, wenn Haug in der DDR lebte — dann hätte er schon Berufsverbot, das *Argument* wäre verboten oder seine Redaktion komplett ausgetauscht worden. Aber so? Eine Diffamierung und ein schlichtes Schreibverbot in den kommunistischen Blättern. Dies Schicksal teilen Wolf und Frigga Haug mit neunzig Prozent der schreibenden westdeutschen Linken, allerdings mit dem Unterschied, daß 89 Prozent auch gar keinen großen Wert darauf legen. Daß Schleifstein und Jung — und damit wohl die Mehrzahl der DKP-nahen Autoren — nicht am Kritischen Wörterbuch des Marxismus (KWM) mitarbeiten — eine Tragödie, eine Sabotage? Wie noch zu zeigen sein wird, findet die Entscheidung von Schleifstein und Jung — wiederum im Gegensatz zu Haugs Vorwurf der »Selbstausschließung« — ihre durchaus triftige Begründung in den politischen Interessen der DKP.

Wenn es mithin irgendetwas gibt, worüber man bei dieser Kontroverse staunen (und also schreiben) kann, so ist es die Reaktion der *Argument*-Redaktion auf den Buhr-Artikel. Denn, liebe Genossinnen und Genossen, macht Euch nichts vor: der DKP-Zug ist abgefahren. Wulffs Versuch, »unsere kommunistischen Freunde« und Buhr auseinanderzudividieren, ist sicher gut gemeint, aber doch wohl kaum erfolgversprechend. Auch Ridders Autorität (als prominenter »Bündnispartner« der DKP) wird da mutmaßlich nur wenig ausrichten. Warum habt Ihr eigentlich so ein starkes Interesse an der (sei's politischen, sei's theoretischen) Mitarbeit der DKP-Autoren? Wer ist eigentlich die DKP? Politisch: eine sehr kleine, recht einflußlose Partei (mit Ausnahme der Friedensbewegung, worin sie einen unangenehm großen Einfluß hat) mit stark sektiererischen Zügen. Theoretisch: nun ja — vielleicht ein Born intellektueller Phantasie?

Wie kommt es also, daß die Redaktion so scharf darauf ist, die Kommunisten als *Argument*-Mitarbeiter zu halten? Naivität? Wohl kaum. Mag sein, daß es persönliche Beziehungen zwischen *Argument*-Redakteur/inn/en und DKP-Leuten gibt, deren Zerbrechen schmerzt und daher verhindert werden soll. Das wäre freilich ein Grund, der die politische Öffentlichkeit nicht interessiert. Dann gäbe es noch den verlegerischen Grund:

ein Teil der *Argument*-Abonnenten dürfte nach wie vor aus dem DKP-Umkreis kommen; bräche der weg, könnte die ohnehin geschrumpfte Auflage der Zeitschrift weiter sinken. Aber das Unterfangen, durch »rücksichtsvolles« Umgehen mit der DKP DKP-Abonnenten zu halten, ist recht aussichtslos: irgendwann wird auch der schlechteste kommunistische Leser merken, daß im *Argument* die theoretischen Grundlagen seiner Politik kritisiert werden. Und dann, spätestens, kommt die Abo-Abbestellung.

Nein, das *Argument* ist antikommunistisch geworden. Antikommunist ist nämlich nicht nur der, der mit Schaum vorm Mund auf die Kommunisten eindrischt. *Politisch* ist Antikommunist jeder, der den organisierten Kommunismus, also die kommunistische Partei bekämpft. Also auch der Theoretiker, der die DKP in der spezifischen Form des theoretischen Kampfes angreift: als theoretische Kritik der Grundlagen kommunistischer Politik. Daß das *Argument* in diesem politischen Sinn antikommunistisch geworden ist, haben denn auch diejenigen, die es angeht, also die Kommunisten, deutlich wahrgenommen. Nur die *Argument*-Redaktion hat es nicht gemerkt.

Ich rede nicht von violetten Kühen. Ich rede davon, daß — wenn der kommunistische Teil der *Argument*-Leser wegbriecht, *ohne* daß ein neuer, wohlgeremt: politisch neuer, also anderer Leserstamm »erobert« wird, das heißt wenn Ihr Euch wieder zwischen alle Stühle setzt, darin habt Ihr ja mittlerweile Übung —, daß also dann die Existenz der Zeitschrift auf dem Spiel stehen könnte. Diesmal kommt Ihr nicht um eine explizit politische Argumentation herum. Denn eines ist klar: nicht die DKP hat sich verändert, sondern das *Argument*, und zwar *politisch*. Wie kommt es, daß die DKP das wahrnimmt, aber die *Argument*-Redaktion nicht? Wie verarbeitet die Redaktion ihre eigenen Wendungen und Brüche, ihre Kontinuitäten und Diskontinuitäten? Wie organisiert das *Argument* den Prozeß des Vergessens seiner eigenen Vergangenheit?

II.

»Vorwärts, und nicht vergessen!« B.B.

Wenn ich die Gedanken Frigga Haugs und anderer (Heft 145), die Vergangenheit und Zukunft des *Argument* betreffend, lese, ist der dominierende Eindruck: die Entwicklung war im großen und ganzen kontinuierlich und eigentlich ganz gemütlich, ein Lernprozeß unter der »Herrschaft der Argumente« (W. Elfferding). Es gab aber mindestens einen Bruch — oder eine entschiedene Kursänderung — in der Entwicklung der Zeitschrift, der denn auch als solcher wahrgenommen wurde. Er wurde 1969 manifest mit den Heften 61 und 62, Thema: »Die Arbeiterklasse im Spätkapitalismus«:

»... neben langjährigen *Argument*-Mitarbeitern zeichneten als Autoren einige Mitarbeiter des Frankfurter Instituts für marxistische Studien und Forschungen (IMSF), das bekanntlich der DKP verbunden ist. (...) Das *Argument* wollte mit diesen Beiträgen zweierlei erreichen: (...) Zum zweiten hat die Zeitschrift es ganz bewußt angestrebt, die namhaften Wissenschaftler des IMSF als Theoretiker der DKP in die Diskussion in aller Form einzubeziehen. Wenn in der Zeitschrift bis heute keine Diskussionsbeiträge zu den Heften 61 und 62 veröffentlicht worden sind, so deshalb, weil uns noch keine erreicht haben.

Anstelle von Diskussionsbeiträgen hat uns eine Welle von Gerüchten und schließlich eine gezielte Diffamierungskampagne erreicht. Die Gerüchte (...) erklärten die Veröffentlichung der Hefte 61 und 62 mit der Käuflichkeit der Redakteure dieser Zeitschrift. Als Käufer wurden abwechselnd Kommunistische Parteien und sozialistische Länder genannt. Die Diffamierungskampagne wiederum, die sich einiger Presseorgane — darunter auch einiger linker — bedienen konnte, bemühte sich, den Ruf des *Argument* umzumontieren.« (W.F. Haug, Editorial *Argument* 66, 439)

Seit diesen Heften hat das *Argument* seinen Ruf als DKP-Zeitschrift weg. Wie immer man dazu steht — diese Abstempelung war so bedeutend, brachte der Zeitschrift so viel

Haß (aber auch: so viel Anerkennung) ein, daß man dieses Ereignis wohl als eine »Wende« bezeichnen kann. Klar, jede Diskontinuität fußt auf Kontinuitäten. Aber nach außen — und die Abstempelung kam schließlich von außen — wurde sie als Bruch wahrgenommen.

Wenn solch eine entscheidende Wendung im Rückblick von vier Redakteur/inn/en (Heft 145) entweder gar nicht oder ausschließlich das Moment von Kontinuität festhaltend artikuliert wird, so muß man sich fragen, welches Verhältnis eigentlich die *Argument*-Redaktion zu ihrer eigenen Geschichte und zu der Vergangenheit ihrer Zeitschrift hat. Wieso und wie werden bestimmte Dinge einfach vergessen oder verdrängt? Die Frage ist meines Erachtens deshalb von Wichtigkeit, weil die gesamte westdeutsche Linke ihre eigene Geschichte — die Studentenbewegung von 1968ff., den Prozeß ihres Zerfalls in den 70er Jahren und den ihrer relativen Konsolidierung als Folge des Aufblühens der alternativen und grünen Bewegung — in gar keiner Weise verarbeitet hat. Im Rückblick kann man nur über die verschiedenen Entwicklungen staunen. Wer jedoch als *historischer* Materialist ernstgenommen werden will, sich aber nur auf die ganz großen Entwicklungsperspektiven der Menschheit und ihrer Klassen kaprizieren kann und muß, weil ihm seine eigene Geschichte ein Buch mit sieben Siegeln bleibt, hat es naturgemäß ziemlich schwer.

Studieren wir den Prozeß des Erinnerns am Beispiel von Frigga Haugs »Männergeschichte, Frauenbefreiung, Sozialismus. Zum Verhältnis von Frauenbewegung und Arbeiterbewegung« (*Argument* 129/1981). In diesem Text schildert Frigga Haug die Beteiligung des Sozialistischen Frauenbundes Berlin (SFB) an der Kampagne gegen den § 218 Anfang der 70er Jahre. Ich unterteile den Text in vier Schritte:

1. *Behauptung*: Der Fall sei »lehrreich, weil man hier zugleich studieren kann, daß die persönliche Betroffenheit allein kein ausreichender Ausgangspunkt ist« (654).

2. *Problemformulierung*: »Die Bündnisfrage war deswegen aktuell, weil die SPD mit ihrer großen Massenorganisation sich diesem Kampf anschloß, aber nur dann, wenn wir die befristete Abschaffung des § 218 forderten. Wir waren aber radikal und forderten die ersatzlose Streichung. Uns stellte sich also die Frage: Wollen wir lieber die Massen und die befristete, oder wollen wir wenige bleiben und dafür die ersatzlose Streichung unkorruptierbar fordern?« (Ebd.)

3. *Darstellung*: »Wir setzten uns hin und machten eine größere theoretische Analyse zu dem Gesamtkomplex und kamen darauf, daß das Recht auf den eigenen Körper, welches in der Frage um den § 218 steckt, im Grunde aufs private, bürgerliche Individuum abzielt, zwar notwendig ist als Kampflosung, doch nicht weiter als der Stand der Französischen Revolution von 1789, als die Bürger ihre Rechte als Individuen forderten. Als wir soweit gekommen waren, (...) schlossen wir eine komplizierte zusätzliche Analyse an darüber, warum es im Kapitalismus dennoch fortschrittlich sein kann, für bürgerliche Individualrechte zu kämpfen (...). Die Politik, die wir daraufhin machten, war (...) relativ phantasia- und lustlos, eine Pflichtübung (...).« (Ebd.)

4. *Retrospektive Erklärung*: »Wie konnte dies geschehen? Ich denke nicht, daß die Frage, die wir uns stellten, von uns falsch beantwortet wurde, und daß man sie anders hätte ableiten und analysieren müssen, sondern, daß wir uns die falschen Fragen stellten, daß die Analyse darüber, ob diese oder jene Forderung, die wir haben, in sich selber schon sozialistisch ist oder uns ohne Umwege zum Sozialismus führt, verkehrt ist, weil sie uns handlungsfähig macht.« (654f.)

Die Behauptung, die persönliche Betroffenheit sei keine zureichende Begründung für eine politische Forderung — mal abgesehen davon, daß sie empirisch falsch ist, weil sich die Frauenbewegung genau so konstituierte —, kann ihre Begründung nur in der Bündnisproblematik des 2. Schrittes finden. Der SFB wurde Opfer eines schlichten Machteffekts: die große SPD spaltete den kleinen SFB, indem sie ihm die Pistole auf die Brust setzte: Entweder ihr vertretet eure Forderung, dann aber allein, oder ihr macht »massenwirksame« Politik, dann aber unsere. Läßt man sich auf diese Alternative erst einmal ein, d.h. *wenn* man außer der »Betroffenheit« noch die »Massenwirksamkeit« zum Kriterium seiner politischen Entscheidung macht, dann ist die »Betroffenheit« in der Tat

(und trivialerweise) kein hinreichendes Begründungskriterium. Allerdings: wenn die SFB-Frauen sich allein auf ihre »Betroffenheit« hätten zurückziehen *können*, d.h. wenn sie hätten sagen *können*: »Wir fordern aus persönlichen Gründen die ersatzlose Streichung des § 218, *alles andere ist uns egal*«, dann wären sie aus dem Spaltungsdilemma heraus und — ohne jede theoretische Analyse — wieder handlungsfähig gewesen.

Im 3. Schritt schildert Frigga Haug, wie der SFB seine Gespaltenheit verarbeitete: durch theoretische Analyse. Das Merkwürdige an diesem Passus ist, daß in ihm die das Dilemma der Frauen auslösende Spaltungsproblematik (die »Bündnisfrage«) keine Rolle mehr spielt. Man kann aus dem Text nicht einmal mehr rekonstruieren, wie denn schließlich die Entscheidung der SFB-Frauen aussah: forderten sie nun die Fristenlösung mit oder die ersatzlose Streichung des § 218 ohne die SPD?

Schließlich die ex post-Erklärung des 4. Schrittes: ich glaube, sie enthält nur Scheinantworten. Da ist zunächst die behauptete Handlungsunfähigkeit. Der Text sagt das genaue Gegenteil: die theoretische Bearbeitung der im Text genannten Fragen war offenbar die notwendige Voraussetzung für die Wiedergewinnung der politischen Handlungsfähigkeit der Gruppe (deren einzelne Individuen blieben vielleicht zerrissen oder gespalten und insofern lustlos). Auch die zweite Antwort trägt nicht: die falschen Fragen. Warum stellt man falsche Fragen? Weil man eine bestimmte Theorie im Kopf hat. Warum hat man diese Theorie im Kopf? Weil man »falsche« Fragen stellt — nämlich jene Fragen, auf welche die Theorie die Antwort darstellt. Das Verhältnis von Theorie und Fragen ist bekanntlich ein schwer entwirrbares Knäuel.¹

Wenn Frigga Haug so zu dem Ergebnis kommt, sie und die SFB-Frauen hätten *vor zehn Jahren* eine andere Theorie mit anderen Fragestellungen haben müssen, nämlich die, *die sie heute hat*, so fordert sie etwas, was gar nicht möglich ist. Dummerweise hat man zu jedem beliebigen Zeitpunkt nur die Theorie / die Fragen, die man gerade hat. Wie kommt Frigga Haug so zu einem »unmöglichen« Ergebnis? Wohl deshalb, weil ihre Erinnerungsarbeit durch die Frage strukturiert wird: *Was haben wir damals falsch gemacht?*

Ich glaube, daß es diese Fragestellung ist, über welche massenhaft und systematisch in der Form von Erinnerungsanstrengungen *Vergessensprozesse* organisiert werden. Geschichtsrückblicke und Erinnerungsarbeiten, denen diese Fragestellung zugrundeliegt, nenne ich *Fehlerdiskussionen*. Die Fehlerdiskussionen haben eine Tücke, die sich aus einem scheinbaren Vorteil ergibt: zehn Jahre später ist man ja immer schlauer als zum Zeitpunkt jeder beliebigen Gegenwart. In die Fehlerdiskussion geht daher stillschweigend der jeweils heutige Bewußtseinsstand ein, der aber in der Regel nur *wegen* der vergangenen »Fehler« und der aus ihnen resultierenden Ent-Täuschungen und Erfahrungen erreicht wurde. Wenn zwischenzeitlich kein Verblödungsprozeß stattgefunden hat, macht man als vergangene Person immer eine schlechte Figur im Vergleich zu sich selbst als gegenwärtige Person.

Fehlerdiskussionen haben innerhalb der Linken mittlerweile massenhaft stattgefunden. Der Lerneffekt scheint jedoch nicht allzu hoch zu sein. Vergewärtigen wir uns noch einmal Frigga Haugs Resultat: wir hätten früher andere Theorien/Fragen haben müssen. Das ist die milde, gewissermaßen höfliche Version des Satzes: wir waren früher *verrückt*. Das ist denn auch die Antwort, die der ganz überwiegende Teil der linken Literatur — Romane, Erinnerungen — über die Zeit der Studentenbewegung bzw. ihres Zerfalls anbietet: wir müssen damals mindestens eine Zeitlang verrückt gewesen sein.²

Die Antwort ist zwar plausibel, aber falsch: auch während ihrer verrücktesten Phasen waren ja die Linken nicht verrückt, sondern ziemlich intelligent. Warum aber kommt man zu der falschen Antwort? Weil man von sich selbst etwas verlangt, was gar nicht möglich ist: nämlich daß man vor zehn Jahren schon so schlau gewesen sein soll wie heute. Daher sollte man die Erinnerungsarbeit vielleicht über eine andere Frage strukturie-

ren: warum waren meine damaligen Entscheidungen *richtig* im Sinne von *intelligent*, und warum haben sich diese auch heute noch als intelligente einsehbaren Entscheidungen dennoch als *falsch* erwiesen?

III.

Zunächst: was gilt es, im Falle des *Argument* zu erinnern? Es ist unsere Entscheidung, die Zeitschrift dem Vorwurf »DKP-Zeitschrift« auszusetzen. Den Gebrauch des Possesivpronomens kann ich mir erlauben, weil ich diese Entscheidung lange befürwortet habe und sogar eine Zeitlang mitzuverantworten hatte, denn ich war von Ende 1975 bis Anfang 1979 selbst Redakteur.

Früher habe ich das auch immer bestritten, aber heute denke ich, *politisch* war der Vorwurf der »DKP-Zeitschrift« berechtigt. *Themen* wie die Widerspiegelungsdiskussion inklusive der Haug-Tomberg-Kontroverse über innerparteiliche Demokratie stießen überhaupt nur innerhalb des DKP-Spektrums auf Interesse, weil sie nur dort relevant waren. Die Selektion der *Autoren* ergab sich teils als Resultat der Abstempelung — bestimmte Autoren schickten eben keine Manuskripte mehr an die »DKP-Zeitschrift« —, teils aber aus den politischen Präferenzen der Redaktion: DKP- und DKP-nahe Autoren waren folglich überrepräsentiert. Das *Bündniskonzept* schließlich — die »Kräfte der Arbeit, der Wissenschaft und der Kultur«, gewiß, aber mit dem Kern: Sozialdemokraten und Kommunisten — war nicht zufällig identisch mit jenem Bündnis, das auch die DKP anstrebte. Zur Teilnahme an der total verkrampften Sozialismus-Diskussion wurden z.B. Leute wie Dutschke oder der Trotzkiist Mandel, von Repräsentanten der Sponti- oder der ML-Bewegung ganz zu schweigen, gar nicht erst eingeladen. Das *Argument* war also in diesem Sinn eine DKP-Zeitschrift.

Und war es andererseits wiederum auch nicht. Redaktion und Verlag blieben von allem Anfang an parteiunabhängig. Anders wäre die Entwicklung zu dem, was das *Argument* heute ist, gar nicht möglich gewesen. Es gab sogar Kritik an der DKP, aber — wie eine andere linke Zeitschrift es formulierte — »in derart rücksichtsvollen Formen, wie sie nur ein gemeinsames Interesse hervorbringt« (vgl. Redaktionelle Anmerkungen, *Argument* 95, 110). Schon im ersten Editorial, das sich mit dem Vorwurf der »DKP-Zeitschrift« auseinandersetzt, führte Haug diesen Kritikmodus vor:

»Es sind die Kommunisten, die in Deutschland die Härte des Klassenkampfes vor allen anderen getragen haben und noch immer tragen. Mit allen nur erdenklichen Mitteln (...) ging die herrschende Klasse gegen sie vor. (...) So haben die Kämpfe dieses Jahrhunderts vielen Kommunisten und kommunistischen Organisationen Kritik und Selbstkritik, generell Diskussion fragwürdig gemacht.« (*Argument* 66, 459f.)

Ähnlich acht Jahre später im Terrorismus-Editorial (*Argument* 105, 626).

»Den einen galten wir (...) als orthodoxe DKP-Zeitschrift, während wir bei der marxistisch-leninistischen 'Orthodoxie' als Ketzer in Verruf kamen. Wir mußten uns daran gewöhnen, mit solchen Widersprüchen zu leben.« (Frigga Haug, *Argument* 145, 357)

Aber spätestens 1977/78, als die DKP ihren Willen zur Nichtveränderung ihrer Politik durch Hinausdrängen der wenigen Eurokommunisten dokumentierte, als andererseits die politische Relevanz der Alternativbewegung unübersehbar wurde, hätte die Redaktion »solche Widersprüche« auflösen können und müssen. Von ungefähr dieser Zeit an war die »Rücksichtnahme« auf die DKP gar nicht mehr so sehr verhaßt, sondern sie wurde schlicht immer unverständlicher; die Auflage der Zeitschrift ging seither drastisch zurück.

Wir werden sehen, daß Haug bis heute den Modus der »rücksichtsvollen« DKP-Kritik beibehalten hat, nach der eigentlich die DKP-Gegner für die sektiererische Politik der DKP verantwortlich sind. Nie hat sich die Redaktion dazu aufraffen können, eine *politi-*

sche Kritik an der DKP zu formulieren.³ Nie hat sie gefragt, ob bzw. warum das Sektierische an der DKP-Politik im wohlverstandenen Interesse dieser Partei liegt.

IV.

Was war also das Intelligente an unserer Entscheidung für das *Argument* als »DKP-Zeitschrift«? Es kommt mir hier nur auf einen Punkt an: auf die Wissenschaftlichkeit als Anspruch und Kriterium für Politikbegründungen.

»Die Einzigartigkeit des Ansatzes der DKP/SEW bestand nun darin, daß er scheinbar das Bedürfnis theoretischer Kohärenz und materialistischer Wissenschaftlichkeit mit einem Maximum an Augenmaß für die aktuelle Praxis verband. Von allen damaligen *marxistischen* Strategieangeboten schien das der DKP/SEW am 'realistischsten': Anstelle eines sektiererischen Maximalismus vertrat die DKP/SEW eine Politik der *Aktionseinheit* im Kampf um 'unmittelbare' Interessen unbeschadet ideologischer Meinungsverschiedenheiten. Die Gewerkschaften wollte sie weder 'zerschlagen' noch spalten, sie forderte die '*gewerkschaftliche Orientierung*' sozialistischer Politik. *Historisch* repräsentierte sie die Tradition der revolutionären Arbeiterbewegung in Deutschland. International war sie anerkannter Teil der 'kommunistischen Weltbewegung'. Als einzige Gruppierung konnte sie zudem für sich beanspruchen, weder bloß unüberprüfbare, phantasievolle Zukunftspläne zu schmieden, noch als kapitalistische Sackgassen ausgewiesene Reformprojekte vorzuschlagen: Die DKP/SEW beanspruchte, Repräsentantin bereits verwirklichter sozialistischer *Realität* zu sein: des 'realen Sozialismus' nämlich.« (Editorial zum *Argument*-Sonderband 44: Eurokommunismus und marxistische Theorie der Politik, Berlin/West 1979, 7)

Wer wissenschaftlich begründete Politik machen will, muß in dieser Weise *realistisch* sein, muß also Prognosen aufstellen über die wahrscheinliche politische Entwicklung und daraus seine politische Entscheidung begründen. Natürlich fallen die Prognosen unterschiedlich aus — aber wesentlich bleibt die Denkfigur des Realismus doch für *jede* wissenschaftliche Politikbegründung. In diesem Sinn ist unsere damalige Entscheidung auch heute noch rational rekonstruierbar und nachvollziehbar. Daß einige unserer Prognosen *falsch* waren (und zwar gerade die hinsichtlich der Erfolgchancen und Hegemoniefähigkeit der DKP), stimmt zwar, sprengt aber grundsätzlich nicht den Bezugsrahmen wissenschaftlicher Politikbegründung: man würde einfach sagen, wir waren damals *nicht realistisch genug*.

Eine ganz andere, nämlich systematische Schranke wissenschaftlicher Politikbegründung ist dagegen die *Subjektivität*. Sie war und ist ein treibendes Moment in der Frauenbewegung, bei den Bürgerinitiativen, in der grünen und alternativen Bewegung. Die dort sich engagierenden Individuen fegten den alptraumartigen theoretischen Begründungszwang, der vielleicht gerade für deutsche Marxisten charakteristisch ist, einfach weg und machten unbekümmert »kleine«, aber vernünftige politische Praxis. Ihre Subjektivität, ihr Bestehen auf der Wichtigkeit der eigenen Bedürfnisse, des eigenen Willens, war konstitutiv für die diversen »neuen sozialen Bewegungen«. Wenn so etwas in der politischen Realität vorkommt: daß größere Gruppen von Menschen eine rein subjektiv begründete Praxis machen, nach dem Motto: »Es schert uns den Teufel, ob das, was wir wollen, realistisch, sozialistisch oder sonst was ist. Wir wollen das, und deshalb machen wir das einfach!« — dann sieht jeder Wissenschaftler, der so einen Prozeß prognostizieren soll, schlecht aus. Wissenschaftliche Politikbegründung geht hier systematisch deshalb in die Irre, weil sie realistisch eine Subjektivität prognostizieren müßte, die sich gerade auch gegen politischen Realismus richtet.

Mit der Subjektivität als systematischer Schranke für alle wissenschaftlich begründeten Politikentscheidungen haben wir den Grund dafür gefunden, daß unsere damalige Entscheidung, *weil* rational und intelligent, doch falsch war.

V.

Die traditionelle marxistische Theorie artikuliert Subjektivität als »subjektiven Faktor« und damit schon von der Wortwahl her als etwas Sekundäres, das zu dem »objektiven Interesse« *hinzukommt*: das objektive Interesse soll das beschreiben, was die empirischen Subjekte wollen *müssen*, wenn sie bestimmte Ziele zu erreichen wünschen. Wenn die Arbeiter z.B. die Arbeitslosigkeit abschaffen wollen, müssen sie »den Sozialismus« wollen, da sie in einem privatwirtschaftlichen Marktsystem nicht dauerhaft zu beseitigen ist.

Die vergangene Dekade in der Geschichte der Bundesrepublik hat nun rein faktisch gezeigt, daß der »subjektive Faktor« in zweierlei Hinsicht bedeutender war, als die Marxisten es sich träumen ließen: als Antrieb für alternative Politik und als »Hindernis« dafür, daß die Arbeiter und die Arbeiterorganisationen sich gemäß ihren »objektiven Interessen« verhielten. (In welcher *objektiven* Konstellation die Subjektivität eine solche Rolle spielt — zur Beantwortung dieser Frage haben die marxistische Staats-, Ideologie- und Parteientheorie Erhebliches beizutragen.) Die Arbeiterklasse subjektiv zu fassen, heißt zunächst schlicht die Einwände, Vorurteile, Argumente der Arbeiter z.B. gegen den Sozialismus zur Kenntnis und ernst zu nehmen, sie als subjektiv *gute Gründe* zu respektieren. Die Arbeiter können dann nicht mehr als Objekte, nämlich Objekte der politischen Agitation⁴ aufgefaßt werden. Eine — wie in der Bundesrepublik — weitgehend antisozialistische Arbeiterschaft kann man nicht »zu ihrem Glück zwingen« (so man denn den Sozialismus für »das Glück der Arbeiter« hält) oder auch nur überreden.

Es hieße aber, alten Wein (nämlich die bankrotte marxistische Revolutionstheorie) in neue Schläuche zu gießen, wollte man deshalb die Arbeiterbewegungen abschreiben und statt ihrer flugs die Alternativbewegungen zum »neuen revolutionären Subjekt« stilisieren. Dann mündete das Sich-verrückt-Erinnern der Linken tatsächlich in einen Lernprozeß, der primär auf's Vergessen hinauslief: nämlich auf das Vergessen wirklicher Einsichten. Denn auch die heute desolaten Arbeiterbewegungen mit ihren verapparaten Organisationen werden mutmaßlich einmal wieder bessere Zeiten erleben. Und wenn — aber auch nur: wenn — »der Sozialismus« eine Gesellschaft ist, in der essentielle Ziele der Alternativbewegungen, etwa ein pfleglicher Umgang mit »der Natur«, realisiert werden können (und ob das so ist, weiß heute *niemand*, weil der einzige Sozialismus, der *real existiert*, genauso hilflos wie der Kapitalismus vor dem Problem der Naturzerstörung steht), dann ist schwer vorstellbar, wie eine solche Gesellschaft ohne oder gar gegen die Arbeiter je soll realisiert werden. *Aber eine Garantie dafür, daß die empirischen Arbeiter das auch wollen (werden), gibt es nicht.*

Es geht auch nicht um die »Gleichberechtigung« der Arbeiterbewegung und der Alternativbewegungen. Wer macht eigentlich wem welches Recht streitig? Wer hätte wen zu was zu »berechtigten«? Wäre etwa nur eine sozialistische oder marxistische Alternativbewegung »berechtiget«? Der theoretische Marxismus hat — zu Recht *und* zu Unrecht — viel (bei manchen: allen) Kredit verloren. Wenn marxistische Intellektuelle hier Terrain zurückerobern wollen, hilft wohl nur zweierlei: den Mund halb so voll nehmen wie bisher und im übrigen: solideste wissenschaftliche Arbeit, auch: selbstkritische. An Wissenschaftlichkeit hat es nämlich keinen Überfluß, sondern Mangel, was gerade diejenigen wissen, die die Beschränktheit wissenschaftlicher Politikbegründungen begriffen haben.

VI.

Damit komme ich auf die aktuellen Kontroversen um Buhr bzw. das KWM zurück. Wolf Haug hat seiner Herausgeberpflicht Genüge getan, als er Schleifstein/Jung zur Mitarbeit einlud. Sie sagten ab. Sie haben dafür Gründe angegeben, die man *für sich selbst* akzeptieren kann oder nicht. Mehr als ein Mitarbeitungsangebot kann, so sollte man meinen, ein Herausgeber nicht machen. Aber weit gefehlt! Was für den Außenstehen-

den so unverständlich ist, ist der öffentliche Eiertanz, der um die Absage der DKP-Autoren gemacht wird.

In dem schon zitierten Editorial zu *Argument* 66 schrieb Haug, die Auseinandersetzung mit den Kommunisten sei

»noch immer weithin gewohnheitsmäßig auch dadurch geprägt, daß, wer gegen die Kommunisten sprach, nicht mit gleichberechtigter Gegenrede rechnen mußte. Antwort kam allenfalls 'von drüben', und wenn, dann aus 'Propagandaorganen'« (459).

Wie hat sich die Situation geändert! Heute bekommen die Kommunisten die Möglichkeit zu gleichberechtigter (Gegen-)Rede — und schweigen lieber. Wie kommt das? Haug schreibt (*Argument* 144, 273f.):

»Euer Schritt bedroht die Chance einer gemeinsamen theoretischen Kultur — mit einer gemeinsamen Bezugsgrundlage — der verschiedenen marxistischen Strömungen unseres Landes. (...) Ein Boykott würde dem Marxismus in unserem Lande schaden. Man könnte ihn nicht anders als 'spalterisch' nennen. Er würde ein eingendes Element preisgeben. Es wäre dies zudem ein Akt der Selbstausschließung.«

Das Mißverständnis, dem Haug hier aufsitzt, verdankt sich einem typischen Relikt aus dem traditionellen Marxismus. Haug macht nämlich nichts anderes, als von der DKP ihre *objektiven Interessen* abzumahnen. Er hat ja recht: Schleifstein und Jung betreiben die Selbstausschließung der DKP, und diese Partei käme nur aus ihrem Ghetto heraus, wenn sie sich auf offene, also kontroverse Diskussionen einließe. Aber das *subjektive*, das Interesse des *empirischen* politischen Subjektes DKP ist eben nicht identisch mit diesem »objektiven Interesse«. Denn Haug hat eine Kleinigkeit übersehen: es würde eben nicht genügen, *überhaupt* am Diskussionsprozeß teilzunehmen, um eine gewisse Massenwirksamkeit zu erreichen. Die DKP scheut ja deshalb politische Diskussionen, weil sie völlig zu Recht einschätzt, daß sie ihre Gegner nicht von der Richtigkeit ihres eigenen politischen Konzepts *überzeugen* kann.⁵ Solche Überzeugung — und sie müßte der politische Ertrag einer Diskussionsbeteiligung sein — hätte wahrscheinlich zur Voraussetzung, daß die DKP gewisse Essentials ihrer eigenen Politik aufgäbe: beispielsweise ihre Haltung zu den realsozialistischen Ländern, beispielsweise ihren politischen Monopolan-spruch etc. Das aber ist ein Preis, der ihr im wohlverstandenen eigenen Interesse *zu hoch* ist — lieber bleibt sie im Ghetto: aber immerhin mit einem subjektiv von ihr für notwendig gehaltenen politischen Konzept.

Würden Schleifstein/Jung und andere kommunistische Theoretiker am KWM mitarbeiten, so wäre das doch eine Aufforderung für viele DKP-Mitglieder, sich das Ding zu kaufen und womöglich zu lesen. Wie vielen (sagt man in der Kirche) *Anfechtungen* wären die Armen ausgesetzt! Das kann eine Partei, die alles, was in den Köpfen der Leute, auch in denen ihrer eigenen Mitglieder, passiert, letztlich einflußtheoretisch erklärt (woran liegt die Unzufriedenheit in der DDR? Am Westfernsehen!), ihren Mitgliedern gar nicht zumuten. Haug nehme doch endlich mal zur Kenntnis, daß die DKP genau die dogmatische und sektiererische Partei *ist und sein will*, als die sie immer wieder bezeichnet wird. Falls er oder die Redaktion anderer Meinung sind, mögen sie es öffentlich begründen, und zwar explizit politisch und nicht wieder rücksichtsvoll-diplomatisch. Ich plädiere notabene nicht für den Ausschluß von DKP-Autoren aus dem *Argument* oder von der KWM-Mitarbeit. Aber wenn sie trotz Einladung nicht mitarbeiten wollen, dann respektiere man das doch bitte.

Anmerkungen

- 1 Am Anfang ihres Aufsatzes gibt die Autorin selbst ein Beispiel dafür, wie sie zu einer neuen Fragestellung gekommen ist; bezeichnenderweise nicht in einem theoretischen Kontext, sondern angesichts eines Alltagsproblems: Formulierungsschwierigkeiten bei einem Absa-

- gebrief. Zu den theorieimmanenten Schwierigkeiten, zu neuen Fragen zu kommen, siehe Thomas S. Kuhn: »Die grundlegende Spannung: Tradition und Neuerung in der wissenschaftlichen Forschung«, in: ders., Die Entstehung des Neuen, Frankfurt/M. 1978, 308ff.
- 2 Vgl. u.a. Jochen Schimmang: Der schöne Vogel Phoenix, Frankfurt/M. 1979; Uwe Timm: Heißer Sommer, München 1974; »Wir warn die stärkste der Partein ...« Erfahrungsberichte aus der Welt der K-Gruppen, Berlin/W. 1977; Lutz von Werder: Schwarze Landschaft. Berliner Erfahrungen 1966-1979, Tübingen 1979, worin es z.B. heißt: »Wir waren mit unserer Kommune seit drei Wochen in Finnland. (...) Wir Kommunemitglieder kochten und badeten. (...) Einer von uns blieb aber oft im Ferienhaus zurück. (...) Er las Maos Leben von E. Snow: 'Roter Stern über China'. Er erkannte dabei langsam, was wir anderen noch nicht wußten: daß die Bewegung eine Partei braucht. (...) Nach den Ferien wurde die Partei gegründet. Wir waren alle aus dem Häuschen. (...) Nach einem halben Jahr wurde das Handtuch geworfen. Mehrere Parteimitglieder kamen in die Psychiatrie. Unser Mitglied brauchte einige Zeit, um sich wieder zu erholen. Er ist heute wieder Sponti.« (105) Die matte Ironie des Autors kann nicht über das totale Unverständnis gegenüber seiner eigenen Vergangenheit wegtäuschen. — In der »Linken Geschichte« des GRIPS-Theaters (Textbuch, Berlin/W. 1980, 93) sagt Karin gegen Ende: »Das Faszinierende an der Studentenbewegung, was uns so angezogen hat, das war doch, daß sie alles in sich integrierte: Es war eine Einheit von Denken, Fühlen und Handeln. (...) Und irgendwann brach das alles in seine Einzelteile auseinander. Die Seminar-Marxisten sind fürs Denken zuständig, die Spontis fürs Fühlen und die Anarchos fürs Handeln. — Komisch, aber die einzigen, die jetzt noch ihre fünf Sinne beisammen haben, (...) das sind Leute, die wir früher mal als 'liberale Scheißer' beschimpft haben, Leute wie Gollwitzer ...« (Herv. KEL)
 - 3 Daher hat die Zeitschrift viel zu lange — bei manchen bis heute (!) — den Ruf der »DKP-Zeitschrift« gehabt und ist deshalb weniger, als es möglich und wünschenswert gewesen wäre, rezipiert worden.
 - 4 Eine subjektive Kritik an der Agitation formuliert Peter Sloterdijk (Kritik der zynischen Vernunft, Frankfurt/M. 1983, 181): »Wenn jemand beginnen will, mich aufklärerisch zu 'agitieren', so ist das erste, was mir einfällt, tatsächlich ein Zynismus: Der Betreffende soll sich um seine eigene Scheiße kümmern. Das liegt in der Natur der Dinge. Zwar soll man guten Willen nicht ohne Grund verletzen; aber der gute Wille dürfte ruhig ein wenig klüger sein und mir die Peinlichkeit ersparen, zu sagen: das weiß ich schon. Denn ich mag nicht gefragt werden: warum tust du dann nichts?«
 - 5 Hätte es beispielsweise im Interesse der *Roten Blätter* (RB), dem Organ des MSB Spartakus, gelegen, mit den *Argument-Frauen* über die Opfer-Täter-Problematik zu diskutieren? Eine Zeitschriften-Redaktion hat zwei Gründe, ein Manuskript abzulehnen: entweder hält sie es für irrelevant. Das entfällt hier, da sonst die RB-Redaktion gar keine Polemik gegen die Opfer-Täter-Thesen von Frigga Haug initiiert hätte. Oder sie hält das Manuskript für gefährlich. Wenn die RB-Redaktion die offene Konfrontation ihrer Leser mit den gefährlichen Thesen vermeidet, dann deshalb, weil sie glaubt, ihre Leser — also zum großen Teil MSB-Mitglieder — nicht von ihren eigenen Argumenten überzeugen zu können. Es liegt daher in ihrem Interesse, die Diskussion abzublocken. — Jedem, der, und jeder, die sich noch irgendwelche Illusionen über Theorie und Praxis der DKP macht, sei die Lektüre des Argument-Studienheftes 56, *Frauenpolitik. Opfer/Täter-Diskussion 2*, wärmstens empfohlen!

Karl-Heinz Götze

Über orthodoxen Ex-Kommunismus

Antwort auf Karl-Ernst Lohmann

Lieber Karl-Ernst, ich wünschte mir, Du hättest Deinen Artikel nicht geschrieben, denn er führt nichts Gutes im Schilde. Du wußtest: entweder veröffentlichen wir ihn, dann wird er die Gräben zwischen der Redaktion und den kommunistischen Lesern vertiefen, oder wir veröffentlichen ihn nicht, dann bist Du ins Recht gesetzt mit Deiner These, wir seien zu einer offenen Diskussion unseres Verhältnisses zur DKP weder bereit noch in der Lage, wir würden an diesem Punkt aus Sentimentalität oder politischer Verblendung redaktionelle Arkanpolitik betreiben.

Wir haben Deinen Aufsatz also veröffentlicht, obgleich es keine unlösbare Aufgabe wäre, mit Hinweis auf ungenaue Zitate, erschlichene Beweise, unwiderlegbarer Spekulation auf der Basis unserer normalen Redaktionskriterien die Ablehnung des Aufsatzes zu begründen. Ich mag mit solchen Kleinhändeln auch nicht öffentlich werden, obgleich ich natürlich weiß, daß der meiste Mist vom Kleinvieh stammt.

Also gut, dann ruhig so, wie Du es vorschlägst und vormachst, in Bausch und Bogen: Dein Aufsatz erfüllt eine wichtige Grundbedingung eines erfolgreichen Textes: er formuliert klar und scharf, was viele denken, aber lange Zeit nicht so klar und scharf zu sagen gewillt waren. Er formuliert die These, wir hätten uns von einer prokommunistischen zu einer antikommunistischen Zeitschrift gewandelt. Das ist genau auch die These der Publikationen aus dem IMSF-Umkreis, die sich unserer neuerdings so akribisch angenommen haben. Du teilst deren Perspektive, verfolgst aber eine diametral entgegengesetzte Absicht. Während dort unser manifester Antikommunismus beklagt wird, schlägst Du implizit vor, die Redaktion möge sich endlich zu ihrem Antikommunismus bekennen — was bisher nicht mit der wünschenswerten Deutlichkeit geschehen sei.

Wir hätten, so lautet Dein Vorwurf, nicht bemerkt (nicht bemerken wollen), daß wir unsere Redaktionslinie verändert haben. Wir sollten nicht dauernd von Kontinuität schreiben, sondern zu unseren Wandlungen stehen.

Gut, reden wir also über das, worüber Du reden magst — in der Hoffnung, daß Du mir später auch folgst, wenn ich über das rede, wovon Du nicht reden magst.

Reden wir also von den Diskontinuitäten. Erspare mir die Sichtung der Beweise, die Du für unsere frühere promarxistische Orientierung hochhältst. Der Anteil der Kommunisten an der Sozialismus-Diskussion war z.B. sehr klein, selbst die gewerkschaftlich orientierten Autoren bilden nur eine (starke) Minderheit. Erspare mir auch, die Beweisführung zu akzeptieren, weil wir ab Heft 61 von vielen als prokommunistisches Blatt betrachtet worden sind, seien wir es eben auch gewesen. Ich helfe Dir gerne durch Confession aus Deiner Beweisnot: Damals, am Beginn der siebziger Jahre, haben sicher alle *Argument*-Redakteure größere Hoffnungen auf die DKP gesetzt als heute. Wir hatten Erfahrungen mit der SPD, schlechte. Die Große Koalition war gerade vier Jahre her. Wir hatten Erfahrungen mit der Studentenbewegung. Viele, zumeist auch gute. Aber wir waren uns auch sicher, daß mit ihren Mitteln, auf ihren Wegen der Sozialismus nicht erreichbar sein würde. Wir haben »Das Kapital« studiert und dabei unseren Verdacht bestätigt, daß es ohne die Arbeiter wohl nicht gehen kann. Ohne die Arbeiter, die wir kannten, natürlich schon, aber nicht ohne die revolutionären, die organisierten Arbeiter, die Kommunisten. Daß das wenige waren, machte einstweilen nichts aus. Waren nicht auch die *Argument*-Hefte erst wenige gewesen, und dann sprach auf einmal die ganze Studentenbewegung über ihre Themen? Zudem war die gerade halboffiziell wieder gegründete DKP eine Partei, die an Theorie Interesse hatte, die zu gebrauchen versprach,

was *Das Argument* bieten konnte, Theorien, Gedanken, Diskussionen. Etwa zur gleichen Zeit stellte sich heraus, daß es in der DDR gar nicht so schlimm zu sein schien, wie es in der Zeitung stand. Dieser Gedanke lag zur Zeit der Ostverträge in der Luft. Wir haben ihn um die Idee bereichert, die DDR im Spiegel ihrer Verfassung, Proklamationen und ihrer Theorie mit der BRD im Spiegel unseres erfahrungsgesättigten Wissens zu vergleichen. Plötzlich schnitt die DDR bei uns so gut ab, wie sonst nur auf der Aschenbahn.

Der Rest war Hoffnung, mehr oder minder viel. Meist aber viel, denn man braucht viel Hoffnung und viele Illusionen, wenn man bei uns ein sozialistisches Projekt verfolgen will.

Und heute? Daß die DKP in den letzten fünfzehn Jahren nicht zu einer einflußreichen Partei mit hegemonialer Kraft geworden ist, gehört zu den Voraussetzungen, nicht zu den Streitfragen unserer Arbeit. Daß dort »dogmatische Erstarrungen ... die ... Entfaltung der innerparteilichen Demokratie behindern«, halten wir für ausgemacht, statt, wie Karl-Heinz Braun, für »nicht belegbar« (25).¹ An Belegen fehlt es nicht. Wer mag, darf sich neuere Belege bei den Herausgebern der »Düsseldorfer Debatte« holen, Belege übrigens, in die einige der Autoren des DKP-Bandes zum *Argument* unfreiwillig Einsicht nehmen mußten, offenbar, ohne daraus Einsicht zu gewinnen. Daß die »ideelle Konstruktion« der marxistischen Philosophie »in einem spezifischen Verhältnis zur Parteidisziplin als unerläßlichem Moment des revolutionären Klassenkampfes« steht (Holz, 50), erweckt unterdes bei uns den Verdacht, daß damit das Verhältnis der Unterordnung gemeint ist.

Dies alles ist in der Redaktion nicht streitig. Gegenstand von Kontroversen, von Diskussionen ist vielmehr, wie ein sozialistisches Projekt gedacht und real befördert werden kann unter den vorliegenden Bedingungen, also unter den Bedingungen sozialer Bewegungen, die von Sozialismus größtenteils nichts wissen wollen, unter der Bedingung nach wie vor sozialdemokratisch eingebundener, krisengeschwächter Gewerkschaften, die sich erst allmählich auf die strukturell neue Situation einzustellen beginnen, unter den Bedingungen einer sehr kleinen kommunistischen Arbeiterorganisation.

Veränderungen in den politischen Auffassungen der Redakteure haben also stattgefunden, auch in bezug auf die organisierten Kommunisten, bei jedem Redakteur, wenn auch sicher nicht in der jeweils gleichen Weise. Na und? Wie könnte man stolz darauf sein, aus den letzten zehn, fünfzehn Jahren politisch nichts gelernt zu haben?

Aber Du möchtest ja mehr als nur das Eingeständnis einer Veränderung. Du möchtest, daß wir Dir im Chor nachsprechen: »Ja, wir sind Antikommunisten — und wir sind stolz darauf.«

Darüber reden, heißt nun aber mehr, als über die Veränderungen der Zeitschrift reden. Es heißt, über Deine, über meine, über die Geschichte unserer Generation (ich nenne sie mal die MSB/DKP/AWA-Generation) in bezug auf die Kommunisten zu reden. Du hast das nicht getan. Niemand tut das so recht offen. Das hat gute Gründe und schlechte. Zu den guten gehört das Wirken des Verfassungsschutzes. Wärest Du noch Mitglied der DKP/SEW und hättest Aussicht auf eine Lehrerstelle oder gar den sicheren Posten eines Briefträgers, würde ich die Sache auch nicht erwähnen. Du bist aber kein Mitglied der DKP/SEW mehr und pochst darauf, die linke Geschichte der letzten fünfzehn Jahre müßte endlich einmal aufgearbeitet werden. Da ist die persönliche Geschichte nicht ganz herauszuhalten.

Die politische Generation (ein sicher zu ambitiöses Wort), die ich meine, die Generation der jetzt ca. 35jährigen, hat die Annäherung an die Kommunisten am Anfang der siebziger Jahre viel vehementer vollzogen als die Gründergeneration des *Argument*, vehementer als etwa auch die Haugs. Das war eine Annäherung von Leuten im bildsamen Alter, das war eine Annäherung auch mit Leib und Seele, nicht nur mit dem Kopf. Ich erinnere mich an damalige nächtelange Diskussionen mit Freunden, die heute meist auch

so reden wie Du, die heute zum allergrößten Teil aus der DKP ausgetreten sind oder ausgetreten wurden. Damals ging es um meinen Eintritt in die DKP, den ich dann doch nicht vollzog. (Ich will mir darauf jetzt nichts zugute halten. Es hat mich aber vor einigen bitteren Erfahrungen und vor der Verbitterung zugleich bewahrt, die Deine Schreibe durchtränkt, wenn das Verhältnis zu den Kommunisten thematisiert wird.) »Die Partei« — es gab nur eine — war da viel mehr als nur ein theoretischer Bezugspunkt und eine praktische Hoffnung. »Die Partei« war Voraussetzung irgend erfolgreicher politischer Praxis, die Partei steckte den Rahmen der Theorie, die Partei organisierte die Auseinandersetzungen an den Hochschulen, bestimmte die Stundenpläne, versicherte die historischen Perspektiven und orientierte die individuellen, die Partei war Heimat, war höchst real und ein Mythos zugleich. Da wurden Leben neu definiert.

Die Größe der Enttäuschung stand in direkter Proportion zur Größe der ehemaligen Hoffnungen. Die Berufsverbote — das hätte sich schlimmstenfalls noch aushalten lassen; aber die Erfolglosigkeit, darunter auch selbstverschuldete — das war unerträglich. Da kamen dann alle die Züge der DKP zum Vorschein, die die anfängliche Begeisterung gern übersehen hatte ... Dazu gab es die Erfahrung der Unveränderbarkeit von verkrusteten Entscheidungsstrukturen, es gab Opposition, Ausschlüsse, Austritte.

Die emphatische Begeisterung schlug bei nicht wenigen in wütende Enttäuschung, in Haß um. Die totale Affirmation wurde totale Ablehnung. Man kennt das von anderen Liebesverhältnissen her. Oder, um einmal so zu sprechen, wie es der Genius loci verlangt: der Gestus abstrakter Negation setzte sich durch. Das bedeutet auch, daß die Vorzeichen wechselten, nicht aber die Anordnung.

Zur Illustration ein Beispiel. Du schreibst: »Nein, das *Argument* ist antikommunistisch geworden. Antikommunist ist nämlich nicht nur der, der mit Schaum vor dem Mund auf die Kommunisten eindrischt. Politisch ist Antikommunist jeder, der den organisierten Kommunismus, also die kommunistische Partei bekämpft. Also auch der Theoretiker, der die KP in der Form des theoretischen Kampfes angreift: als theoretische Kritik der Grundlagen kommunistischer Politik.« Es so formulieren heißt, die größte Variante des parteikommunistischen Anspruchs — alles je schon immer besser zu wissen — ohne Widerworte zu übernehmen. Das tut niemand außer ein paar enttäuschten Ex-Kommunisten und ein paar kommunistischen Theoretikern wie z.B. Hans Heinz Holz. Der schreibt Dir in seiner Generalabrechnung mit dem philosophischen Antikommunismus des *Argument* ganz aus dem Herzen: »Allerdings ist es für uns eine praktische und theoretische Grundsatzfrage, daß Antikommunismus die politische Bündnisfront sprengt und sich jedenfalls nicht als 'Marxismus' deklarieren kann.« (34)

Noch in anderer Hinsicht gleichen sich die Perspektiven der orthodoxen Kommunisten und des orthodoxen Ex-Kommunismus: alles wird unmittelbar auf die DKP bezogen. Was für uns die Entwicklung theoretischer Perspektiven der Kräfte der Arbeit, der Wissenschaft und der Kultur ist, siehst Du allein unter dem Aspekt, daß diese Perspektiven implizit oder explizit auch Kritik an der DKP enthalten. Du denkst noch immer nur an die eine, nur eben jetzt mit Abneigung. Alle sollen sie jetzt häßlich finden, weil Du sie früher geliebt hast.

Die ehemaligen Parteigänger der K-Gruppen haben es leichter als die ehemaligen Kommunisten. Ihre Gruppen sind verschwunden. So kann über die »Hochniedervorwärtsherauswegmit«-Parteien mittlerweile von ehemaligen Mitgliedern historisch geurteilt werden. Viele Ex-KBWler oder Ex-KSVler spielen bei den Grünen und Alternativen eine wichtige Rolle. Das alte Objekt der Liebe ist verschwunden, sie konnten sich nach angemessener Trauerzeit (manchmal auch in unschicklicher Hast) ein neues suchen. Die DKP aber gibt es noch, wenn auch nicht gerade gestärkt. Viele wichtige intellektuelle, viele fähige Kader sind aus ihr ausgetreten. Man hört wenig von ihnen in der gegenwärtigen Politik. Das liegt gewiß nicht an mangelnden theoretischen oder organi-

satorischen Fähigkeiten. Im Gegenteil, man hat beides in günstigen Zeiten nach Kräften entwickelt. Kräfte, die jetzt häufig brach liegen, sich allenfalls aufs Berufliche oder Private gelenkt sehen, wo das Glück und die Verbesserung der Welt auch nicht so leicht zu machen sind wie die Kinder. Das sind Kräfte, die dringend gebraucht würden zum Kampf gegen Illusion und Dummheit in der politischen Kultur, aber sie sind gefesselt in einer Anordnung, die Du durch Deinen Beitrag gerade zu konservieren trachtest.

Schlimmer noch: der orthodoxe Ex-Kommunismus arbeitet an der Selbstauflösung marxistischen Denkens mit, wenn er der Auffassung freudig beistimmt, alles sei anti-kommunistisch, was nicht der Linie der kommunistischen Partei entspricht und von ihr approbiert wurde. Wo alle Katzen grau sind, da ist es auch finster.

Es wäre aus der Rolle zu lernen, die einige der Schriftsteller aus der DDR jetzt im westdeutschen Schriftstellerverband (VS) spielen. Es ist — obgleich vieles von dem wahr ist, was sie erzählen — eine unfruchtbare Rolle, weil sie verhindert, sich auf die Bedingungen einzulassen, wie sie hier und jetzt nun einmal sind. Etwas gewesen zu sein bzw. gegen etwas zu sein, macht noch keine lebensfähige Position. Das zu wissen, ist etwas, was Wolf Biermann einem großen Teil seiner Kollegen voraus hat, obgleich es ihm an schlechten Erfahrungen mit dem DDR-Kommunismus ja auch nicht mangelt. Um dann schließlich doch einmal auf Kontinuitäten zu kommen: was hindert daran, den Marxismus zu entwickeln, den Du meinst? Was zwingt zur »Anerkennung« der Auffassung, daß sich »für den Marxisten immer mit der Wahrheitsfrage auch zugleich die Organisationsfrage (stellt)« (37)? Nichts — mindestens solange sich für die organisierten Marxisten mit der Organisationsantwort nicht immer auch die Wahrheitsfrage stellt.

Eine Generation von Marxisten, ein Teil einer Generation von Marxisten muß seine eigenen Erfahrungen historisieren und in die politische Kultur einbringen. Das ist eine weitgehend ungelöste Aufgabe. Einer der Orte dafür kann das *Argument* sein. Aber nicht das *Argument*, das sich auf die von Außen gesetzte und von Dir ohne Not akzeptierte Alternative einläßt, entweder Kritik an kommunistischen Positionen noch aus der letzten Fußnote zu eliminieren, um als prokommunistisch gelten zu können, oder aber sich in die stattliche Front des Antikommunismus einzureihen. Mir schwebt anderes vor: Eine Zeitschrift, die weiterhin versucht, einen Beitrag zur Entwicklung des Marxismus und der politischen Kultur zu leisten. Kommunisten und ihre Freunde, die dabei mittun wollen, sollten wir nach wie vor herzlich willkommen heißen. Nach wie vor sollten wir garantieren, daß sie nicht durch einen rücksichtsvollen Sonderstatus aus der Diskussionskultur ausgegrenzt bleiben. Die Ex-Kommunisten sollten uns auch willkommen sein, auch mit Kritik, die Kommunisten weh tut. Das Interesse der »überhaupt nie Kommunist Gewesenen« — immerhin die große Mehrheit unserer Autoren, Redakteure und Leser —, die Zukunft der Zeitschrift zu gestalten, statt unablässig darüber zu räsonieren, wie sie in der Vergangenheit gewesen ist, verdient gewiß mehr Schonung und Einladung als bisher. Nur die Antikommunisten, die sollten woanders publizieren.

Anmerkung

- 1 Die Seitenangaben in Klammern beziehen sich alle auf den Band: »Marxismus — Ideologie — Politik«, herausgegeben von Hans Heinz Holz, Thomas Metscher, Josef Schleifstein und Robert Steigerwald. Frankfurt/M. 1984

Intervention

Michael Weingarten

Nochmals: »Nationalrevolutionäre« und »Identität der Nation«

Vorweg: Die Einordnung der »Nationalrevolutionäre« als faschistische Gruppierung und die damit verbundene Ausgrenzung aus der linken, demokratischen Theorien- und Diskussionskultur heißt natürlich noch lange *nicht*, daß damit auch ein *generelles Diskussionsverbot* ausgesprochen sei; es geht hier nur um die präzise ideologische und politische Kennzeichnung einer Gruppe von Ideologen. Im übrigen hat Reinhard Opitz in einer Reihe von Aufsätzen und besonders in seinem letzten Buch »Faschismus und Neofaschismus« genauestens die organisatorischen Verbindungen der »Nationalrevolutionäre« zu anderen faschistischen und neonazistischen Organisationen sowie die ideologischen Quellen dieser Gruppe aufgezeigt.

Wichtiger aber als ein Streit um die Legitimität der Einordnung scheint mir das Thema der Diskussion zu sein: das »nationale Argument«. Ist es denn richtig, aus dem *Faktum*, daß die »nationale Frage« seit Jahren in der Linken diskutiert wird, daß es ein breites Übergangsfeld zwischen »Nationalrevolutionären« und »Grün-Alternativen« gibt, mit Elfferding in *Das Argument* 148 (912) zu schließen, daß hier auch um »linke« Positionen gerungen wird? Ist nicht vielmehr schon die *Fragestellung* des mit dem »nationalen Argument« Gemeinten *falsch* in dem Sinne, daß sie sich so in einer linken politischen Theorie bzw. in einem linken politisch-ideologischen Handlungszusammenhang gar nicht stellen kann und somit ohne die Aufgabe zentraler theoretischer Positionen gar nicht beantwortbar ist?

In diesem Zusammenhang sollte man ganz genau sein: es wird ja von den »Nationalrevolutionären« und anderen neurechten Ideologen (Kaltenbrunner, Mohler, Willms, »Kulturkreis 2000« u.a.) nicht schlechthin über »die nationale Frage überhaupt« räsonniert, sondern über die *»Identität der Nation«*. Identität bedeutet hier: Jedes Volk ist ein harmonisch gegliedertes System, in dem jeder einzelne seinen Beitrag zur Funktionsfähigkeit *des ihm übergeordneten Systems* (= Nation, Volk, Gemeinschaft) leistet; das (gesellschaftliche) Leben des je Einzelnen soll sich nur vollziehen gemäß den ein harmonisches Zusammenleben ermöglichenden bzw. sichernden Systemfunktionserfordernissen. Die Idee der Nation ist so allem gesellschaftlichen Handeln übergeordnet bzw. ist für alles systemfunktionale Handeln normierend. Von daher kann die Existenz von Zielkonflikten, von divergierenden, handlungsnormierenden Wertsystemen, von Widersprüchen überhaupt nur als dysfunktional, damit die Identität bedrohend, wahrgenommen werden. *»Identität der Nation« heißt dann nichts anderes als grundsätzliche Negation von innergesellschaftlicher Pluralität, Ausschaltung jeglicher Opposition als dysfunktional und systembedrohend.* Begründet wird diese Vorstellung über das biologische Konzept »innerartlicher Konkurrenz« (Konrad Lorenz u.a.).

Außenpolitisch betonen die »Nationalrevolutionäre« bzw. die »Neue Rechte« insgesamt die Notwendigkeit einer Pluralität von Völkern und Kulturen, damit bauen sie dem Vorwurf eines neuen Rassismus vor. Allerdings läßt sich zeigen, daß es sich bei diesem vorgeblich neuen Konzept nur um eine in gegenwärtig verbreiteter biologischer Terminologie gefaßte Version des alten sozialdarwinistischen »survival of the fittest« handelt. Denn wie Identität nach innen abgesichert wird über die Ausschaltung innerartlicher Konkurrenz, so wird nach außen die Identität bewahrt im Kampf um Nahrungsquellen, »Lebensraum«, kurz »zwischenartlicher Konkurrenz«; es handelt sich hier nur um zwei unmittelbar zusammengehörende Seiten des einen biologischen Entwicklungsmodells,

die ohne Aufgabe der Modellvorstellung insgesamt nicht auseinanderdividiert werden können.

Politisch heißt dann Erhaltung der Identität nach außen zunächst Abwehr hegemonialer Bestrebungen anderer Völker (im konkreten Fall heute: der USA und der UdSSR). Und wenn Erhaltung der Identität auf dem *Willen* des betreffenden Volkes beruht, seinem Leben einen Sinn aufzuprägen, sich gegen die (Willens-)Bestrebungen anderer Völker zu behaupten, dann folgt daraus konsequent, daß — wenn nur der eigene Wille zur »Geschichtsgestaltung« mächtig genug ist — auch dieses Volk selbst versucht, hegemonial führend zu werden, indem es anderen Völkern, die in diesem Konkurrenzkampf schwächer sind, seinen »Willen« aufprägt. Wolfgang Strauß — »Ostexperte« der »Neuen Rechten« — ist gerade in diesem Punkt völlig eindeutig. »Ja, die deutsche Frage ist ostorientiert.« »Unter 'Antikommunismus' darf hier nicht eine bloße, rein emotionale Anti- oder Angsthaltung verstanden werden. Antikommunismus neuen Typs will nicht Defensive, gesellschaftliche Restauration, Nachahmung des westlichen Spätliberalismus, Wiedereinsetzung kapitalistischer Wertsysteme, sondern zielt auf Offensive und Neuordnung, stellt nicht Reaktion, sondern Aktion dar, meint — im Fall Deutschlands — nicht Wieder-, sondern Neuvereinigung, ist daher ein revolutionärer Bewußtseinsakt ... Die Osteuropäische Revolution — nach Günter Bartsch begann sie bereits 1948 — wird letztlich doch aus nichtkommunistischen Ideenquellen gespeist, orientiert sich nach antikommunistischen Wertordnungen.« (»Das Volk des 17. Juni«, in: Kaltenbrunner [Hrsg.]: »Was ist deutsch?«, Initiative Nr. 39, München 1980, 36 und 26/27). »Deutschland erwache« wieder einmal zu einem gesamteuropäischen Gestaltungswillen, was gar nicht so neu ist, kennt man die eurostrategischen Debatten der Weimarer Rechten!

Wenn nun die »nationale Frage« so thematisiert wird als Frage nach der »nationalen Identität« — und genau dies machen Peter Brandt, Herbert Ammon, die Kölner »Debatte« und der »Materialbrief«, um nur einige zu nennen —, wie soll das dann noch als »links« oder gar marxistisch begriffen werden können? Wird doch die Entwicklung von Gesellschaften marxistisch gerade nicht als Realisation abstrakter Identität begriffen, schon gar nicht biologisch begründet, sondern als Entwicklung von Widerspruchsverhältnissen bzw. dialektisch als Einheit von Widersprüchen, als Identität von Identität und Nichtidentität, was also gerade grundlegend die Existenz von Widersprüchen als »Motoren der Bewegung« einschließt und nicht als bloße »Störung«. Und gerade wie sich diese Entwicklung und Transformation von Widersprüchen innen- und außenpolitisch realisiert, wie sich auf der Basis antagonistischer Systemwidersprüche eine breite antimonopolistische Hegemonie (unter Beibehaltung der Pluralität politischer Kulturen) erstellen läßt — dies sollte Thema einer »linken« Politiktheorie, linker politischer Praxis sein, nicht aber das Rasonnieren über völkische Identität. Denn das ist von seinen Grundvoraussetzungen her konservatives Denken, läßt sich deswegen nicht demokratisch »reartikulieren«, sondern stellt einen Bruch mit allen demokratischen Vorstellungen und Traditionen dar — eben wegen der völlig disparaten Grundvoraussetzungen!

Ich bin mir bewußt, daß diese Anmerkungen noch kaum den Anfang einer kritischen Analyse des Themas »nationale Identität« darstellen. Allerdings glaube ich, daß gerade über den Vergleich der konträren Entwicklungsvorstellungen der entscheidende analytische und ideologietheoretische Zugriff erfolgen kann und so die »Ausgrenzung« — nicht von Personen, sondern die Ausgrenzung einer Theorie, einer Weltanschauung als antidemokratisch, faschistisch — *begründet* werden kann.

Kongreßberichte

Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung

22. Deutscher Soziologentag, 9. bis 12. Oktober 1984 in Dortmund

I

Unter Soziologen herrscht weitgehende Übereinstimmung darüber, daß letztlich die Gesellschaft mit ihren Strukturen und Entwicklungsprozessen das zentrale Forschungsobjekt des Faches abgibt. Natürlich ist die Soziologie weder mit ihrem Objekt zu identifizieren, noch ist sie davon abgetrennt und kann ihm ungeachtet verschiedenster Interessenlagen neutral gegenüberreten. Wenn daher die »Deutsche Gesellschaft für Soziologie« (DGS) das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Objekt thematisiert, dann darf vermutet werden, daß fachpolitische Orientierungen in Bewegung geraten sind. Einerseits könnte man vermuten, der DGS sei die brüchige Beziehung zwischen der von ihr wissenschaftspolitisch verwalteten Disziplin und deren Objekt neuerdings bewußt geworden, was zur Reflexion zwingt. Andererseits könnte sich der Verdacht aufdrängen, die Regie des Soziologentages habe den Prozeß gesellschaftlicher Entwicklung vielleicht nur von neuen Standorten aus beleuchten lassen wollen, was dann ebensogut die Orientierung auf innerfachliche Gelehrten-dispute als auf gesellschaftsdienliche Problembewältigung zur Folge haben könnte. Die Wirklichkeit des Soziologentages beinhaltete beides: Die in dieser Spannung anklingende Kontroverse über eine soziologische Soziologie erwies sich in Dortmund als Widerspiegelung konkreter gesellschaftlicher Gegensätze in Theorie und Praxis der Profession.

Erstmalig fand ein Soziologentag im Ruhrgebiet statt. Während die Honoratioren der DGS wohl nur ihrer »Linie« treu bleiben wollten, Soziologentage möglichst in neugegründeten Universitäten abzuhalten, wurden die Konsequenzen dieser Ortswahl von den Vertretern der regionalen politischen Öffentlichkeit angesprochen. So forderte der nordrhein-westfälische Wissenschaftsminister die Soziologen auf, sich den veränderten Strukturproblemen im Zusammenhang mit computergestützter Rationalisierung, technologisch bedingter Arbeitslosigkeit sowie in ihren raumbezogenen Auswirkungen zu stellen. Nicht die Taylorisierung der Arbeit und die Individualisierung der sozialen Folgekosten — wie kurz zuvor von namhaften Soziologen dem »Musterländle« als Heilmittel verschrieben — sei notwendig, sondern die kontinuierliche und umfassende Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen vor allem in den Krisengebieten des Landes. Dortmunds Oberbürgermeister forderte die Soziologen auf, sich mit den praktischen Problemen des Strukturwandels, besonders des Ruhrgebietes in Zusammenarbeit mit den Betroffenen auseinanderzusetzen. Es reiche nicht aus, sozialen Problemen »nachzugehen«; dies helfe in gleichem Maße, Prognosefehler zu vermeiden als auch einer wirkungsvollen Praxis zu entsagen. Seine Aufforderung, mehr Mut zur prognostischen Hilfestellung aufzubringen, wurde auch von Alfred Heese, Arbeitsdirektor des größten Dortmunder Stahlwerkes, unterstützt, der verschiedene Förderer der örtlichen Sozialforschung verband seinen Aufriß der zu erwartenden Probleme in der industriellen Arbeitswelt mit der Forderung nach mehr anwendungsbezogener Sozialforschung.

Diese Anregungen schienen nicht die Stimmungslage in den meisten der Plenar- und Sektionsveranstaltungen zu treffen. Hatte B. Lutz als DGS-Vorsitzender immerhin noch die personelle Struktur des eigenen Faches sowie die fast hoffnungslose Lage der Nachwuchssoziologen zum Problem gemacht, so entzog sich R. Mayntz im programmatischen Hauptreferat den Niederungen vorhandener Problemlagen und bemühtigte sich einer ganzen Reihe von soziologischen, insbesondere systemtheoretischen »Ansätzen«, um sie zu ihrer Erfindung eines »Netzwerk«-Ansatzes zu verschachteln.

Waren schon Selbstbespiegelung und Langeweile einerseits und Praxisorientierung,

Adressatenbezug und Serviceleistungen andererseits bei der Eröffnung des Soziologentages in strikten Gegensatz geraten, so verlor sich in den meisten Plenar- und Sektionsveranstaltungen selbst noch dieser Gegensatz. So gelang es den Experten, auf sich allein gestellt, denn auch relativ schnell, den Praxisdruck auf die Soziologie »wendegerecht« durch einen künstlich heraufbeschworenen Grabenkrieg abzufedern: Manch einer, der noch unter dem Eindruck der Eröffnungsveranstaltung stand, schien ziemlich verwundert, als plötzlich mit Scheuch und Tenbruck zwei extrem konservative Fachvertreter, der technokratische Empirist und der »deutschnationalen« Ideologe, den Positivismusstreit der 60er Jahre erneut austrugen und dabei die Konfrontationslinie weit nach rechts hin verschoben. Sie versuchten den Zuhörern zu suggerieren, daß die Ergebnisse der Soziologie — soweit nicht »rein« erfahrungswissenschaftlich gewonnen — falsche Ideologien und ihre eigenen ideologischen Absichten als »Wende«-Protagonisten die Erkenntnisbasis der praxisrelevanten Soziologie von morgen seien.

Auf vielen Veranstaltungen der ersten Tage verfestigte sich der Eindruck, vor jeder Beschäftigung mit »gesellschaftlicher Entwicklung« stehe die Einheit des Faches unter Wahrung ihrer Unabhängigkeit, stehe die »Freiheit« der Soziologie auf der Tagesordnung. Weber und Parsons, Rationalität und Modernität bildeten häufig genannte Ausgangspunkte abgehobener Reflexion ohne eigentlichen Bezug zur Geschichte und sozialen Wirklichkeit und ohne Bewußtsein über die praktischen Absichten, die selbst M. Weber mit der Soziologie verfolgt hatte. Damit war zugleich auch ein Stück des Weges soziologischer Theoriebildung vorgezeichnet: In der hiermit offiziell befaßten Sektion beispielsweise wurden soziale Bewegungen lediglich als notwendige Begleitung jedweden gesellschaftlichen Modernitätsfortschritts definiert und die spezifischen Inhalte, die von ihnen transportiert werden, durch systemtheoretische Sprachregelungen unkenntlich gemacht.

Im Gegensatz hierzu entwickelte sich — neben wenigen Beiträgen in anderen Sektionsveranstaltungen — vor allem in den Ad-hoc-Gruppen eine Art »Soziologentag von unten«. Wenngleich an den Schluß des offiziellen Programms gedrängt, wurden hier in dem meist von 40 bis 50 Personen besuchten Veranstaltungen die relevanten soziologischen Diskussionen über Arbeitslosigkeit und Frieden, über Praxisbezüge, arbeitnehmerorientierte Forschungsmethoden und die praktische Bedeutung einer Geschichte der Soziologie geführt. In den meisten Arbeitsgruppen ging es nicht um Selbstbespiegelung und akademische Selbstgewißheit; hier konnte am ehesten der Eindruck gewonnen werden, daß die Soziologen sich den Bruchstellen ihrer Beziehungen zur gesellschaftlichen Wirklichkeit in praktischer Absicht näherten und damit noch am ehesten die Herausforderung des Soziologentagsthemas angenommen hatten. Ähnlich erfolgreich, weil an den real existierenden Problemen ansetzend, verliefen auch die Veranstaltungen unter dem Motto »Soziologie in Dortmund«. Thematisiert wurden die Krisenerscheinungen des Ballungsgebietes an Rhein und Ruhr, bearbeitet wurden regionalspezifische arbeits- und lebensweltlich ausgerichtete Forschungsanstrengungen und -ergebnisse sowie die möglichen Strukturen künftiger Problemlagen.

Josef Hülsdünker/Rolf Schellhase (Münster)

II

Der aktuelle Stand und absehbare Entwicklungen im Bereich neuer Technologien (Mikroelektronik, Gentechnologie, Atomenergie-Nutzung) haben den Streit um die Technik wieder aktuell werden lassen. Soweit davon die Arbeitswelt und vorgelagerte Prozesse der Technologieentwicklung betroffen sind, bezieht sich die kontroverse Diskussion auf die Art der zu erwartenden Veränderungen im Charakter der menschlichen Arbeit (Überwindung des Taylorismus oder neue Stufe der Entfremdung?), auf zukünftige Beschäftigungstendenzen (strukturelle und langanhaltende Massenarbeitslosigkeit oder

These von Kern und Schumann über den arbeitspolitischen Paradigmawandel in den Industrien des Kernbereichs besagt, daß unter den Bedingungen der Neuen Techniken Chancen bestehen für eine Überwindung extremer Arbeitsteilung und einer lediglich an Kosten- und Stückzahlgrößen orientierten Arbeitsphilosophie des Managements. Auch wenn in dieser These nur ein Aspekt bei der Durchsetzung der Neuen Techniken angesprochen ist und wenn die konkreten Voraussetzungen, die Situationsbedingungen sowie die Zeitperspektive dabei noch genauer geklärt werden müssen, so läßt sich jetzt schon als ein positiver Impuls festhalten, daß die Studie von Kern und Schumann zu einer Belebung der sozialwissenschaftlichen Diskussion über den Zusammenhang von Automation und Emanzipation führen dürfte.

Der Beitrag von Hildebrandt und Seltz über »Gesellschaftliche Technologiepolitik zwischen Statussicherung und Arbeitsgestaltung« führt zurück auf das Ausgangsproblem. Die Autoren zeigen am Beispiel einer empirischen Studie über die Rationalisierung produktionsvorgelagerter Abteilungen im Maschinenbau, daß betriebliche und gesellschaftliche Konsequenzen der Technologieentwicklung in der Tendenz mehr und mehr auseinanderfallen. Die (von ihnen insgesamt allerdings skeptischer als bei Kern und Schumann eingeschätzte) Möglichkeit zum »Hochziehen« von Kernbelegschaften und die betriebs-extern zunehmende Arbeitslosigkeit sind demnach zusammengehörige Seiten des zukünftigen Weges der menschlichen Arbeit im Prozeß der Automation. Hildebrandt und Seltz fordern eine offensive Gestaltungspolitik, die auch die gesellschaftliche Dimension der Technikentwicklung mit einbezieht. Der Adressat des Beitrages ist die Einheitsgewerkschaft (hier also die IG Metall). Die Forderung nach Rückgewinnung einer eigenständigen, phantasievollen und am gesellschaftlichen Gebrauchswert orientierten Auseinandersetzung mit den Neuen Techniken könnte sich aber auch auf die Soziologie selber beziehen. Hier jedenfalls läge eine wichtige Funktion zukünftiger Forschungen. Denn wie sollte die Wissenschaft Forderungen an gesellschaftliche Akteure und an soziale Bewegungen stellen, wenn ihr selber positive Bezugspunkte in dem vor uns liegenden Prozeß der Technikentwicklung fehlen? Niels Beckenbach (Kassel)

Women's Writing Conference

13. bis 15. September 1984 in Manchester

Diese zweite feministische Literaturtagung in Großbritannien wurde von Su Firniss, Eva Birch und Elspeth Graham am Manchester Polytechnic organisiert. Im Unterschied zu den westdeutschen Tagungen in Hamburg und Bielefeld war sie auch für Männer offen. Die Tagung richtete sich nicht nur an Fachfrauen, sondern wollte durch die Anwesenheit von Schriftstellerinnen Leserinnen ansprechen, sich diese Frauen doch einmal »anzugucken«. Buchi Emecheta, Francis McNeil, Angela Carter, Anne Cluysenaar, Elizabeth Baines, Margaretta D'Arcy, Adele Geras und Anna Taylor sprachen über ihr Verhältnis von Leben und Schreiben. Die Begegnung mit Buchi Emecheta war für mich das herausragende, bestürzende Erlebnis auf dieser Tagung. Die aus Nigeria stammende und seit über 20 Jahren in London lebende Schriftstellerin wollte ein Bewußtsein für Rassismus, auch in der Frauenbewegung, wecken. Meine Bereitschaft, Rassismus in mir zu erkennen, wurde jedoch auf eine harte Probe gestellt. Emecheta übernahm das arrogante, besserwisserische, missionierende Verhalten der Weißen. Damit korrespondierte eine Glorifizierung alles Nigerianischen. Wie sehr muß sie sich in Großbritannien erniedrigt fühlen, daß sie keine Kritik an ihrer Heimat aufkommen läßt. Klitorektomie, Zwangsmästen vor der Hochzeit, das Spiel der Frauen, ihrem gemeinsamen Mann seine Machtvollkommenheit glauben zu machen, während in Wirklichkeit sie die Entscheidungen treffen — all das pries Emecheta als »natürliches« Verhalten, von dem weiße Frauen zu lernen hätten. Mir tat sich ein Abgrund zwischen weißen Frauen und Frauen in der 3. Welt auf. Eine Verständigung kam nicht zustande. Vorsichtig formulierte Einwände

schien Emecheta nicht zu verstehen, und niemand wagte es, der Autorin direkt Sexismus vorzuwerfen. Ich dachte, ein schwarzer Mann hätte all das nicht kritiklos sagen können. Wir Frauen üben so oft falsche Solidarität.

Über 30 Workshops, von denen jeweils etwa 10 parallel liefen, boten die Gelegenheit, in kleinen Gruppen (Gesamtteilnehmer/innen/zahl ca. 130) über enger umrissene Themen intensiv zu diskutieren. Die Angebote reichten von der vergessenen Dichterin Katherine Philips (1632-64) über die bekannten großen Schriftstellerinnen Virginia Woolf, Rebecca West, Elizabeth Gaskell, Mary Wollstonecraft, Katherine Mansfield, Caryl Churchill, Adrienne Rich, Margaret Atwood etc., verschiedene ausländische Schriftstellerinnen, die Analyse von Phantasie als subversive Strategie und poststrukturalistische Theoriediskussionen bis zu solch populären Themen wie das Bild der Frau in Zeitschriften. Der Workshop mit letzterem Thema war der größte, ein Hinweis darauf, daß viele Frauen von außerhalb der Literaturwissenschaft an der Konferenz teilnahmen.

Der einzige Beitrag, der nicht empirisch-inhaltlich vorging, war Toril Moys Analyse der feministischen literaturwissenschaftlichen Praxis in den anglo-amerikanischen Ländern. Sie wurde nur von wenigen Anwesenden verstanden. Moy stellte die These auf, daß Frauen versuchen, eine feministische Praxis zu entwickeln, aber gleichzeitig unbeuß patriarchalische Maßstäbe der Kritik anwenden. Humanismus und Empirizismus in der feministischen Literaturkritik untersuchte Moy in ihrer patriarchalischen Prägung. Sie kritisierte das Festhalten anglo-amerikanischer Feministinnen an einem Kanon »großer Literatur«, in der große menschliche Probleme eine gültige Gestaltung erfahren. Statt solch eine humanistische weibliche Traditionslinie zu schaffen, sollten Feministinnen einen Kanon von Literatur überhaupt ablehnen. Am Empirizismus der feministischen literaturwissenschaftlichen Praxis kritisierte Moy, daß wegen der extremen Insistenz auf Widerspiegelung und Authentizität Schreiben nicht als Produktion, sondern als Reproduktion betrachtet wird. Damit ähnelten die Kriterien feministischer Literaturwissenschaft denen des Realismus à la Lukács. Ich dachte zunächst, daß Moys poststrukturalistisch ausgerichtete Kritik eher für frühere Entwicklungsstadien feministischer Literaturwissenschaft zutrifft als für die gegenwärtige Phase, doch der angelsächsische Empirizismus prägte diese Tagung sehr. Das Mitteilen persönlicher Erfahrungen dominierte oft über die Reflexion von Methoden, Theorien und Strukturen. Das Nachholbedürfnis nach Kommunikation unter Frauen ist offenbar groß, eine Frauenliteraturtagung im nächsten Jahr wurde von den Teilnehmerinnen dringend gewünscht. Mir scheint jedoch eine Eingrenzung der Zielgruppe sinnvoll, damit die einen sich wegen der Wissenschaftlichkeit nicht frustriert fühlen, und die anderen nicht auf Fachgespräche verzichten müssen.

Ricarda Schmidt (Manchester)

Weiblichkeit — ein poetisches Konzept?

Über den Eingang von Weiblichkeitsbewußtsein in literarische Produktion und literaturwissenschaftliche Analyse. Symposium am 23. November 1984 am Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft der TH Darmstadt

Gespannt auf dieses vielversprechende Thema, sicherlich auch beeindruckt von der Zahl namhafter Rednerinnen waren ca. 150 Interessierte, hauptsächlich Frauen, der Einladung in das für Frauenforschung (bisher) weniger bekannte Darmstadt gefolgt.

Barbara Lersch, dort seit 1981 als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig, gelang es, nicht zuletzt aufgrund der finanziellen Unterstützung der Grünen im Wiesbadener Landtag, bekannte Wissenschaftlerinnen auf dem Gebiet der »weiblichkeitsbewußten Literaturwissenschaft« für das von ihr organisierte Symposium zu gewinnen. Gleichwohl wird man ihr ehrgeiziges Anliegen, die beiden unterschiedlichen Stränge der derzeitigen Forschung — Präzisierung des Kulturkonzepts »Weiblichkeit« versus textanalytischer, sujetbezogener Arbeit — miteinander in Einklang zu bringen, nicht unbedingt als

von Erfolg gekrönt bezeichnen können. Dem von ihr konstatierten Vermittlungsdefizit zwischen »der theoretisch-abstrakten Konzeptionalisierung von 'Weiblichkeit' als ästhetischer Kategorie und der praktisch-analytischen, aber tendenz- und inhalts-lastigen literaturgeschichtlichen Arbeit an frauenbezogenen Projekten« wollte sie durch die kontroverse Diskussion des Symposiums begegnen — lediglich ihr eigener Beitrag »Über Reflexivität, Mimik, Mäeutik ... — zur stilanalytischen Beschreibbarkeit einer 'Poetik der Weiblichkeit'« scheint mir ein Schritt in Richtung auf ihr angestrebtes Ziel zu sein. Ihre Forderung nach einer mittleren Ebene zwischen den bereits zitierten Richtungen innerhalb der literaturwissenschaftlichen »Weiblichkeitsforschung« versuchte sie durch die Formulierung von Kriterien zu belegen, die »Momente 'weiblicher Ästhetik' nicht nur als vermutete Merkmale von Texten behauptbar, sondern auch in Sprache, Stil und Redeform nachweisbar machen«. Folglich muß ihre »Poetik der Weiblichkeit« dem Anspruch genügen, gleichzeitig theoriebewußtes als auch analysefähiges Konzept zu sein. Anhand von Textbeispielen bewies Barbara Lersch im Folgenden recht einleuchtend die Verwendbarkeit der von ihr gewählten Begriffe: »Reflexivität«, »Mimik«, »Mäeutik« (= Hebammenkunst).

Friederike Hassauers Vortrag über »Die Geschichte des Diskurses über die Frau« sowie Marianne Schullers Aufsatz über »Das Verhältnis von 'weiblicher Intellektualität' und Macht« stellten zwar interessante und diskussionswürdige Beiträge zum Umfeld »Weiblichkeitstheorien« dar, lagen aber zum Zeitpunkt des Kongresses zumindest teilweise veröffentlicht vor und setzten sich auch keineswegs mit der von Lersch vorgestellten Problematik auseinander.

Es stellt sich die Frage, inwieweit nun die hoffnungsvollen Erwartungen der Teilnehmerinnen bzw. der Rednerinnen erfüllt wurden. Die Diskussionen nach den einzelnen Beiträgen, vor allem nach Eva Meyers »Distanz«, machten deutlich, wie groß eben diese zwischen Vortragenden und Publikum war (keineswegs nur räumlich). Die von Lersch gewünschte inhaltliche Auseinandersetzung fand hauptsächlich im »kleinen internen Kreis« statt; die große Mehrheit der anwesenden Frauen (und Männer) tat ihren Unmut vor allem bezüglich der *Form* kund.

Es kann meiner Meinung nach nicht Sinn eines Symposiums über »Weiblichkeit« sein, sich durch Unverständlichkeit zu distanzieren und dies durch den Vorwurf der »Wissenschaftsfeindlichkeit« auch noch zu rechtfertigen. Ausgefeilte Vortragskunstwerke überzeugen vielleicht durch ihre brillante Form, keineswegs aber führt die Mißachtung der Unterschiede zwischen geschriebenem und gesprochenem Text zur besseren Übermittlung einer inhaltlichen Aussage. Einem natürlichen Gefälle im Wissensniveau begegnet man nicht durch den Hinweis darauf, daß »wir die Ebene der Verständigungstexte nun mal hinter uns gelassen haben«. Lädt man »alle Interessierten« ein, muß man sich auch mit ihnen auseinandersetzen.

Mein persönliches Unmutsgefühl ist inzwischen (nach der *Lektüre* der Texte) einem kritischen Verständnis gewichen, was allerdings meine obige Kritik nur teilweise entkräften soll. Gespannt kann man sein auf die z.Zt. in Arbeit befindliche Dokumentation der Tagung, die Referate sowie anschließende Diskussion in »Kopierform« veröffentlicht wird. Sie kann angefordert werden bei: Barbara Lersch, Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft, TH Darmstadt, Hochschulstraße 1, 6100 Darmstadt.

Petra Post (Frankfurt/M.)

Der Kampf um die Köpfe

Hochschulpolitischer Ratschlag des Bundes demokratischer Wissenschaftler (BdWi), 9. und 10. November 1984 an der Gesamthochschule Kassel

Schwenken die Intellektuellen ins Lager der Wende? F. Unger (Berlin/West) wollte bei der Auftaktveranstaltung »Zur Intelligenzpolitik des Konservatismus« seine Schilderung des Wegs der US-Intellektuellen nach 1945 als paradigmatisch (USA als Vorreiter) verstehen: die antifaschistischen Linksliberalen wurden im Kalten Krieg zu Propagandisten Amerikas als des am wenigsten »unperfekten« Systems. Für den New Liberalism galt zwar die Vielfalt des Pluralismus, Grundaxiom aber war der Antikommunismus. Damit war der Weg vom Liberalen zum Konservativen vorgezeichnet.

Näher an den aktuellen Entwicklungen befand sich M. Weingarten (Bodenheim). Der Ursprung der Neuen Rechten Frankreichs liege zwar in faschistischen Gruppen, allerdings gelinge es ihren hochkarätigen Ideologieproduzenten (zwei Theoriezeitschriften; Buchverlag; Redaktion der Beilage des »Figaro« mit 2 Mio. Lesern), sich auf der Ebene der geistigen Auseinandersetzung zu profilieren. Sie haben Gramsci verarbeitet, erstreben kulturelle Macht, weil diese »auf die Werte wirkt, um welche sich die für den Bestand der politischen Macht notwendige Übereinstimmung bildet« (Cheftheoretiker Alain de Benoist). Bei den vom Mai '68 und von Mitterrand enttäuschten Intellektuellen gelinge es der Nouvelle Droite, Diskussionsthemen zu belegen, die an sich klassische Themenfelder der Linken sind.

In der Bundesrepublik zeige sich eine ähnliche Tendenz bei G.K. Kaltenbrunners konservativer »politischer Ökologie«. In seinem Umfeld fänden sich Beiträge, die das Ökologiethema auf einem höheren theoretischen Niveau als bei den Grünen behandeln. Neben dem Begriff der »Natur« finden die Neokonservativen auch über den »Nation«-Diskurs Eingang in neue soziale Bewegungen. Jedoch bestehe zwischen der Reichweite und Potenz der konservativen Theorien und ihrer Umsetzung in der Politik ein Unterschied, hier wird »ad hoc« regiert. Selbst die Massenmedien seien für rechte Aktivierung nicht nützlich, der Unterhaltungssumpf wirke entpolitisierend (B. Grimm, Hamburg).

Für M. Daxner (Osnabrück) hat die Entwicklung in der BRD mit Konservatismus wenig zu tun; hier herrsche eine effektive Kapitalstrategie im Ökonomischen, während sich die Regierungspolitik der Wendeparteien uneffektiv, dilettantisch und chaotisch darstelle. Das Kapital habe aus den gesellschaftlichen Entwicklungen schneller gelernt als die Linke, die sich im Besitz der Begriffe für eine verändernde Gesellschaftsanalyse glaubte. Manche würfen angesichts ihrer Erfolglosigkeit den Marxismus über Bord, flüchteten sich in »Betroffenheit« und landeten im Antiintellektualismus.

Eben aus dieser Sinnkrise, der »Krise der Aufklärung«, habe die konservative Gegenoffensive Kapital geschlagen (M. Schneider, Wiesbaden). Der Konservatismus profitiere von der unreflektierten Endzeitstimmung in Teilen der sozialen Bewegungen; der Katastrophismus bewirke, daß sich in Zukunft nichts Entscheidendes ändert.

In einer der Arbeitsgruppen des zweiten Kongreßtages wurden objektive Ursachen für das Anwachsen konservativer Konzepte gesucht: das Entscheidende vor der »relativen Selbständigkeit der Ideologie« sei die »objektive Krisensituation« (R. Sorg, Frankfurt). R. Kühnl (Marburg) leitete die Sinnproduktion aus der ökonomischen Krise ab: »wenn die materiellen sozialen Mittel reduziert werden, wachsen die ideologischen Aufgaben«. Die Suche der Betroffenen nach Änderung werde aufgefangen durch Ablenken der Schuld auf Ersatzfeinde (Ausländer, Gewerkschaften). Die weiterreichenden Konzepte der Rechten zielten darauf, die Masse der Bevölkerung in Teilgruppen aufzusplittern, zu entsolidarisieren, zu erreichen, daß die Gewerkschaften sich auf die privilegierten Arbeitsplatzbesitzer konzentrieren. Hier setze auch die Formierung der Gesellschaftswissenschaften ein: Finanzierung empirischer Forschungen zur Entwicklung des Massenbewußtseins (Allensbach) und zur Akzeptanz der Technikfolgen, massive Unterstützung

für Projekte zur Hebung des Nationalbewußtseins (Stauffer, Preußen-Ausstellung). Am Beispiel der Späth-Kommission »Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen« zeigte F. Benseler (Paderborn) die Einbindung namhafter Sozialwissenschaftler (Zapf, Baier, Klages, Wildenmann, Lübbe) in ein modernes Zukunftskonzept (CDU Württemberg). Auf relativ hohem theoretischen Niveau formulieren diese Kollegen, daß es darauf ankomme, der wissenschaftlichen Kritik entzogene Rahmenbedingungen wie Staat und soziale Marktwirtschaft zu akzeptieren. Die Novellierung des HRG strebe die Herstellung einer »Wert- und Bewußtseinselite« an, die sowohl sozialwissenschaftlich kompetent wie auf die dynamische Fortschreibung der herrschenden Verhältnisse eingeschworen sei; angesichts der Enttäuschung über sozialliberale Reformpolitik und angesichts des bisher noch ausstehenden umfassenden rot-grünen Alternativkonzepts werde es Intellektuellen erleichtert, unter Aufrechterhaltung ihrer »moralischen Konsistenz« (W. Ruf, Kassel) im Laufe der Jahre früher vertretene fortschrittliche Positionen zu räumen.

Auch wenn dieser 1. Hochschulpolitische Ratschlag das von M. Daxner geforderte »Fortschrittskonzept«, das hinter einer Kritik der HRG-Novellierung stehen müsse (und nicht die Verteidigung des alten HRG) noch nicht auf den Tisch bringen konnte, so leistete diese Tagung die nötige Bestandsaufnahme und Selbstkritik, um über jene Defensive hinauszukommen, die die zwischen den Vertretern von BdWi, GEW, SPD und Grünen, MSB und SHB zustandegekommene Abschlußerklärung noch widerspiegelt. Im Herbst 1985 führt der BdWi die Ideologiedebatte mit einem Kongreß »Neue Rechte und Intelligenz« fort.

Fred Karl (Kassel)

Fachtagung Kritische Sozialarbeit

Veranstaltet von Studenten des Fachbereichs Sozialwesen an der Fachhochschule Nordostniedersachsen, BdWi und GEW. 16. bis 18. November 1984 in Lüneburg

In Diskussionen von Sozialarbeitern sind häufig Klagen zu hören über die finanziellen Kürzungen von staatlicher Seite, die Abgeklärtheit der Kollegen, die Nichtbereitschaft der Klientel, Maßnahmen mitzutragen. In unserem Berufsalltag beobachten wir Resignation und Konzeptionslosigkeit sowie ein ausgeprägtes Mißtrauen gegenüber an Hochschulen entwickelten Theorieansätzen und Modellentwürfen. Unter dem Motto »Sozialarbeit — unbegriffene Theorie, begriffslose Praxis« haben die Veranstalter einen Schritt gegen die Arbeitsteilung von Theoretikern und Praktikern versucht, indem sie zur gemeinsamen Diskussion über die Theoretisierung und Strukturierung der vor Ort gemachten Erfahrungen einluden. Menschenströme, die zu den Veranstaltungsräumen eilten, belegten die Brisanz des Themas. 300 Sozialarbeiter/innen, Studierende und Lehrende waren gekommen.

Die Eingangreferate von Kurt Bader und Rolf Krüger am Freitagabend steckten den theoretischen Rahmen ab: Bader sah die Bestimmung von Zielen in der Sozialarbeit als Bindeglied zwischen Praxis (Arbeit) und Theorie (Verallgemeinerung von »gesellschaftlich entwickelten und praktizierten Erfahrungen« als Handlungsanleitung). Die »Mittel« in der Sozialarbeit — damit sind Theorieansätze, Methoden, Verfahren gemeint — müßten beurteilt werden an ihrer Nützlichkeit für die Ziele. Ohne Beispiele blieben die Überlegungen theoretisch und abgetrennt von den praktischen Problemen. Als Handwerkszeug für die Analyse einzelner Praxisbereiche stellte Krüger einen von ihm aus der Kritischen Psychologie auf die Sozialarbeit übertragenen Leitfaden, das Praxisportrait, vor. Mit ihm soll Material zusammengetragen werden für die Prüfung des jeweiligen Arbeitsfeldes in seinen widersprüchlichen Anforderungsstrukturen und des eigenen Agierens darin. Dies mit dem Ziel, Handlungsmöglichkeiten in der Perspektive der Veränderung der eigenen Arbeitssituation zu entwickeln. Die mit den Praxisportraits erfragten Informationen beziehen sich auf: Konflikte mit Kollegen, Klienten und »Auftragge-

bern«, den Grad der Planbarkeit der Arbeit, gängige theoretische Annahmen, Begrifflichkeiten und Methoden, institutionelle und kommunalpolitische Rahmenbedingungen, Zielsetzungen u.a.m. Ärgerlich und behindernd war die Form des Vortrags: eine Verlesung des stichwortartigen Rasters, wie es schon abgedruckt im Tagungsreader vorlag.

Am Samstag teilten sich die Teilnehmenden in acht Arbeitsgruppen auf (u.a. Sozialarbeit mit ausländischen und arbeitslosen Jugendlichen, Familienhilfe, Elternarbeit, außerschulische Bildungsarbeit). Als Einstieg wurde von den Referenten in allen Gruppen die Anwendung des Praxisportraits exemplarisch vorgestellt. Die vorgegebenen Problemkomplexe führten in den AGs zu heftigen und auch kontroversen Diskussionen, z.B. in der Diskussion um Zielsetzungen, wie sie in der AG »Sozialarbeit mit arbeitslosen Jugendlichen« geführt wurde. Die Referenten setzten »Handlungsfähigkeit« der Jugendlichen gleich mit »durchschnittlicher Lohnarbeiterexistenz«. Sie sahen ihre Aufgabe als Sozialarbeiter darin, die »deklassierten« arbeitslosen Jugendlichen in den Lohnarbeitsprozeß zu integrieren und ihnen damit Zugang zur Klasse der Lohnabhängigen zu verschaffen. Dies sei unabdingbare Voraussetzung für die Politisierung der Jugendlichen. Daß dieser Ansatz in der derzeitigen strukturellen Arbeitslosigkeit zu kurz greift, wurde von den Referenten bestritten. Ihre Antwort, alle sollten zusammen für das Recht auf Arbeit kämpfen, blieb unbefriedigend, da sie die Handlungsmöglichkeiten der nicht im Lohnarbeitsprozeß Stehenden in ferne Zukunft verschiebt. Dagegen stand der Vorschlag, Erweiterung von Handlungsfähigkeit nicht beschränkt auf die Lohnarbeit zu begreifen, sondern mit den Jugendlichen an einer auch kulturellen und politischen Änderung der Lebensweisen zu arbeiten.

Zu Anfang interessiert, später hauptsächlich ausdauernd, lauschten die Teilnehmer/innen dem zweieinhalbstündigen Praxisbericht zweier Sozialpädagoginnen in der AG »Elternarbeit in einer Beratungsstelle für Entwicklungsförderung«. Im Mittelpunkt stand, wie die Sozialarbeiterinnen selbst problematische Situationen in ihrem beruflichen Alltag verarbeiten und welche Bedeutung die Analyse von Praxiserfahrung für die eigene berufliche Handlungsfähigkeit hat. Die beispielhafte Beschreibung von Widersprüchen und deren Verarbeitung in der konkreten Sozialarbeiterpraxis durch die Referentinnen führte jedoch nicht dazu, daß die Anwesenden ihre eigenen Praxiserfahrungen auf Widersprüchlichkeiten abklopfen. Es wurden vielmehr mit der Haltung, »das wäre mir nicht passiert«, Rezepte und Ratschläge ausgetauscht. Da die Referentinnen ihr methodisches Vorgehen nicht besonders erläuterten, wurde es auch nicht diskutiert.

In der AG »Studium der Sozialarbeit/Sozialpädagogik« ging es u.a. um Ausbildungsprobleme, wie Berufsmotivation und Projektarbeit. Beliebigkeit und Zusammenhangslosigkeit sowohl der Fachinhalte als auch der Organisation des Grundstudiums wurden von den referierenden Studentinnen kritisiert. Studienanfänger/innen seien in ihrer Motivation für ein sozialpädagogisches Studium auf Alltagsannahmen verwiesen, ihre Kriterien für Studienentscheidungen blieben unzureichend. Die Folge seien massive Orientierungslosigkeit und hochschulpolitisches Desinteresse. Als Alternative schlugen sie Projektstudien vor, die mit dem Zusammenkommen von Theorie und Praxis und mit der Möglichkeit, langfristige Arbeitsverbindungen herzustellen, günstigere Bedingungen abgäben für studentische Qualifikation und Interessensentwicklung. Die Projekteinschätzung in der AG verdeutlichte starke Erfahrungsdiskrepanzen: Während Lehrende noch überwiegend Reformbegeisterung besaßen, verwiesen die Studierenden auf ihren zunehmenden finanziellen Zwang zum Minimalstudium. Es war die Rede von der noch 68er »Aufbruch«-Stimmung und dem schon 84er »Abbruch«-Bewußtsein der Studierenden.

Nur marginal waren Diskussionen um die gesellschaftlichen Funktionen von (staatlicher) Sozialarbeit und um Widersprüche, die sich daraus für die Sozialarbeiter/innen stellen. Unsere Frage, wie in der Sozialarbeit mit dem Widerspruch zwischen staatlicher

Fürsorge und Kontrolle umgegangen werden kann, wurde zurückgewiesen mit der Behauptung, man müsse nur eine eindeutige Parteilichkeit für das Klientel zur Grundlage der Arbeit machen und stehe schon auf der Seite des Fortschritts. Von dort aus gelte es, die Versorgung der »sozial Schwachen« vom Staat zu erzwingen. Selbsthilfefjekte und autonome Einrichtungen wurden von dieser Position aus mit Mißtrauen bäugt, da sie als Legitimation für staatliche Sparmaßnahmen mißbraucht werden könnten.

Beim Abschlußplenum begrüßten einige Teilnehmer/innen den Ansatz, nicht lediglich von »der Sozialarbeit«, sondern von »den Sozialarbeiter/innen« auszugehen. Kritiken an den Arbeitsgruppen pendelten zwischen »zu objektivistisch« und (eher) »zu subjektivistisch«, benannten eine »Riesenkluft zwischen den Geschichten Einzelner und politischen Strategien«. Für das Tagungsgesamte wurde mangelnde Explikation der Arbeitslosigkeit festgestellt (Ausblendung der arbeitslosen Kollegen und der qualitativen Veränderungen der Berufsanforderungen). Ole Dreier verwies darauf, daß es gelte, selbstkritisch die eigene Person zu thematisieren, aber nicht »an sich« (Therapeutismus), sondern als subjektive Befindlichkeit im konkreten Arbeitszusammenhang. Für Gemeinsamkeiten und Bündnismöglichkeiten müßten die Widersprüche zwischen den Einzelnen herausgearbeitet werden. Er warnte vor der Erwartung normativer Lösungen durch Theorien. Es könne nicht »die« kritische Sozialarbeit mit abstrakten Lösungen für alle geben, es gehe vielmehr um Verallgemeinerungen der konkreten, individuellen Probleme, um kooperative Vorortlösungen. Thomas Waldhubel schlug den Sozialarbeitern das Schreiben und kollektive Bearbeiten von Tagebüchern vor. — Die nächste Tagung soll im November dieses Jahres in Duisburg stattfinden. Außerdem haben sich Teilnehmer/innen aus Berlin, Köln, Duisburg und Düsseldorf zu Regionalgruppen zusammengeschlossen. Der Tagungsreader und die Tonbandabschrift der Abschlußdiskussion in Lüneburg sind über den Fachbereich Sozialwesen an der Fachhochschule Nordostniedersachsen, Lüneburg, zu beziehen. Wolfgang Albrecht, Gisela Heinrich, Gabriele Runge (Hamburg)
Anni Bell (Innsbruck)

Kunst und Kultur von Frauen

Weiblicher Alltag, weibliche Ästhetik in Geschichte und Gegenwart. 11. bis 13. Januar 1985 in der Evangelischen Akademie Loccum

Bei der Tagung ging es darum, künstlerische und kulturelle Leistungen von Frauen zu analysieren, die spezifischen Formen und Bedingungen weiblicher Kreativität aufzuweisen bzw. die subjektiven und objektiven Hemmungen, die ihr entgegenstehen. Zentral war dabei der Gedanke, daß nur aus der historischen Rekonstruktion der weiblichen Geschichte realistische Handlungsperspektiven von Frauen entwickelt werden können. Historisch-materialistische Epochenanalyse und die »Mikrohistorie« sozialpsychologischer Untersuchungen und biografisch-künstlerischer Aufarbeitung wurden nicht als gegensätzlich, sondern einander ergänzend begriffen. Diese Grenzüberschreitungen zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, ja zwischen Wissenschaft und Kunst sind gerade durch feministische Theoriebildung gefordert und gefördert worden. So stand das einleitende Referat von Annette Kuhn, in dem sie Ansätze zu einer feministischen Geschichtstheorie entwarf, durchaus in Zusammenhang mit dem Bericht über die privaten Wunschvorstellungen von Frauen, den Frigga Haug gab, und der bildlichen Argumentation von Jutta Brückner, die in ihrem Film »Hungerjahre« die Jugendgeschichte eines Mädchens in den 50er Jahren erinnert. Gerade dieser Film demonstrierte eindringlich, wie persönliche, familiäre Beziehungen durch die Auswirkungen weltpolitischer Konstellationen geprägt werden und die Lebenschancen eines Kindes durch das Ineinandergreifen von privater und politischer Geschichte bestimmt werden.

Annette Kuhn faßte die feministische historische Forschung unter drei Schwerpunkten zusammen, deren Anspruchsniveau unterschiedlich ist: 1. »Lücken« werden gefüllt,

indem Elemente einer Frauengeschichte der bisherigen Geschichte zuaddiert werden. 2. Weibliche Eigenräume werden erschlossen, wobei die Ethnologie das Modell für diese Forschungen abgibt. 3. Eine neue historische Konzeption wird gefordert: Geschichte ist die Geschichte von Geschlechterbeziehungen. Annette Kuhn selbst hat über die Ökonomie des Kapitalismus in der deutschen Nachkriegsgeschichte auf allen drei Ebenen geforscht, mit dem Ergebnis, daß dies System de facto nur funktioniert, indem die »männliche« Marktwirtschaft durch die »weibliche« Subsistenzarbeit ergänzt wird. Unter diesem Begriff erfaßt Annette Kuhn den als Haus- und Beziehungsarbeit viel zu klein angesetzten Anteil der Frauen am Überleben der Gesellschaft, der gerade in der Krise des Kapitalismus nach dem Kriege zutage trat. Erst wenn neue geschichtstheoretische Kategorien eingeführt werden, können die Dimensionen der Produktivität der Frauen adäquat erhellt werden, deren sie sich selbst nicht bewußt sind.

Frigga Haug stellte ihre empirischen Forschungen über weibliche Tagträume vor, die die männlichen Modelle vom Tagtraum (Freud, Bloch) ins Reich der bloßen Theorie verweisen. Realiter sind diese Träume derart defizitär, daß es einer im besten Sinne parteilichen Interpretation bedurfte, um sie als scheiternde Utopien zu dechiffrieren. Frigga Haug zeigte, wie sich die Frauen unbewußt davon Rechenschaft ablegen, daß sie die ihnen abverlangten Inseln der Liebe und des Friedens nur unter Einsatz männlicher Machtbefugnisse schaffen können. Diese träumen sie sich als in der Realität versagte Kompetenz hinzu, um ihrer gesellschaftlichen Rolle gewachsen zu sein, die sie damit zugleich pervertieren. — Macht und Ohnmacht der Frauen, ihre reale »Subsistenzarbeit« (A. Kuhn) und deren Ideologisierung mit den das weibliche Subjekt deformierenden Konsequenzen, müssen noch enger zusammengedacht werden, um eine materialistische Theorie der weiblichen Vergesellschaftung voranzutreiben.

Die Frage nach »weiblicher Ästhetik« wurde sowohl im Hinblick auf die Bildende Kunst als auch die Literatur gestellt (Referate von J. Held und I. Strobl). »Weibliche Ästhetik« beschreibt zwar nicht einen »Wesenskern« der Kunst von Frauen, ist aber als operativer Begriff brauchbar, der Kunstwerke danach befragt, wieweit sie an weiblichen Interessen und Perspektiven anknüpfen, also eine Tendenzbestimmung vornimmt. Die im weitesten Sinne realistisch arbeitenden Künstlerinnen haben hier die verbindlichsten Aussagen gemacht, wie an einigen Themen, die sie aufgreifen — Akt, Körpersprache, Befreiung —, die sich auf bezeichnende Weise von den künstlerischen Bearbeitungen durch Männer unterscheiden, nachgewiesen wurde. Ohne daß dies vielleicht von vornherein in ihrer Intention liegt, widersetzen sich die Künstlerinnen durch ihre Arbeitsweise zugleich den Marktmechanismen, die nicht auf inhaltliche Aussagen und qualitative Veränderung, sondern ausschließlich auf formale Novitäten ausgerichtet sind.

Ingrid Strobls Referat »Moderne ohne Tradition?« unterstützte die These von einer je historischen Form weiblicher Ästhetik. Sie plädierte jedoch dezidiert für eine Orientierung weiblicher Literaturproduktion und -rezeption an der Tradition der (esoterischen) Avantgarde. Soweit sie damit eine ausschließlich weibliche Traditionsbildung und die unartikulierten weiblichen »Urschreie« der Literatur zurückwies, ist ihr sicher Recht zu geben. Eine undialektische Versteifung auf artifizielle, formalästhetische Kunst ist jedoch gerade aus feministischer Perspektive fragwürdig. Sicher nahm sie dafür zu Unrecht Brechts Diktum gegen »Volkstümlichkeit« in Anspruch, der es ausschließlich gegen faschistische Volkstümelei gewendet hat.

An einem der Nachmittage gab es mehrere parallele Arbeitsgruppen, in denen sicher die lebhaftesten Debatten geführt wurden. Die Frage nach weiblicher Ästhetik wurde hier aufgegriffen. In der Musik stellten Eva Rieger und Sabine Schutte Spuren des Geschlechterantagonismus fest. Die sinfonisch aufgebaute Musik des 19. Jahrhunderts setzt ein »weibliches« einem »männlichen« Thema entgegen und charakterisiert beide durch die unterschiedliche Instrumentierung analog den stereotypen Geschlechtercha-

rakteren. — Renate Berger stellte die Lebensläufe von Künstlerinnen des 18. bis 20. Jahrhunderts vor und gab damit einen Einblick in kunsthistorische feministische Forschung, die einen immensen Fundus an künstlerischen Leistungen von Frauen zutage gefördert hat, nicht ohne die Schwierigkeiten weiblichen Produzierens mitzureflekieren. R. Berger selbst hat in der BRD maßgeblichen Anteil an dieser historischen Analyse. — Ellen Spickernagel ging auf die weibliche Gestaltung der Innenräume bürgerlicher Häuser ein, die seit dem frühen 19. Jahrhundert zu beobachten ist. — Daniela Hammer-Tugendhat beschäftigte sich mit dem Bild von Segantini »Die bösen Mütter« und wies eine ästhetische Argumentation nach, durch die latente affektive Sympathien für weibliche Probleme bewahrt bleiben, die die ideologische Diskriminierung der Frau unterhalten.

Die Diskussionen spiegelten vielleicht weniger den theoretischen Diskussionsstand innerhalb der feministischen Bewegung wider, als daß sie zeigten, welche widersprüchlichen Interessen und lebenspraktischen Umsetzungen sich auf feministische Theorie beziehen. Einige Konfliktlinien zwischen Referentinnen und Teilnehmerinnen seien angedeutet. Aus der subjektiven Erlebnissphäre und dem Erlebnisraum Kunst (den man sich frei für subjektive Projektionen wünschte) wollte man die wissenschaftliche Analyse heraushalten, noch dazu, wenn diese zu Ergebnissen führte, die eigene Identitätsbildungen verunsichern könnte. So wurde die Untersuchung weiblicher Ökonomie (durch Annette Kuhn) weniger abgewehrt als die Analyse weiblicher psychischer Strukturen (durch Frigga Haug) und der psychohistorische Bericht von einer beinahe scheiternden weiblichen Sozialisation in dem Film von Jutta Brückner. Dem Verlangen nach der »power-Frau« schien das Referat von Annette Kuhn eher entgegenzukommen. Auf die Lädierungen, die uns mit dem alten, zu überwindenden System verbinden, wollten einige nicht zurückblicken. Statt dessen forderten sie — ziemlich voluntaristisch — die aggressive, offensive Frau, die aus ihrer alten Rolle herausspringt. Steckt dahinter aber nicht die Illusion, ein System durch individuelle Kraftakte bezwingen zu können, ohne zu bedenken, daß diese ziemlich sicher nur in illudierte Freiräume oder in Anpassungen führen?

Jutta Held (Osnabrück)



Projekt Sozialistischer Feminismus (Frigga Haug u.a.): Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik

Männliche Revolutionäre schreiten zur Befreiung und schließen die Frauen in Familien ein. Familien als private Festung gegen kapitalistische Übergriffe verewigen so auch Frauenunterdrückung. So können Frauen- und Arbeiterbewegung nicht zusammengehen und müssen es zugleich, um alle Herrschaft abschaffen zu können. Der Band behandelt die internationale Diskussion um Marxismus-Feminismus und Probleme einer sozialistischen autonomen Frauenpolitik.

Argument-Sonderband AS 110

17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Besprechungen

Philosophie

Schnädelbach, Herbert: Philosophie in Deutschland 1831-1933. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1983 (337 S., br., 18,- DM)

Philosophiegeschichten sollten nicht zuletzt in Hinblick auf ihre Bedeutung für die universitäre Philosophie gelesen werden, liegt doch eine ihrer Funktionen darin, den Bestand der Traditionen zu verwalten und darüber Auskunft zu geben, was als legitime Anknüpfungspunkte für die Gegenwart gelten soll. Kurz: sie entscheiden mit, wer oder was »dazu gehört« oder nicht. Gleichzeitig liefern sie Deutungsmuster für die Geschichte des Fachs Philosophie und wirken auf diese Weise für die Philosophie sinn- und identitätsstiftend.

Der Hamburger Philosophieprofessor Schnädelbach, dessen im Auftrag der Cambridge University Press erstellte Arbeit nun in einer deutschen Ausgabe vorliegt, läßt die Geschichte der deutschen Philosophie von 1831 bis 1933 im Licht einer »bis heute andauernden nachidealistischen Identitätskrise« (11) spielen. Die Geschichte, die er mit diesem Topos schreibt, ist schnell erzählt: Mit dem Zusammenbruch von Hegels absolutem Idealismus, der den vorkrisenhaften Ausgangspunkt markiert, geht *die* philosophische Großmacht unter, die durch ihre ordnende und einheitsstiftende Kraft *allem* Wissen seinen Platz anweisen konnte, es in Philosophie verwandelte und so Philosophie zur Wissenschaft schlechthin erhob — eine Wissenschaftskonzeption, die sich, wie Schnädelbach in einem Abschnitt über die Humboldt-Universität zeigt, auch institutionell in der Zentralstellung der Philosophie auswirkte. Mit dem Zusammenbruch des absoluten Idealismus ist dieser Status der Philosophie im Kanon der Wissenschaften angeschlagen, und im Feld der Philosophie selbst setzt ein Gerangel zwischen verschiedenen Richtungen um die vakante Führungsposition ein. Eine Stärke der Arbeit Schnädelbachs liegt darin, die Bemühungen der Philosophen um eine neue Absteckung und Fundierung eines spezifisch philosophischen Kompetenzbereichs als Reaktion auf diesen Problemdruck verständlich zu machen.

Als Ergebnis dieser Krise notiert er — unterstrichen durch seine problemgeschichtliche Darstellung — das Entstehen von relativ selbständigen und konsistenten Problemkomplexen, die sich aus der Hegelschen Systematik ausgliedern und von ihr absetzen. Schnädelbach behandelt sie in den Kapiteln »Geschichte«, »Wissenschaft« (das Verhältnis der Philosophie zu den Naturwissenschaften), »Verstehen«, »Leben«, »Sein« und in einem »Epilog: Der Mensch«. Da diese Themen für Schnädelbach auch den gegenwärtigen Problembestand der Philosophie repräsentieren, gelte es, die »unmittelbare Vorgeschichte dessen ..., was wir philosophisch als unsere Gegenwart ansehen« (15), auf eine philosophierende Weise anzueignen (16).

Schnädelbach will zu diesem Zweck »das philosophische Denken ... an seinem eigenen Ort und in seiner eigenen Gegenwart« (14) kennenlernen. Diese Konzeption einer Geschichtsschreibung hat sicher ihr Recht gegen Versuche, einfach das heutige Selbstverständnis der Philosophie in die Vergangenheit zu projizieren, um sich dann in ihr wiederzuerkennen. Allerdings gerät dieser Versuch bei Schnädelbach zu einer Geschichtsschreibung vom Standpunkt der an den Universitäten und Akademien — die mit dem eigenen Ort des Denkens identifiziert werden — jeweils herrschenden Meinung. Die Geschichte der Philosophie als Geschichte der Zensur, Repression und Verfolgung wird so stillschweigend akzeptiert und sanktioniert.

Das führt beim Umgang mit Marx zu eigenartigen Effekten. Der zeitgenössische Marx und seine Kritik an der Philosophie als ideologischer Form, mit der er ja auf die Krise der Philosophie reagiert, wird mit dem Attribut »unzeitgemäß« (14) aus diesem

Abschnitt der Philosophiegeschichte verwiesen. Als Lukács, d.h. als ins Philosophisch-Hegelianische retransformierter Marx, wird er zur Gegenwart der Philosophie erklärt (13). Die wichtige Einsicht, daß heutiges Philosophieren ohne Marx »undenkbar« (14) sei, bekommt so eine Schräglage zur Frankfurter Schule.

Zum anderen ist an eine Philosophiegeschichte, die die Entwicklung der Philosophie bis zum Nazismus zu ihrem Gegenstand macht, der Anspruch zu stellen, daß sie die Modifikationen der Philosophie in der Weimarer Republik auch unter dem Gesichtspunkt des Vorfaschismus untersucht und die Punkte aufzeigt, von denen aus sich die Faschisierung der Philosophie begreifen läßt. Von Schnädelbach bekommt man zu diesem Punkt fast keine Auskunft. Einzig bei der Lebensphilosophie gesteht er eine Traditionslinie von Nietzsche und Spengler zu den faschistischen Philosophen Baeumler, Krieck und Rosenberg zu, verteidigt jedoch die lebensphilosophische Frage nach der »Wahrheit des Irrationalismus« vor einer Abfertigung mit dem Faschismusverdacht (174). Generell gibt er zum Verhältnis von Philosophie und Faschismus die beunruhigend beruhigende Versicherung: »Nach Auschwitz war in Deutschland fast alles anders als es vorher war; das meiste von dem, was nicht dahingeführt hatte, mußte wieder neu angeeignet werden.« (16)

Wenn überhaupt, dann hängt die Philosophie bei Schnädelbach nicht als Wegbereiterin, sondern als Abwesende, als krisenbedingt fehlende Sinn- und Bildungsmacht, die unzuständige Mächte in ihren Kompetenzbereich eindringen läßt, mit dem Faschismus zusammen. Das »Sinn- und Orientierungsvakuum, das die moderne Wissenschaft ... hinterläßt, (konnte) unter den spezifischen Bedingungen deutscher Bildungsgeschichte so leicht durch eine nur schlecht verhüllte Machtideologie ausgefüllt werden ...« (45). Schnädelbach übersieht hier die Bedeutungserhöhung, die die Philosophie im Zuge ihrer Faschisierung erfährt und umgekehrt dem Faschismus zukommen läßt. Heidegger erklärt 1933 in seiner Rektoratsrede alle Wissenschaft für Philosophie und macht das »Philosophische« zur Gelenkstelle, über die die Selbstgleichschaltung der Universität laufen soll.

Die gegenüber dem Faschismus fehlende Sinn- und Orientierungsleistung der Philosophie erwartet Schnädelbach in besonderem Maße von der philosophischen Anthropologie (vgl. dazu seinen »Epilog: Der Mensch«). Nun läßt sich aber gerade an der philosophischen Anthropologie die Faschisierung der Philosophie verdeutlichen. Eine der erfolgreichsten Reaktionen auf die »Krise der Philosophie«, Gehlens Reorganisation der Philosophie als biologisch fundierte Anthropologie, entsteht im NS (*Der Mensch*, 1940): ein Versuch, die ideologischen Mächte Staat, Recht und Religion von einem biologischen Menschenkonzept aus neu zu fundieren, der von Gehlen auch in ein Vorordnungsverhältnis zu den faschistischen Rassetheorien gesetzt wird (vgl. dazu W. Rügner, *Philosophische Anthropologie und Epochenkrise*, Köln 1979, v.a. 100ff.; Rezension in *Das Argument* 120/1980, 264f.). Der hier noch ausstehenden kritischen Auseinandersetzung und Aufarbeitung der philosophischen Tradition weicht Schnädelbach aus; Gehlens Projekt wird in einem Satz als Auflösung der Philosophie in die empirische Wissenschaft erledigt (265). Es ist bedenklich für das Selbstverständnis der Philosophie, ihre Traditionslinien, wie Schnädelbach das tut, ungebrochen durch den Faschismus hindurch ins 19. Jahrhundert zu legen.

Gerwin Klinger (Berlin/West)

Georg Lukács: Wie ist Deutschland zum Zentrum der reaktionären Ideologie geworden? Herausgegeben von László Sziklai. Akadémiai Kiadó, Budapest 1982 (218 S., br.)

Gut acht Jahre nach der Niederschrift seines Manuskriptes »Wie ist die faschistische Philosophie in Deutschland entstanden?« (vgl. die Rezension im *Argument-Beiheft* '84, 31f.) schrieb Lukács in Taschkent zwischen 1941 und 1942 diese zweite, grundsätzlich mit der Ideologie des Faschismus abrechnende Arbeit. Deutliche Spuren hat die gewan-

delte Signatur der Zeit auch in ihr hinterlassen: so macht sich Lukács etwa nach den ersten Niederlagen der deutschen Armee bereits erste Gedanken darüber, an welches Erbe es nach der endgültigen Beseitigung des Faschismus in Deutschland anzuknüpfen gilt (vgl. 204ff.), und er begreift nun auch nach den Beschlüssen des VII. Kongresses der Komintern und Dimitroffs Bericht, aus dem er gegen Ende seiner Schrift eine Passage zitiert (vgl. 216f.), die Sozialdemokraten nicht mehr als Sozialfaschisten und Klassengegner, sondern spricht lediglich von der kompromittierenden und zersetzenden Kraft des Reformismus während der Weimarer Zeit (vgl. 155f.). Seinen entschiedensten Ausdruck aber findet Lukács' neue Einschätzung in der Formulierung der Alternative »Faschismus oder Humanismus«, wo es früher noch apodiktisch und »sektiererisch starr« (L. Sziklai, 9) »Faschismus oder Bolschewismus« hieß. Vergleichsweise enger, dafür aber in den engen Grenzen sehr viel ausführlicher fällt die Beschäftigung mit den irrationalen Tendenzen in der deutschen Philosophie aus, die hier fast ausschließlich auf Schopenhauer und Nietzsche reduziert erscheint, wie Lukács überhaupt »die Abrechnung mit Nietzsche« jetzt »für einen Zentralpunkt der Entwurzelung der reaktionären Ideologie in Deutschland« hält (214). Direkt auf die »Zerstörung der Vernunft« voraus weist Lukács' Argumentation von der indirekten Apologetik des Kapitalismus in den Philosophien Schopenhauers und Nietzsches und von deren Bedeutung für die romantisch-schwärmerische, antikapitalistische deutsche Intelligenz nach 1848 und vor allem nach der Reichsgründung (vgl. 31ff., 35, 109ff.). Geradezu offenkundig ist die Textgleichheit zwischen dem ersten Kapitel »Der historische Weg Deutschlands« und dem ersten Kapitel aus der »Zerstörung der Vernunft«, das nur durch später eingefügte Zusätze von dem älteren Manuskript abweicht. So ist denn schließlich auch das Hauptanliegen von Lukács' großer Arbeit explizit schon in der Taschkenter Schrift formuliert, wenn er den bürgerlich-liberalen Verteidigern Schopenhauers und Nietzsches entgegenhält, daß »im geschichtlichen Leben (...) nicht die Absicht (entscheidet), sondern das objektive Ergebnis der geleisteten Tat. Und diese Tat war die allmähliche Destruktion der humanistischen Weltanschauung in Deutschland« (189). Werner Jung (Aachen)

Heidegger, Martin: Die Selbstbehauptung der deutschen Universität/Das Rektorat 1933/34. Vittorio Klostermann, Frankfurt/M. 1983 (43 S., br., 9,80 DM)

Der erste Text ist der Wortlaut der Rektoratsrede vom 27. Mai 1933 (im folgenden I); der zweite Text ist »kurz nach dem Zusammenbruch 1945« (Hermann Heidegger) verfaßt und erstmals veröffentlicht (im folgenden II).

Was rechtfertigt die Wiederherausgabe einer Rede, hinter deren Wirkung jede Motivation sekundär erscheinen muß? Selbst wenn die erstmals publizierte Selbstverteidigung Heideggers Unverständnisse und Mißverständnisse beseitigte, was wir im folgenden zu überprüfen haben, bleibt ein Faktum: Daß nicht irgend jemand, sondern Martin Heidegger das Rektorat übernommen hat, daß nicht irgendwer diese Rede hielt, sondern der bedeutendste Philosoph der Zeit, der an einer deutschen Universität etabliert war. Heute hat dieser Kontext eine zusätzlich gewendete Bedeutung: Die Hochschulen stehen, nach knappen 15 Jahren relativer Gesellschaftsorientierung vor einer neuartigen Kraftprobe bezüglich ihrer »Selbstbehauptung«. Die öffentliche Wahrnehmung von Wissenschaft schwankt zwischen Unterwerfung unter Expertenurteile und Verweigerung gegenüber dem Erklärungspotential innerhalb des rationalen Diskurses. Eben diese Verweigerung war aber Heideggers Motiv, in seiner Rektoratsrede den Diskurs der Realität des Dritten Reiches preiszugeben, damit aber diese Realität zu verstärken. Das Akzeptieren der Ursprungsargumentation von Wissenschaft für das »Jetzt« belegt dies. Den Griechen wird zustimmend abgeleitet: »Eben deshalb muß das Wissen seinen höchsten Trotz entfalten, für den erst die ganze Macht der Verborgenheit des Seienden aufsteht, um wirklich zu versagen. So öffnet sich gerade das Seiende in seiner unergründbaren Unabänderlich-

keit und leiht dem Wissen seine Wahrheit« (I/11), und: »Wissenschaft ist das fragende Standhalten inmitten des sich ständig verbergenden Seienden im Ganzen. Dieses handelnde Ausharren weiß dabei um seine Unkraft vor dem Schicksal« (I/12). Man kann Heidegger abnehmen, daß er sich mit dieser Haltung zugleich gegen das erstarrte »Alte« und das politisch-funktionalisierte »Neue« wenden wollte: »Das 'Neue' war inzwischen aufgetreten in der Gestalt der 'politischen Wissenschaft', deren Idee auf eine Verflächung des Wesens der Wahrheit gründet. Das 'alte' Ende war das Bestreben, beim 'Fach' zu bleiben ..., jede Besinnung auf die Wesensgrundlagen als abstrakt-philosophisch abzulehnen oder allenfalls doch nur als äußere Verzierung zuzulassen, nicht aber als Besinnung zu vollziehen und *aus diesem Vollzug* zu denken, zur Universität zu gehören« (II/22ff.).

Die Rechtfertigung gegenüber der eigentlichen Rektoratsrede allerdings ist so wenig glaubwürdig, daß auch deren »Meinung« fraglich wird. 1945 ist es nicht mehr zulässig, das rasche Abgehalfertwerden auf ein Bündnis zwischen »alt« und »neu« zurückzuführen, wie Heidegger das tut, wenn er seine Haltung als Rektor begründet: »Auf diese Weise hoffte ich, dem Vordringen ungeeigneter Personen und der drohenden Vormacht des Parteiapparates und der Parteidoktrin begegnen zu können.« (II/24) Wenn man sich auf diese Weise gegen die politisierte Wissenschaft wehrt, dann ist das natürlich eine Schutzbehauptung, denn die Alternative war ja nicht: Alte, faschismusbegünstigende Wissenschaftsstrukturen *oder* NSDAP-Wissenschaft, sondern sie bestand in der Erkenntnistheorie und -praxis derer, die überwiegend keinen Zugang zur Wissenschaft an Universitäten und zu ihren Institutionsformen im Sinne von Heidegger finden konnten: Gerade das Ausschalten einer republikanischen, demokratischen, sozialistischen, kritisch fundierten Wissenschaft macht die Kritik des »Alten« so unerträglich banal. Ist es kein Zynismus, so muß es unverständliche, schuldhaft Ignoranz sein, wenn Heidegger 1945 fragt: »Aber wenn man schon Schuldige sucht und nach der Schuld bemißt: Gibt es nicht auch eine Schuld der wesentlichen Versäumnis? Diejenigen, die damals schon so prophetisch begabt waren, daß sie alles kommen sahen, wie es kam — so weise war ich nicht —, warum haben sie fast 10 Jahre gewartet, um gegen das Unheil anzugehen? Warum haben 1933 nicht die, die es zu wissen meinten, warum haben damals nicht gerade die sich aufgemacht, um alles und von Grund aus ins Gute zu lenken?« (II/26) Man müßte umgekehrt fragen, ob nicht dem wachen Intellekt Heideggers organisierte Brutalisierung, Vertreibung, Ermordung und das Exil gerade der potentiellen Kritiker vorhersehbar waren?

Heidegger gibt drei Begründungen (II/23f.) an, weshalb er das Rektorat doch angenommen hatte: Eine Selbsttäuschung bezüglich der Erneuerung, eine versuchte Immunsierung der Universität gegen die Naziindoktrination und eine Abschwächung gegen den Parteidruck. Heidegger fundiert das »Neue« ideologisch und pragmatisch in der Rektoratsrede. Ideologisch: »Eine geistige Welt allein verbürgt dem Volke die Größe. Denn sie zwingt dazu, daß die ständige Entscheidung zwischen dem Willen zur Größe und dem Gewährlassen des Verfalls das Schrittesgesetz wird für den Marsch, den unser Volk in seine künftige Geschichte angetreten hat.« (I/14) Pragmatisch: »Denn das entscheidende im Führen ist nicht das bloße Vorgehen, sondern die Kraft zum Alleingehenkönnen, nicht aus Eigensinn und Herrschgelüste, sondern kraft einer tiefsten Bestimmung und weitesten Verpflichtung. Solche Kraft bindet an das Wesentliche, schafft die Auslese der Besten und weckt die echte Gefolgschaft derer, die neuen Mutes sind. Aber wir brauchen die Gefolgschaft nicht erst zu wecken. Die deutsche Studentenschaft ist auf dem Marsch.« (I/14) Das meint die SA. Mehrfach sind die »Führer« und »Hüter« des Volkes positiv angesprochen (I/16, I/17), um Heideggers Vision zu garantieren — nur denken die Machthaber natürlich nicht daran, solchen Aufruf ernstzunehmen, wie Heidegger selbst weiß (II/30ff.). Abgelehnt werden ist ja nicht automatisch der Beweis

für Widerstand, allenfalls für eine andere Machtbasis der Ablehnenden. Und was sollen die Klagen über die Studentenführung (II/31, 34 u.a.), wenn die Studentenschaft auf dem richtigen Weg ist (I/14ff.)? Daß sich Heidegger vor 1933 den akademischen Ämtern verweigert hatte, dann aber Rektorat und NSDAP-Mitgliedschaft naiv-zukunftsfröh-distanziert annimmt (II/33, indiziert ja deutlich einen Wandel seines Politikverständnisses durch die Nazirealität. Und hier verhält sich der bedeutende Philosoph nicht anders als seine inferioren Kollegen: Die Verweigerung gegenüber der republikanischen Demokratie, die Verweigerung gegenüber den Möglichkeiten des Weimarer »Systems«, der Abscheu vor Vermassung, Nivellierung, Kulturverfall etc. hindern sie wie ihn nicht, nun plötzlich Aktivität, sei sie auch distanziert, im neuen System zu entfalten: Es muß also eine latente Bereitschaft aktiviert worden sein, die auch mit der Schärfe des Denkens und des philosophischen Systems kompatibel war. Also muß auch Heidegger eine Realitätswahrnehmung gegenüber der Basis gehabt haben, der gegenüber Naivität oder gar das Schlimmste-verhüten-Wollen als Argumente nicht brauchbar sind. Von den Vorwürfen und der Kritik an Heidegger ist von daher nichts zurückzunehmen.

Wenn wir nun zu inhaltlichen Klarstellungen gehen, die uns insbesondere die Aufzeichnungen von 1945 erlauben, dann mag dies vor allem dazu dienen, die scheinheilige Kritik an Heidegger durch jenen unreflektierten Antifaschismus zurückzuweisen, der in der Nachkriegsschule der Sprangers, Flitners, Wilhelms etc. offenbar weit weniger Reibungspunkte sah; zeitweilige scheinbare Nichtaktualität von Heideggers Philosophie wurde ausgenutzt, sich *gefährlos* von ihm zu distanzieren und seine Philosophie für eine »Renaissance« aufzusparen, die aus der Distanz zur Person ebenso gefährlos bewerkstelligt werden könnte, wie das z.B. Schirmacher tut (in: *Cult* 1/81). Einige Themen in Heideggers Darstellungen sind für sich bedenkenswert, ohne gleich zu entschuldigen: Die Verbindung von Hochschulautonomie und Kant ist gleichzeitig Polemik (I/18ff., II/28ff.) und wäre als Kritik des alten Wissenschaftssystems diskutabel und auch heute ähnlich zu formulieren, wenn man sich die jüngste Diskussion um Studierfähigkeit und staatliche Bürokratiegewalt vor Augen hält. Wer aber so ausgefeilte und diskursfähige Thetik in Anspruch nimmt, darf nicht die Aussage von 1933 zwölf Jahre später zukleben: »Die zweite Bindung [der Studentenschaft; d. Verf.] ist die an die Ehre und das Geschick der Nation inmitten der anderen Völker. Sie verlangt die in Wissen und Können gesicherte und durch Zucht gestrafte Bereitschaft zum Einsatz bis ins letzte. Diese Bindung umgreift und durchdringt künftig das ganze studentische Dasein als *Wehrdienst*.« (I/15) Demgegenüber 1945: »Den 'Wehrdienst' aber habe ich weder in einem militaristischen, noch in einem aggressiven Sinne genannt, sondern als Wehr in der Notwehr gedacht.« (II/27) Dies ist schlichter Unsinn. Dazu ist die äußerst konservative Logik der Rede von 1933 viel zu konsequent, und der Wehrdienst war als solcher gemeint, wie anders hätte ein so sprachpenibler Philosoph hier die Syntax der neuen Machthaber unkommentiert übernehmen können? Mit der Rechtfertigung 1945 hat der Philosoph sich desavouiert auch in seiner Bedeutung durch früher oder anderswo Gesagtes. Kein Bedauern, kein Schrecken, keine Schuldübernahme ringt ihm sich ab, höchstens ein »Was wäre gewesen, wenn ...« (II/25) mit läuternder Absicht. Sich zugute zu halten, daß Heidegger das Judenplakat verboten hatte, daß ihm SA und braune Bonzen unbedarft ablehnend gegenüberstanden, daß seine Seminare für auch bedarften Nachwuchs attraktiv blieben — welcher Pipifax angesichts der »großen Zeiten«. Immerhin, Heidegger wurde nie verfolgt, noch 1942 und 1943 wurden Schriften von ihm verlegt, die ihm auferlegten Behinderungen waren weit harmloser als die in der BRD gegen Peter Brückner verhängten.

Neokonservative Kulturkritik wird sich mit vielem identifizieren können, was Heidegger 1933 und 1945 gesagt und geschrieben hatte, sie wird auf das Denkniveau des Philosophen dabei verzichten. Die Wunde der deutschen Nachkriegsintellektualität ist in bei-

den deutschen Staaten offen. Für die BRD ist im derzeitigen Zustand »der Wende« die Fragestellung Heideggers ein recht solides Fundament, die demokratische »Verwirrung« der 60er und 70er zu begründen. Darüber hinaus müssen wir uns aber fragen, warum konservative oder gar reaktionäre Denker oft in ihrer Kulturkritik Zustände treffen, denen gegenüber die Linke larmoyant, sprachlos oder zu abstrakt bleibt. Auch solche Fragen sollten die Lektüre der beiden Texte begleiten. Die Fähigkeit zu gutem Denken hat noch nie vor sozialer oder moralischer Korruption bewahrt. Selten aber wurde Gewalt so wirkungsvoll eingenebelt wie durch Martin Heidegger. Michael Daxner (Osnabrück)

Gerlach, Hans-Martin: Martin Heidegger. Denk- und Irrwege eines spätbürgerlichen Philosophen. Akademie-Verlag, Berlin/DDR 1982 (231 S., br., 32 Mark)

Gerlach versucht, die Einflußnahme unterschiedlicher philosophischer Richtungen (Neukantianismus, Lebensphilosophie, Phänomenologie) auf Heidegger nachzuweisen. Als Entstehungsbedingungen seiner »Existenzphilosophie« erkennt er gesellschaftliche Entwicklungen, Umbrüche zu Beginn dieses Jahrhunderts: neue Probleme waren aufgeworfen, »die im Rahmen traditioneller bürgerlicher philosophischer Richtungen und Schulen entweder gar nicht oder nur unbefriedigend weltanschaulich und methodisch beantwortet werden konnten«. In Zeiten zunehmender »Verunsicherungen der Lebenswelt« hat die Frage nach dem Sinn von Normen und Werten Bedeutung; die Bourgeoisie sieht sich vor die Aufgabe gestellt, »neue Sinngehalte für ihr eigenes Weltverständnis zu finden« (72).

In Gegnerschaft zur »immer mächtiger und einflußreicher werdenden Philosophie des Proletariats« (IX) ist Heideggers Philosophie ein Angebot an die (klein)bürgerliche Intelligenz, die nach einer »Erlösungsideologie im Bereich des Subjektiven, fern ab von aller gesellschaftlichen Bindung« (15/16) sucht. Nach Gerlach wird Heidegger dadurch zum ideologischen Wegbereiter des Faschismus, daß er »individuelle Lebenserfahrungen des spätbürgerlichen Menschen (...) zu anthropologischen Grundkonstanten heraufstilisiert« — der seine Schatten vorauswerfende Tod, das von seinem Ende her bestimmte Dasein, die Bereitschaft, in den Tod »vorzulaufen« als Elemente in seinem Diskurs werden im Dienste der bürgerlich-imperialistischen Gesellschaft »umfunktioniert« (137/138). Die »Betonung einer inhaltsleeren Entschlossenheit und einer heroischen Pseudoaktivität« ist geeignet »für die Füllung mit politischer Demagogie« (40). In diesem Zusammenhang bleiben Gerlachs Ausführungen sehr unbestimmt. Heideggers Rektoratsrede ist zugeschnitten auf die »ideologischen Bedürfnisse« (welche?) des deutschen Faschismus (136). Komplikationen mit dem Nazi-Regime sieht er wesentlich als »Differenz zwischen der Esoterik der Heideggerschen Philosophie und der ... plumpen Blut-und-Boden-Ideologie« (155) der Nazis andererseits.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Problematik des Subjektivismus. Indem Dasein in seinem »Sein und Zeit« in absoluter Vereinzelung in der Welt steht, hat die spätbürgerliche Philosophie hier den »Gipfelpunkt des philosophischen Subjektivismus« erreicht als Eröffnung einer neuen Ausdrucks-Dimension des bürgerlichen Individualismus (50). Der Sinn von »Sein« wird auf neue Art erschlossen: »Heideggers Fundamentalontologie ... wendet sich gegen den antiken und klassisch-idealistischen Prozeß der Verselbständigung idealistisch-essentieller Wesenheiten in einer über allen Realitäten (Seienden) liegenden Ebene *reiner zeitloser* geistiger Abstraktionen, welche ein Sein *höherer Ordnung* waren und dem konkret Seienden als einzig wahres Sein gegenüberstanden.« (90/91) Gerlach sieht Heidegger bei dem »Gegenpol dieses Verhältnisses«, dem Subjekt, das dieser nicht rationalistisch auffaßt, »sondern als ein geschichtliches, um seine Endlichkeit wissendes und fühlendes Wesen, das um sein Sein in dieser Welt besorgt ist« (100). Doch läßt sich Heideggers fundamentalontologisches Projekt so bestimmen? »Dasein als In-

der-Welt-sein« bezeichnet Gerlach als das »existentialistische Subjekt-Objekt-Verhältnis« und bringt es in Gegensatz zur »tatsächlichen Subjekt-Objekt-Dialektik« (105). Die »philosophische Grundfrage« wird hier zum hinderlichen Strukturmoment in seinem Text.

Wolfgang Neuhaus (Berlin/West)

Gadamer, Hans-Georg: Heideggers Wege. Studien zum Spätwerk. Verlag J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1983 (166 S., br., 28,- DM)

Wer sich mit Heidegger beschäftigt, sollte nicht versäumen, diese Sammlung von 15 Aufsätzen zur Kenntnis zu nehmen. Sie leistet mehr als das Vorwort verspricht, nämlich »den Leser vor dem Irrtum zu bewahren, in Heideggers Abkehr vom Gewohnten Mythologie oder poetisierende Gnosis zu vermuten«. Gadamer zeigt, in welche geistige Konjunktur Heideggers Philosophie eingriff, wie »ein von den großen Fragen und letzten Dingen Bedrängter bis in die letzten Fibern seiner Existenz erzitternd« Fragestellungen aufwirft, die einer »von den Schrecken der Materialschlachten des ersten Weltkrieges gelähmten Generation auf den Nägeln brannten« (21). Es galt nicht weniger zu leisten, so Gadamer, als die seit einem Jahrhundert aufgerissene Kluft zwischen der akademischen Philosophie und dem weltanschaulichen Bedürfnis zu schließen.

Die Bildungselite war nach der Niederlage des deutschen Kaiserreichs und den revolutionären Bestrebungen der Arbeiterbewegung in eine tiefe Identitätskrise gestürzt, die sie als »Kulturkrise« abbildete. Die Hegemoniekrise des Bürgertums hatte sie, zumindest vorläufig, ihrer ideologischen Funktion entkleidet. »Die Akademiker ... waren die eigentlich Geschlagenen des Weltkrieges. Ein Tatbestand, der durch den Umsturz von 1918 quittiert wurde. Die Führung hatte versagt.« So stellte sich die Situation dem Weimarer Pädagogen Werner Picht dar. Gadamer spricht rückschauend vom »Bewußtsein einer umfassenden Orientierungslosigkeit, (die) die geistige Situation der Zeit um 1918 (erfüllte)« (10). In der Weltabgewandtheit des Neukantianismus und des herrschenden Bildungsidealismus ortete man auf seiten der Philosophie die Verantwortlichen. In diese Konstellation griff Jaspers und dann Heidegger ein. Psychologie der Weltanschauungen und Eigentlichkeit des Daseins waren neue Themen, von denen man im »Zeitalter der Erkenntnistheorie« (14) nichts zu hören bekommen hatte. Die nahezu prophetische Wirkung, die Gadamer Heideggers öffentlichen Auftritten zuschreibt, wird auch von anderen zeitgenössischen Beobachtern bezeugt. Sie beruhte nicht zuletzt, wie man den biographischen Berichten Gadamers entnehmen kann, auf der von Heidegger virtuos gehandhabten Kunst der Selbstdarstellung. Gadamer behandelt aber in seiner Aufsatzsammlung nicht nur Heideggers Eingriff in die philosophischen Diskurse der 20er Jahre — sein Anliegen ist die Konstruktion von Kontinuität im Denken Heideggers über die »Kehre« hinaus. Sie beruht auf dem strikt immanenten Zugang zu seinem Werk, der jede soziale Verortung des Heideggerschen Denkens aus der »Wirkungsgeschichte« eliminieren möchte. Nichts erfährt man über Heideggers Nähe zum Nationalsozialismus, über Verwandtschaften seiner Konzepte mit faschistischem Denken. Heideggers politische Ambitionen kommen nur in der bis zum Überdruß bekannten Variante von der irr-tümlichen Verstrickung in die Außenwelt vor.

Jörg Tuguntke (Berlin/West)

Ariel del Val, Fernando: Historia e Ilegitimidad. La quiebra del Estado liberal en Ortega. Fragmentos de una sociología del Poder. Editorial de la Universidad Complutense, Madrid 1984 (329 S., br.)

Der spanische Philosoph und Kulturkritiker José Ortega und Gasset-Autor von »Die Aufgabe unserer Zeit« und »Der Aufstand der Massen« — ist seit den letzten Jahren der Weimarer Republik in Deutschland bekannt. Die deutsche Rezeption von Ortega kennzeichnet sich durch ihre Kontinuität, die keineswegs von dem Zusammenbruch der Weimarer Republik oder später des Dritten Reiches gestört wurde. Ortegas Philosophie ge-

wann 1949 mit seiner Vortragsreise durch die Bundesrepublik großen Widerhall in politischen Kreisen. Seine Ideen haben eine Rolle in der Politik des westlichen Nachkriegsdeutschlands gespielt (vgl. dazu F. Sanchez Blanco, »Ortega y Gasset: Philosoph des Wiederaufbaus?« in: *Nachkriegsliteratur* 2, AS 116/1984).

Del Val — der mit Veröffentlichungen über liberalistische und faschistische Ideologie u.a. in der spanischen Zeitschrift »Cuadernos de realidades sociales« hervorgetreten ist — will aufzeigen, daß die Philosophie Ortegas die Konzeption eines liberalistischen Faschismus darstellt. Dabei versucht er, den Zusammenhang herzustellen zwischen der spanisch-liberalen Staatskrise und der theoretisch-ideologischen Umarbeitung dieser Krise im Diskurs Ortegas.

Um zu zeigen, wie Ortega seine Auffassung eines faschistischen Liberalismus herausarbeitet (XXI), setzt sich der Autor mit dem Geschichts- und Gesellschaftsbegriff Ortegas auseinander. Für Ortega ist der Mensch von Natur aus (157) historisch. Dies besagt, er kann nur durch die Vermittlung der Vergangenheit sein Sein erwerben (150). Die Geschichte wird von verschiedenen Generationen vollzogen. Jede »Generation« ist ein in sich geschlossener sozialer Körper, die aus einer »Elite« und ihrer entsprechenden »Masse« besteht (83). Die Mitglieder dieser Eliten haben die Aufgabe, das menschliche Leben zu rekonstruieren (vgl. 118, 157). Andererseits sind die konstitutiven gesellschaftlichen Handlungen für Ortega die »Bräuche«. Sie werden als unter gesellschaftlichem Druck ausgeführte Handlungen definiert. Sie sind außerdem irrational und nicht intelligibel. Das soziale Leben ist folgendermaßen aufgeteilt: auf der einen Seite das Individuum als das persönliche (eigentliche, wahre) Leben verstanden, auf der anderen Seite die Gesellschaft, die durch von außen durchgesetzte »Bräuche« konstituiert wird (151). Das wesentliche des authentischen Lebens ist für Ortega die »Einsamkeit«. Alles, was diese »Einsamkeit« bedroht, wird als nicht authentisch aufgefaßt (164). Schließlich wird die Gesellschaft als Abstoßungsverhältnis zwischen den Individuen definiert. Daher die Notwendigkeit des Staates und die Herrschaft der Eliten über die Massen (163). Wenn die Massen nach der Vernichtung von Herrschaft streben und sich den Eliten nicht mehr unterwerfen, beginnt das Zeitalter der »historischen Illegitimität« (244) als Antwort auf den Legitimationsverlust der Autorität.

Für del Val bewegt sich Ortega innerhalb der Spannung zwischen Liberalismus und Demokratie. Wenn die Autoritätskrise auftritt, wird diese Spannung zerstört und somit wird der totalitäre Staat und der faschistische Liberalismus gerechtfertigt (124). Del Val begreift die ideologische Umarbeitung Ortegas als eine Antwort auf die Legitimationskrise des Liberalismus in Anlehnung an Habermas. Seine Hauptthese lautet: Diese Umarbeitung wird als historisch-universelle Möglichkeit der politischen Praxen postuliert und zugleich von der Falange-Bewegung als geschichtliche Möglichkeit eines politischen Programmes integriert (303). Dabei macht sich del Val Horkheimers Faschismusbegriff von 1938 zu eigen und erklärt den spanischen totalitären Staat zur einzigen notwendigen politischen Form, die damals das kapitalistische System legitimieren konnte (vgl. 31, 46).

Tatsächlich beschränkt sich del Val in seiner Analyse auf die Entlarvung von Klasseninteressen in der Philosophie Ortegas, daher sein Interesse an Begriffen, die falsches Bewußtsein bezeugen (29) und zur Legitimierung der bürgerlichen Gesellschaft dienen. So bleibt das Buch letztlich in einer ökonomistisch-reduktionistischen Auffassung von Faschismus und Ideologie befangen. Die spezifische Artikulation der faschistischen Ideologie tritt in den Hintergrund. Indem die ganze Philosophie Ortegas tendenziell als faschistisch aufgefaßt wird, kommt die Analyse der Umarbeitung der ideologischen Elemente zu kurz. Dennoch ist es verdienstvoll, die Frage nach der Grauzone der Übergänge zwischen Liberalismus und Faschismus am Beispiel Ortegas aufgeworfen zu haben.

Marta Zapata (Guadalajara-Berlin/West)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Meise, Helga: Die Unschuld und die Schrift. Deutsche Frauenromane im 18. Jahrhundert. Verlag Guttandin & Hoppe, Berlin/Marburg 1983 (276 S., br., 19,80 DM)

Das Buch Helga Meises ist in der Darstellung und Interpretation zahlreicher zum großen Teil unbekannter Frauenromane aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ein außerordentlich wichtiger Beitrag zur Genese und Phänomenologie des weiblichen Charakters in der bürgerlichen Gesellschaft. »... aus der Montage der thematischen Aspekte einerseits und der Überschneidung der Texte andererseits entsteht facettenartig das Modell einer 'Weiblichkeit', die Linien einer weiblichen Identität.« (10) Die akribische Erarbeitung dieses Programms bei Helga Meise nachzulesen, ist wahrhaft aufregend. Es gelingt ihr, die heute nur schwer wieder zu lesenden, verstummten Texte so zum Sprechen zu bringen, daß sie uns als Stimmen unserer geschichtlichen Erfahrung hörbar werden. Damit korrespondiert ihr Ansatz, nicht das Verschwinden der Frauen im Diskurs nur nochmals zu bestätigen, sondern auch ihr Schweigen und Verstummen als in den Romanen thematisiert und damit sprechend darzustellen.

Dieser Ansatz ist theoretisch und strategisch von großer Bedeutung. Überdenkenswert wird nach Helga Meises Buch, wieweit die These vom Verschwinden und Schweigen der Frauen die problematische Trennung von öffentlich und privat und die Apologie des öffentlichen Bereichs nur reproduziert. Denn mit der Entwicklung der Produktions- und Verkehrsformen der bürgerlichen Gesellschaft verschwanden die Frauen nicht in der Familie, im Haushalt — sie erhielten vielmehr dort ihren Ort. Daß seit der Auflösung des »ganzen Hauses« die Rolle der Frau (und, dies wäre hinzuzufügen, auch die des Mannes) zu problematisieren, zu bestimmen, zu ordnen war, machte die Frau auch zum Gegenstand der Pädagogik des 18. Jahrhunderts und der pädagogischen Intention der Frauenromane selbst. Es ging um die Entwicklung einer weiblichen bürgerlichen Identität, nicht um deren Verlust — das ist eine wichtige Lehre aus Helga Meises Forschungen.

Die Fiktion dieser Identität ist freilich teuer erkaufte. Was die Ordnung der Individualität in den Individuen selbst immer bedroht, ist der sich ständig verschärfende Kontrolle und schließlich der Bestrafung auch durch das Ich ausgesetzt; die Romanheldinnen, die sich der Ordnung widersetzen oder bei denen eine solche Abweichung vermutet werden kann, erkranken. Als Kranke werden sie Gegenstand der ärztlichen Kontrolle, als schließlich Gestorbene widersprechen sie nicht mehr dem Bild der Vollkommenheit und Schönheit, das als Gemälde oder als Denkmal von ihnen bleibt. Als Gegenstand medizinischer und pädagogischer Kontrolle wird der eigene Körper dem Begehren entzogen. Aber auch der fremde Körper soll nicht mehr wahrgenommen werden. Weibliches Begehren soll sich erschöpfen im Begehrtwerden durch den Mann, männliches Begehren wird gespalten in einen gewissermaßen befriedeten Teil, den die tugendhafte Frau, die Frau, »wie sie sein soll«, annehmen kann, und in einen animalischen Teil, der diese bedroht. Erschreckend ist es, wie diese alte Erkenntnis in den Frauenromanen konkret vollzogen wird: in der Krankheit und dem Tod der Heldinnen. Aus dem Blick gerät offenbar den Autorinnen der Romane, was gleichzeitig mit dem männlichen Körper geschieht. Problematisch für die Tragfähigkeit des theoretischen Ansatzes *und* für seine strategische Relevanz ist es, daß auch Helga Meise diesen Gegenstand ausklammert. Diese Behauptung bedarf der Erläuterung. Helga Meise geht von der Überlegung aus, daß es fruchtlos wäre, den Ort des Weiblichen in der bürgerlichen Gesellschaft entweder als bloße Verdoppelung und Bestätigung des bürgerlich Männlichen, oder aber als aus dem offiziellen Diskurs ausgeklammerte Differenz, als Verschwinden, zu bestimmen. Die im Sinne von Emanzipation unselige Polarisierung ist zu unterlaufen durch eine doppelte Sehweise des Weiblichen: Es ist ernstzunehmen und gewinnt seine Spannung aus dem Uneingelösten, sichtbar in der Gleichzeitigkeit und dem Hin und Her von An-

und Abwesenheit; auf der sprachlichen Ebene heißt das: von Sprechen und Schweigen. Der Bereich, der diese doppelte Struktur kommunizierbar werden läßt, ist der ästhetische. Helga Meise erklärt die Faszination, die das Romanschreiben bei den Frauen auslöst, mit dieser Möglichkeit der Literatur. Problematisch ist jedoch, ob diese Chance der weiblichen Individuen in der Literatur zugleich die Begründung oder auch nur die Möglichkeit einer weiblichen Ästhetik ist, wie es Helga Meises Überlegungen implizieren. Sie selbst nennt Rousseau als Beispiel für die im 18. Jahrhundert entdeckte Möglichkeit der Literatur, das abwesende Ich anwesend werden zu lassen. Aber sie zieht aus diesem Beispiel nicht den Schluß, daß der Dualismus von An- und Abwesenheit, von Sprechen und Schweigen auch bis heute ein Problem der männlichen Identität ist und auch von Männern ästhetisch thematisiert und theoretisch zur Sprache gebracht wird. Es handelt sich dabei weder um ein Spezifikum der Entwicklung des Romans im 18. Jahrhundert noch um etwas, was ausschließlich die Faszination der Frauen am Schreiben erklärbar werden ließe. Dieser theoretische blinde Fleck der Autorin hat Folgen hinsichtlich der Frage nach emanzipatorischen Implikaten ihres Ansatzes. Die Fiktion der bürgerlich weiblichen Identität ist nicht kritisierbar unter der fast unangetasteten Voraussetzung einer ungebrochenen bürgerlich männlichen Identität, denn mit dieser Hypothese geraten die Versuche einer emanzipatorischen Theorie des Weiblichen in den Bereich des Narzißmus.

Marlies Tropp (Berlin/West)

Pratt, Annis: Archetypal Patterns in Women's Fiction. Unter Mitarbeit von Barbara White, Andrea Loewenstein und Mary Wyer. Harvester Press, Brighton 1982 (211 S., br., 5,95 £)

Methodisch geleitet von der nach C.G. Jung entwickelten tiefenpsychologischen Begrifflichkeit und strukturierend nach dem genuin Weiblichen in Rücksicht auf einen reflektierten Begriff des Androgynen hat Annis Pratt über 300 Romane aus der über dreihundert Jahre alten Romanliteratur von Frauen untersucht. Bei der Fülle des bearbeiteten Materials, ausgestattet mit erläuternden Anmerkungen, einem sachlich gegliederten Literaturverzeichnis und einem Index, ist das Buch auch sehr gut als Nachschlagewerk geeignet. Es lohnt sich aber, die Arbeit als ganze zu lesen und sie in ihrer wissenschaftlichen Struktur und in ihrem Aufbau wie der Organisation ernstzunehmen. Methodisch ausgeschlossen sind die Gefahren des Biologismus und auch die Perspektive des männlichen Blicks. Zentral und also auch in der Mitte des Buches befindlich stehen die beiden Bereiche, in denen die Selbstbestimmung, Identität und überhaupt die gesamte Persönlichkeit der Frau am meisten gefährdet sind, sowohl von außen wie von innen her: in der Ehe und in der Liebe. Unter dem Aspekt der Beschränkung durch das Patriarchat untersucht Annis Pratt den Ehe- und Familien- sowie den sozialkritischen Roman. Unter dem Gesichtspunkt, daß gerade im Eros das Ich zu seinem authentischen Ausdruck kommt, unterteilt sie die Romane in drei Gruppen: Liebe zwischen Männern und Frauen, Liebe und Freundschaft unter Frauen und die Situation der Alleinstehenden in der Zurückgezogenheit. Der erste Teil des Buches hat den Entwicklungsroman zum Gegenstand einschließlich des Archetypus des Vergewaltigungstraumas. Der vierte und letzte Teil ist den Transformationen des Ichs und dem Archetypus der Erneuerung bzw. Wiedergeburt gewidmet, mit einem abschließenden und eigentlich die Diskussion neu eröffnenden Kapitel über archetypische Muster in der Frauenliteratur überhaupt.

Annis Pratt konnte es sich erlauben, innerhalb des im Verhältnis zu dem vorhandenen Material doch sehr schmalen Rahmens ausschließlich die Literatur von Frauen sprechen zu lassen, ohne dabei den Vergleich zur Literatur von Männern bemühen zu müssen, zumal ihre profunde literaturwissenschaftliche Kenntnis stets präsent ist. Die Untersuchung entgeht dem oft naheliegenden Fehler einer archetypischen Reduktion und auch, wie es leider bei einer Vielzahl von psychologisch und tiefenpsychologisch orientierten li-

teraturwissenschaftlichen Arbeiten vorkommt, einer Entblößung und Sezierung nach mehr oder weniger pathologischen Gesichtspunkten der zum Gegenstand genommenen Subjekte. Maßgebend oder die Untersuchung leitend ist deshalb auch nicht die Analyse eines Begehrens, was unter Betrachtung eines männlichen Archetypus nicht uninteressant zu sein braucht, sondern das Streben nach Individualität, Selbstverwirklichung, Selbstbestimmung und Entfaltung der vollen weiblichen wie menschlichen Persönlichkeit in einem Reifeprozess, der die geschlechtlichen Grenzen überwindet und zu dem Ideal einer Androgynität kommt, das mit dem Begriff der Epiphanie (wie er z.B. bei Blake vorkommt) umschrieben werden darf.

Unter Berücksichtigung und Würdigung der verschiedenen Genres des Romans (des Bildungs-, Entwicklungs-, Ehe-, Liebes-, gesellschafts- und sozialkritischen bis zum Experimental-Roman) wird das Frauenspezifische von äußerer und innerer Erfahrung, auch was sich unbewußt seinen Ausdruck in Handlung, Charakter, Bild und Stil verschaffte, wesentlich auf zwei Formen bzw. Archetypen konzentriert: den Mythos von Daphne und den von Ceres und Proserpina. Gemeinsam ist beiden Archetypen das Trauma der Vergewaltigung. Besonders der Archetypus Ceres/Proserpina, der auch der der Wiedergeburt ist, läßt für die Projektionen des Männlichen nur dem Vergewaltiger Raum, ein Problem, dem sich die Autorin stellt, die auch sonst bei dem aufgeschlossenen Material gegen einen sich aufdrängenden Fatalismus ankämpft. So sehr offenbar, daß ihr bei dem Archetypus von Daphne und Apollo entgeht, daß Daphne weder Mutter noch Schwester hat, die sie vor der Verfolgung Apollos schützen könnten, sondern nur einen Vater (einen Flußgott), der sie auf ihre Bitten hin in einen Lorbeerbaum verwandelt und sie so von ihrer weiblichen Erscheinung erlöst. Diese Kleinigkeit bei der Behandlung des Mythos ist deshalb wichtig, da ihr eine akzentuierte Bedeutung des Verhältnisses der Frau zur Natur zukommt. Die Aufgabe der menschlichen Gestalt in der Verfolgung durch den Mann bezeichnet ein durchaus riskantes Verhältnis zur Natur und ist ganz unterschiedlich zu dem Archetypus Ceres/Proserpina, da jenem wiederum unterschiedliche Transformationen des Ichs zugeordnet werden können.

In der vielfältigen wie schwierig gelagerten Materie bewies Annis Pratt eine glückliche Hand, indem sie dieses nach Entwicklungsstufen und Lebensaltern arrangierte. Analog hat sich auch eine literaturgeschichtliche Akzentuierung ergeben. Dabei gibt sie den Blick frei auf eine reiche Romanproduktion von Frauen, deren Anteil an der Entwicklung des Romans im traditionellen Literaturstudium häufig übersehen wurde, was auch inhaltliche Vernachlässigungen mit sich zog. Zur Sprache kommen nicht nur die bekannten und also bedeutenden Romane, sondern auch viele weniger oder überhaupt nicht bekannte. Fragen des Geschmacks blieben dabei unberührt, was bei dem Grundthema nicht verwunderlich ist. Dennoch wäre es wünschenswert, bei dem eingeschlagenen Weg zukünftig das Ästhetische besonders zu berücksichtigen. Tatsächlich schienen gerade unter dem Aspekt des Archetypischen das Inhaltliche und Formale zu einer unlösbaren Einheit zu gehören, die per se operativen Charakter hat. Und was die Ästhetik betrifft, so ließe sich im Bild von Daphne und Apollo sagen, daß die glänzenden Blätter des Lorbeers eben nur ein Teil der Geschichte eines Sieges sind, der um die Rauheit der Rinde von der Menschlichkeit entfernt ist. Aber ein Barbar ist's, der sich aus falsch verstandener Wahrheitsliebe nun die Rinde um den Kopf wickeln wollte.

Erika Becker-Stöppler (Berlin/West)

Brownstein, Rachel M.: *Becoming a Heroine.* Reading About Women in Novels. Penguin, Harmondsworth 1984 (332 S., br., 3,95 £)

Bereits Virginia Woolf stellte in ihrem Essay-Band *Drei Guineen* fest: »Der einzige nennenswerte Beruf für Frauen unserer Klasse ist das Heiraten; die Kunst, denjenigen Menschen zu erwählen, mit dem das Leben erfolgreich gelebt werden kann.« Dieser einzige

für Frauen gehobener Klasse offenstehende Beruf, nämlich die Kunst des Werbens, Umworbenwerdens und letztlich des Heiratens, wurde nicht in Schulen gelehrt. Rachel M. Brownstein geht von der These aus, daß Frauen, die durch Konvention von Schulbildung und Welterfahrungen ausgeschlossen waren, letztendlich auf Romane zurückgriffen, um durch sie eine ihnen langweilige oder chaotische Realität zu strukturieren. Frauen, die lasen, so Brownstein, haben seit dem Ende des 18. Jahrhunderts sich mehr oder weniger stark als Charaktere in Romanen imaginiert, haben mit Hilfe der Fiktion unterschiedliche Möglichkeiten ihres Lebens durchgespielt und lernten durch sie die wichtigsten Aspekte ihrer Existenz kennen: ihr Verhalten in sexuellen und persönlichen Beziehungen. Somit erhielten sie ihr »Training« für eine noch ausstehende Ehe.

Die grundlegende Vorstellung, die eine Frau beim Lesen eines Romans beflügelt, ist die, den grundlegenden Charakterzügen der Protagonistin zu folgen und somit selber zur Heldin zu werden (»Becoming a Heroine«). So passiert während des Leseprozesses zweierlei: einmal birgt für die Leserin der Wunsch, eine »Heldin« zu werden, auch den Glauben daran, eine sein zu können, er befreit Frauen von dem Gefühl, Opfer zu sein. Andererseits ist die Frau in ihrer Rolle als Heldin auch immer andersartig, ausgeschlossen, unsolidarisch gegenüber anderen Frauen. Ihr »Heldin-sein« erkaufte sie, indem sie aus dem Kreis anderer Frauen heraussticht, sich bei den »schnatternden Weibern« unwohl fühlt und eher die Gesellschaft der Männer vorzieht.

Diese grundlegende Dialektik einer Selbstverantwortlichkeit für den eigenen Weg stellt Rachel M. Brownstein in allen von ihr untersuchten Romanen heraus, und zwar in *Villette* von Charlotte Brontë, *The Egoist* von George Meredith, *Daniel Deronda* von George Eliot, *The Portrait of a Lady* von Henry James, *Mrs Dalloway* von Virginia Woolf und dem Romanwerk von Jane Austen. Es geht immer wieder darum, die Kraft der Imagination als Identitätsstifterin aufzuzeigen, und zwar in ihrer doppelten Funktion: Romane, die eine Heldin zum Mittelpunkt haben, ermutigen Aspirationen der Leserin und stecken gleichzeitig ihre Grenzen ab. Letztendlich bleiben die Heldinnen Objekt der männlichen Sehnsüchte, sie existieren nur als Hälfte eines zu vervollständigenden Paares. Was diese Romane trotzdem auch heute noch lesenswert macht, ist für Brownstein eine Weisheit, die beschreibt, was passieren müßte, wenn wir die Veränderung wollen. Autorinnen wie Jane Austen, die Brontës und George Eliot haben die Frage zu ihrem Romaninhalt gemacht, wie zwischen einem erwachenden weiblichen Selbstbewußtsein und einer strengen Konvention ein passabler Weg gefunden werden kann.

Rachel M. Brownsteins Lesart ist eine neue, kritischere Sichtweise auf die schon kanonisierten, klassischen englischen Frauenromane des 19. Jahrhunderts. Vor allem im Gegensatz zu US-amerikanischen feministischen Literaturtheoretikerinnen bewertet Brownstein diese zwar positiv, bemängelt aber auch ihre Perpetuierung von traditionellen Frauenbildern im Rezeptionsprozeß. *Reading about Women in Novels* ist ein sehr offenes, nicht-akademisches Buch. Die Autorin umgeht wissenschaftliche Konventionen, indem sie ihren literarischen Diskurs mit autobiografischen Erfahrungen füllt. Insbesondere in ihrem ersten Kapitel beschreibt sie sehr lebendig ihre jüdische Kindheit und ihren ersten Kontakt mit Literatur. Jedoch bleibt die Theorielosigkeit eine Schwachstelle in ihrem Buch. Ihre eigenen Leseerfahrungen werden als repräsentativ für die Leseerfahrungen aller Frauen angesehen. Der Einfluß des Lesens von Romanen wird an keiner Stelle konterkariert mit dem Einfluß, den andere Erfahrungen auf die Leserin haben, z.B. die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse, Schule, Beruf, Religion, Familien- und Freundeskreis. Die Leserin, d.h. hier Rachel M. Brownstein, bleibt weitestgehend auf sich und ihre Romane beschränkt, um Erfahrungen und Weisheiten zu sammeln. Im Rahmen der in den USA momentan florierenden »Subjektiven Literaturkritik« — die das Subjekt zum Ausgangs- und Fluchtpunkt des Erkenntnisinteresses macht — hätte Brownstein ihre Aussagen theoretisch fundieren und einen weiteren Kreis von Rezipien-

ten einbeziehen können sowie andere Komponenten, die das Leseverhalten steuern. Was jedoch bleibt, ist eine Einladung zum Nachdenken darüber, inwieweit wir als heutige Leserinnen von den in Frauenromanen perpetuierten Bildern geprägt werden bzw. woher wir unsere Rollen-Vorbilder auf der Suche nach einer eigenen Identität nehmen.

Heike Vetterlein (Berlin/West)

Jurgensen, Manfred (Hrsg.): Frauenliteratur. Autorinnen — Perspektiven — Konzepte. Verlag Peter D. Lang, Bern/Frankfurt 1983 (233 S., br., 52,- sFr)

Neben einem Aufsatz zur Begriffsbestimmung von Frauenliteratur und einer autobiographischen Reflexion über Leben und Schreiben von Ingeborg Drewitz enthält dieses Buch elf Einzeluntersuchungen über deutschsprachige Schriftstellerinnen: Seghers, Aichinger, Bachmann, Reinig, Wolf, Wohmann, Kerschbaumer (zweimal), Frischmuth, Struck, Leutenegger. Im Vorwort stellt sich der Herausgeber als Sympathisant der Frauenbewegung vor, der ihr Vermittlerdienste anbietet. Es geht ihm darum, »gerade im Interesse einer Abgrenzung von der patriarchalischen Literatur, (...) die wesenseigenen Merkmale einer 'weiblichen Ästhetik', die Kriterien einer Frauenliteratur im Entfaltungsprozeß (ihn unterstützend und fördernd) herauszuarbeiten.« (8) Wesenseigene Merkmale — da klingt das Wesen der Frau nach, das der Autor nun endlich zu fassen kriegen möchte. In Jurgensens Aufsätzen über Struck und Leutenegger kommt dieses Bestreben, all die verschiedenen Phänomene von Frauenliteratur zu einem geschlossenen Körper, einem »Wesen« zusammenzufassen, deutlich zum Ausdruck. Er versucht, einen Merkmalkatalog von Frauenliteratur (die er mit Agitation gleichsetzt) anzulegen. Seine Rede ist vom »allgemeingültigen Wesenszug der Frauenliteratur« (198), »repräsentativen Bewußtseinsausdruck« (205), von »verbindlicher Gültigkeit« (205), dem »wesentliche(n) Grundzug ... der Frauenliteratur überhaupt« (205f.), »musterhafte(r) Repräsentanz« (210).

Interessanter als Jurgensens Inventarisierung der Frauenliteratur fand ich es, den Autor beim Wort zu nehmen und *seinem* »kritischen Lernprozeß« (9) zu betrachten, der durch die Frauenliteratur in Gang gesetzt worden sei. Ich war verblüfft, wie schnell ein Mann für sich wieder die Rolle des Machers entwirft, selbst da, wo er doch an seiner Enttarnung zu arbeiten vorgibt. *Er* fördert durch seine Literaturkritik die Frauenliteratur (8), ja mehr: »Die Zukunft der Frau und das Phänomen der Frauenliteratur können aus der neuerlichen Begegnung mit einer männlichen Geisteswelt entscheidende Impulse erfahren.« (12) Aha, deshalb also sind nur viereinhalb der dreizehn Aufsätze von Frauen geschrieben! Die sexuellen Anklänge dieser Passage sind wohl kaum zu überlesen: geistige Befruchtung, Befruchtung der Frau durch den Mann. Hier phantasiert ein Mann in uralten Mustern. Er will entscheidend beteiligt sein an der Schaffung einer neuen Eva, die *für ihn* erscheinen soll: »Es bleibt zu hoffen, daß schon bald eine ebenbürtige, gleichberechtigte, wiewohl nicht gleichgeartete Partnerin dem Mann ihr eigenständiges Wesen kundzugeben vermag. Es wird nicht zuletzt am Mann liegen, ob es zu dieser neuen Frau, zu dieser neuen Verständigung kommen wird oder nicht.« (12) Wenn es von den männlichen Verfassern dieses Buches abhinge, dann käme es sicher nicht zu einer »neuen Frau«.

Die meisten ihrer Aufsätze hinken der feministischen literaturtheoretischen Diskussion weit hinterher. Jurgensens Essay »Was ist Frauenliteratur?« z.B. bezieht den in der BRD so einflußreichen französischen Poststrukturalismus nicht mit ein. John Milfull befürchtet (in der feministischen Kritik an Seghers) einen Verlust der »'frauenlichen' Werte, die die Männer in ihren besseren Augenblicken immer als Idealbild des gesellschaftlichen Lebens projiziert haben, ohne den Mut aufzubringen, sie zu *leben*.« (55) Milfull sieht nicht die Notwendigkeit für Frauen, diese männlichen Bilder zu zerstören. Er hängt dem naiven Glauben an, daß ein positiv *gemeintes* Bild (wie etwa das von Seghers so

hoch bewertete sprach- und fraglose Übereinstimmen einiger Frauengestalten mit Männern und der Revolution) auch gut für Frauen sein müsse. Kurt Bartsch moniert bei Bachmann das Mißlingen weiblicher Identitätsbildung, ohne das Konzept der Identität selbst kritisch zu reflektieren als ein männliches oder gesellschaftliche Voraussetzungen weiblicher Selbstbestimmung zu berücksichtigen. Peter Horn schreibt eine gute am Poststrukturalismus gebildete Kritik über Reinigs Roman *Die himmlische und die irdische Geometrie*. Aber bei *Entmannung* reagiert er als Mann empfindlich verletzt. Die autoritären Passivkonstruktionen (»Zuzugeben ist ... Unbestritten ist wohl ... Nicht bestritten wird ...«; 110), mit denen er einigen Aspekten feministischer Kritik ihre Berechtigung bescheinigt, enthalten schon das große Aber, mit der der Mann seinen herablassenden Ton krönt. Er macht sich zur Institution der einen Wahrheit, obwohl er bei *Geometrie* das Dezentralisierte positiv hervorgehoben hat. Reinigs Polemik gegen Naturwissenschaft, Marxismus und Psychoanalyse mißversteht er als wörtliche Handlungsanweisung, der das wissenschaftliche Abwägen und Würdigen fehle.

Es gibt viele Beispiele von Machismus in diesem Buch, die ich hier nicht alle benennen will. Zum Schluß möchte ich noch auf einige Lichtblicke hinweisen: Ingeborg Drewitz' lyrische Selbstdarstellung, Marion Adams Untersuchung von Christa Wolfs ambivalentem Verhältnis zur Macht und die beiden Aufsätze von S. Schmid-Bortenschlager und Hans Höller über Marie-Thérèse Kerschbauers Roman *Der weibliche Name des Widerstands*.
Ricarda Schmidt (Manchester)

Bähr, Julia: Klatschmohn. Eine Geschichte aus der Frauenbewegung. Kiepenheuer und Witsch, Köln 1984 (218 S., br., 14,80 DM)

Das Verhältnis des Buchtitels zum Inhalt ist unklar. Die im Namen angedeutete Beziehung zu Geklatsche und Rauschgift verkauft eine Selbstironie, die die Autorin nicht hat. Mich hat das Buch vor allem deprimiert. Sprachlich ist es unauffällig geschrieben, meist journalistisch geglättet; man liest es ohne nennenswerten Widerstand.

In der ersten Hälfte folgte ich häufig mit belustigtem Wiedererkennen. Da schreibt eine Frau in meinem Alter über ihre Zeit in der Frauenbewegung 1971-1977, die auch die meine war. Sie versteht sich als Sozialistin und Marxistin. Ihre Reportage belegt nicht nur die Gleichheit in den Aktionen, sondern auch in den Zweifeln, den Debatten, den Gefühlen, den trotzigten Sätzen, dem einverständigen Urteil. »Feminismus war damals ein Schimpfwort, eine bürgerliche egoistische Abweichung vom rechten sozialistischen Pfad« (17). Zu dieser Zeit hatte ich einen Aufsatz mit dem schwungvollen Titel »Verteidigung der Frauenbewegung gegen den Feminismus« geschrieben. Das versteht heute keine(r) mehr. Und weiter: »Die 218-Sache hatte mich anfangs nicht besonders interessiert, schließlich gab's ja die Pille, oder?« (18f.). Genauso war es uns gegangen. Das schlechte Gewissen wegen der in den Frauengruppen abwesenden Arbeiterinnen, die Versuche der KBW-Gruppen, die Frauenorganisationen zu vereinnahmen, die Lust an den ersten verrückten Aktionen, Reime auf Flugblättern gegen die CDU, Probleme mit marxistischer Begrifflichkeit, unverhoffte Radikalität: »die Arbeit am erwachsenen Mann ist einzustellen« (18) —, dabei als erste Lektüre »Lohn, Preis, Profit«, dies alles ist unsere Geschichte, sie ist mit Engagement geschrieben.

Dann aber setzt ein, was der Verlag auf der vierten Umschlagseite jubelnd verspricht: »Mehr und mehr gewinnt jedoch das Persönliche Vorrang vor dem Politischen«. Beziehungen zu anderen Frauen füllen das Leben der Autorin. Neben einem Wochenende in den Bergen, einer Woche an der See, einer nach Norwegen, einer nach Dänemark jeweils mit mehreren Frauen, die mehr oder weniger geliebt werden, gibt es auch die Entscheidung, einfach den ganzen Tag im Bett zu bleiben und sich zu lieben. Das rückt Sex in den Konsumbereich, in dem genascht wird, soviel frau verträgt. Der Zweifel, ob dies schon alles sei, wendet sich in die eifersüchtige Besitznahme einer Frau und wird Liebe

genannt. Leider ist diese Frau verheiratet. So quält sich die Geschichte zwischen den handelnden Personen dahin. »Und das sollte ein Grundmuster unserer Beziehungen werden. Ich verletzte sie durch meine Kälte, sie bestrafte mich mit Liebesentzug, verließ mich, ich war verzweifelt, das machte sie betroffen, wir näherten einander wieder an.« (137) Hauptfragen werden: will ich überhaupt mit Anna zusammenleben? oder: bin ich fähig zur Liebe? Dazwischen gibt eine Gesprächstherapie und die Gründung der Zeitschrift »Emma«, deren eher lustlose Beschreibung — sie ist eigentlich wieder nur Hintergrund für eines der vielen Treffen mit Anna — durch viele weiße Flecken (herausgelöschte Passagen wegen des Einspruchs der »Emma«-Herausgeberin Alice Schwarzer) Bedeutung signalisiert. — Das Buch legt die bedrückende Frage nahe, ob vielleicht die besondere Formierung der Frauen in dieser Gesellschaft eine Liebe zwischen ihnen zur Qual werden läßt, gleichsam eine Verdoppelung ihrer Privatisierung? Und ich frage mich, wie wir aus der feministischen Parteinahme für die sozialistische Perspektive die Kraft zurückgewinnen können, mit der die Frauenbewegung begann. Ohne diese Perspektive jedenfalls, so lehrt uns das Buch unfreiwillig, wird die Bewegung ein Alptraum.

Frigga Haug (Berlin/West)

Soziologie

Dahme, Heinz-Jürgen und Otthein Rammstedt (Hrsg.): Georg Simmel. Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1983 (310 S., br., 18,- DM) Georg Simmel (1858-1918) ist als einer der Gründungsväter und Klassiker der Soziologie, verglichen mit Marx, Max Weber oder Durkheim, eher vernachlässigt worden; einseitige und vorurteilvolle Rezeptionen klassifizieren ihn das eine Mal als Ästhetizisten oder Irrationalisten, das andere Mal als Formalisten oder Psychologisten. In dieser Situation mit einer Auswahl von z.T. unbekannt gebliebenen Texten Simmels aufzuwarten, ist verdienstvoll. Die Auswahl der Texte aus dem Umkreis von Simmels Überlegungen zur sozialen Differenzierung, zur Geld- und Modernitätstheorie, wird begründet. Insbesondere ist die Einleitung der Herausgeber hervorzuheben: Das Simmelsche Denken wird auf soziale und historische Zusammenhänge bezogen, und es gelingt den Verfassern, den reichlich vorhandenen einseitigen Etikettierungen keine weiteren hinzuzufügen. Dies zu betonen scheint deshalb wichtig, weil Habermas jüngst ein unschönes Beispiel für unbekümmerte Fortschreibung verzerrender Simmelbewertung in seinem Nachwort zu einem Simmelreprint gegeben hat (Berlin 1983, vgl. die Besprechung in *Argument* 148, 930f., wo auf die Kommentierung von Habermas allerdings kein Bezug genommen wird); daß der Vorwurf, Simmel löse soziale Phänomene aus ihrem geschichtlichen Zusammenhang, um sie metaphysisch zu verankern, zu schlicht ist, macht der Band von Dahme/Rammstedt deutlich. Sie weisen darauf hin, daß der soziale Tatbestand der Entfremdung von Simmel in den Zusammenhang sozialer Differenzierung und entfalteter Geldwirtschaft gestellt worden ist; daß Simmel das Problem der Individualität bei zunehmender gesellschaftlicher Komplexität zum Dreh- und Angelpunkt seiner soziologischen Reflexionen gemacht hat. Der Band ist vorzüglich geeignet, als Einführung in das soziologische Denken Simmels zu dienen und erleichtert durch ausführliche bibliographische Hinweise die Auseinandersetzung mit dem Gesamtwerk. Anders als der von Habermas kommentierte Simmelreprint, dem flugs ein weiterer, diesmal unkommentierter Nachschlag (1984) folgte, ist diese Textauswahl gründlich gearbeitet und zeigt mehr als nur ein modisches und kommerzielles Interesse, das sich schnell damit zufriedengibt, kurzfristige Schwärmereien für den Alltag zu bedienen. Simmels Ausführungen zur Mode, zur Scham, zur Diskretion oder zum Schmuck (131ff.) machen deutlich, daß es ihm nicht um folgenloses oder ästhetisierendes Reflektieren ging, sondern daß er »im scheinbar

Unbedeutenden, im Besonderen das Allgemeine sucht und diese Untersuchungen in engem Zusammenhang mit der in der Differenzierungstheorie und Geldtheorie entwickelten Theorie der Moderne stehen. Auf einem, dem schnellen Leser nicht gleich ins Auge springenden gesellschaftstheoretischen Hintergrund wird die Moderne in ihren Auswirkungen auf persönliche Beziehungen und private Verkehrsformen hin analysiert« (27). Freilich wird die Lektüre Simmels demjenigen Unbehagen bereiten, der Wünsche nach Eindeutigkeiten erfüllt sehen will oder dem die Orientierung an starrer wissenschaftlicher Segmentierung wichtiger erscheint als das Infragestellen zu enger Grenzziehungen.

Wolf Schönleiter (Köln)

Schöfthaler, Traugott, und Dietrich Goldschmidt (Hrsg.): Soziale Struktur und Vernunft. Jean Piagets Modell entwickelten Denkens in der Diskussion kulturvergleichender Forschung. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1984 (529 S., br., 28,- DM)

Der einleitende Teil enthält einen kurzen Abriss der Auseinandersetzungen um die These von der Universalität menschlichen Denkens und den seit Margaret Mead entwickelten »kulturellen Relativismus«, die wichtigsten Elemente aus Piagets universalistischem Konzept und schließlich den Zusammenhang zwischen kulturvergleichender Piaget-Forschung und entwicklungssoziologischer Modernisierungsdebatte. Mit der Einleitung ist zugleich das Konzept des Sammelbandes entwickelt. In Teil zwei werden Reichweite und Gültigkeit von Piagets universalistischem Modell der Denkentwicklung als entwicklungspsychologisches Problem kritisch und kontrovers diskutiert. Dieser Aspekt wird in Teil drei durch vergleichende anthropologische Studien erweitert: Denk- und Sprechweise, Kodierungen und Sprache, Kognition, Intelligenz und Logik bilden hier die übergreifenden thematischen Schwerpunkte. In Teil vier werden die Probleme der Vernunftentwicklung aus dem Blickwinkel gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse betrachtet, wobei die unterschiedlichen universalistischen und relativistischen Standpunkte nach den Vorstellungen der Herausgeber ihre Bewegungsform finden können im Konzept von »Bildung als gleichzeitige Entwicklung von Vernunft und kultureller Identität« (461). Die Berechtigung und Formulierbarkeit dieser Bildungsziele arbeitet der sehr material- und kenntnisreiche Sammelband in Konzeption und Auswahl seiner Beiträge deutlich heraus. Nur fragt sich angesichts des ökonomischen Ausbeutungsverhältnisses der Industriegesellschaften gegenüber den Ländern der Dritten Welt, ob die Entwicklung kognitiver Kompetenzen der arbeitenden Bevölkerung überall nicht eher eine materielle Frage wirtschaftlicher und politischer Existenzbedingungen und der daraus resultierenden Arbeits-, Überlebens- und Denkfähigkeiten ist und weniger ein psychologisch oder anthropologisch zu bestimmender Grad der Verträglichkeit von kognitiven Fähigkeiten mit kulturellen Identitäten. Zur Kognitionsforschung aus materialistischer Sicht hätten wahrscheinlich Untersuchungsergebnisse aus Bildungspolitik und Bildungsökonomie ein nicht zu vernachlässigendes Gewicht. Diesen Aspekt zu Wort kommen zu lassen, war im vorliegenden Sammelband offensichtlich nicht beabsichtigt. Nur ansatzweise werden im Beitrag von W. Edelstein Bildungsprobleme aus der Sicht entfremdeter Lebensverhältnisse, materieller Ungleichheit und sozialer Abhängigkeit in der sich modernisierenden Gesellschaft Islands gestreift, leider aber auch nur in typisierender Darstellung und nicht schwerpunktmäßig konzipiert wie die Beiträge zur Entwicklungspsychologie und Sozialanthropologie. Für diese Gebiete ist der Sammelband sicherlich eine lesenswerte und anregende Fundgrube; die reichhaltige »Bibliographie« verdient ebenfalls hervorgehoben zu werden.

Gisela Hartwig (Berlin/West)

Daiber, Karl-Fritz, und Thomas Luckmann (Hrsg.): Religion in den Gegenwartsströmungen der deutschen Soziologie. Chr. Kaiser Verlag, München 1983 (260 S., br., 49,-DM)

Der Band bietet sechs Beiträge zu den vorherrschenden theoretisch-konzeptionellen Linien in der deutschen Religionssoziologie, einen Beitrag zur empirischen Forschung in diesem Bereich sowie eine ausführliche Bibliographie. Eine vergleichbare Übersicht über das in der deutschen wissenschaftlichen Öffentlichkeit weitgehend unbeachtete Gebiet der religionssoziologischen Forschung hat es bisher nicht gegeben.

In der Einleitung liefert Daiber, Leiter der Pastoralsoziologischen Arbeitsstelle der hannoverschen Landeskirche und Professor für praktische Theologie in Göttingen, das Thema, das die Beiträge zusammenhält: Religionssoziologie erweise sich als geeignet, einen Beitrag zur »Aufhellung von Sozialität« zu liefern. Damit ist ein Postulat formuliert, das die religionssoziologische Forschung umfassend in die allgemeinen soziologischen Grundlagendebatten einbindet und ihr somit verwehrt, ein nur kirchlich-interessebezogenes Winkeldasein zu führen. Sämtliche Beiträge machen deutlich, daß die Zeiten, in denen Religionssoziologie lediglich Kirchensoziologie gewesen ist, wohl endgültig vorbei sind, und damit auch der theoretische Anschluß an die großen religionssoziologischen Entwürfe eines Max Weber, Emile Durkheim u.a. behauptet wird. Eine Einschränkung ist zu machen: so sehr die theoretischen Beiträge das angezeigte Interesse behaupten, so wenig scheint dies in der praktisch-empirischen Forschung der Fall zu sein. Der Beitrag von Lukatis belegt, wie stark trotz allem kirchliche Interessen den Raum der Forschung dominieren. Dies ist kein Wunder, da die meisten religionssoziologischen Forschungsaufträge von kirchlicher Finanzierung abhängen. Interessant wäre es, zu untersuchen, inwieweit gerade empirische religionssoziologische Arbeiten Rückwirkungen auf die Debatte in der Soziologie haben. Manche Studien aus diesem Bereich sind sicher von einer derartigen Qualität (z.B. die kommunikationstheoretischen Studien »Predigen und Hören«, aus der Pastoralsoziologischen Arbeitsstelle Hannover), daß sie, eben bewußt als exemplarische Analyse eines kirchlichen Arbeitsfeldes, von allgemeinem Interesse sein sollten.

Mit dem formulierten Postulat von Daiber wird auf der anderen Seite jede Form simpler Religionskritik abgewehrt: es geht um die Bestimmung der Leistungen von Religion in der Realitätskonstitution von Gesellschaften und nicht um ihre Denunziation. Daß eben dies auch genuin marxistisches Interesse ist, belegt der Beitrag von I. Mörth über die Religionssoziologie der Kritischen Theorie mit einem Überblick über die Behandlung des Themas Religion bei den marxistischen Klassikern. Zwar ist diese Linie bekanntlich radikal skeptisch, was eine emanzipatorische Rolle von Religion anbelangt; sie hat aber ihre Stärken dort, wo sie auf der konkreten Untersuchung des Verhältnisses von Gesellschaftsentwicklung und Religion insistiert. In diesem Punkt liegt auch der Übergang zu den evolutionstheoretischen Untersuchungen von Habermas, Döbert u.a., in denen Religion als eine Form evolutionären Lernens begriffen wird. Im Aufzeigen dieser Linie macht Mörth zugleich deutlich, wie sehr die Vertreter der klassischen Kritischen Theorie mit ihren »affirmativen Totalitätsentwürfen« hinter den marxistischen Anspruch zurückfallen.

Material zur näheren Spezifikation des Beitrages, den Religionssoziologie zur Aufhellung von Sozialität liefert, bieten drei Analysen, in denen die großen soziologischen Richtungen — der strukturell-funktionale Ansatz, seine Modifikation bei Luhmann und der symbolische Interaktionismus — religionssoziologisch ausgewertet werden. So schildert V. Drehsen, wie sich die Thesen Parsons als dominierendes Paradigma nach 1945 durchsetzen konnten. Interessant ist seine These, daß schon lange vor der expliziten Aufnahme Parsonscher Gedanken die empirische Kirchensoziologie eine »latent strukturfunktionalistische Orientierung« hatte. Dies läßt sich im Hinblick auf integrations-

theoretische Vorstellungen der Funktion von Religion und Kirche belegen. Was die aktuellen Perspektiven einer strukturfunktionalistisch ausgerichteten Religionssoziologie anbetrifft, so skizziert Drehsen die Funktion von Religion im Bedeutungszusammenhang des Handelns, der Identitätskonstitution und -sicherung, der Konstruktion von Wirklichkeit und der Bewältigung von Herrschaft (da sich in der Religion der Mensch seiner Abhängigkeit bewußt wird) und Kontingenz. Religiöse Formen reduzieren die Wirklichkeit auf identitätsrelevante Betroffenheit und machen sie so spezifisch bewußt und bearbeitbar.

Die Linie der speziellen Fassung der strukturfunktionalistischen Theorie bei Luhmann zieht T. Schöfthaler aus. Das Spezifikum der Luhmannschen Sicht von Religion ist seine These von der paradoxen Struktur eines Nebeneinanders von Religion als Theorie einer hochmodernen Institution, »deren Programm kein unveränderliches Dogma kennt und gleichzeitig ein System unveränderlicher dogmatischer Chiffren ist, das der Gesellschaft ein Mindestmaß an Stabilität im Prozeß der sozialen Evolution sichert.« (139) Schöfthaler ist zuzustimmen, daß diese These die religiöse Wirklichkeit in Deutschland relativ angemessen erfaßt, aber nicht erklärt.

W. Fischer und W. Marhold präsentieren Ansätze des symbolischen Interaktionismus in der Religionssoziologie. Sie fragen pointiert nach der Bedeutung von Religion für die Religion-Lebenden und schlagen folglich den Weg ein, die Innenperspektive der Religion mit Konzepten von Lebens- und Alltagswelt und Ethnomethodologie zu erfassen. Religion kommt in diesem Ansatz als Teil der Lebens- und Alltagswelt in den Blick, und es ist vor allem die Frage der Identitätskonstitution, die als spezifische Leistung von Religion untersucht wird: Religion leistet sinnhafte Rekonstruktion bei der Zerstörung tragender Muster der Lebenswelt.

Ein Hinweis auf die beiden letzten Beiträge: C. Seyfarth beschreibt die Rezeption der Religionssoziologie Max Webers nach 1945. Mit dem Namen Webers verbindet sich vor allem die Problematik des Verhältnisses von Religion und Säkularisierung bzw. Rationalisierung des Handelns, wie er sie exemplarisch am Fall der calvinistischen Ethik untersucht hat. Das Problem des heutigen Verhältnisses von Religion und Rationalität und damit die Frage nach der Konstitution einer spezifischen modernen Lebenswelt bleibt gestellt. — K. Gabriel bietet einen Beitrag zu einer Soziologie des Christentums als Integrationsmodell von Kirchen- und Religionssoziologie.

Der Anspruch des Buches, Religion als Bestandteil von Sozialität und zum Zwecke ihrer Aufhellung zu thematisieren, wird eingelöst. Konkrete Funktionen von religiösen Gehalten und Formen werden sichtbar. Es scheint, daß diese Funktionen vor allem im Bereich der Identitätssicherung und im Zusammenhang mit der sozial-personalen Bewältigung von Kontingenzen und Abhängigkeiten zu suchen sind. Damit ist — und Dairer weist darauf hin — immer auch die Frage nach funktionalen Äquivalenten zur Religion gestellt. Sie wird jedoch nicht weiter verfolgt. Zugleich mag man fragen, ob nicht die Behauptung der Funktionalität von Religion für Identität abgesichert werden müßte durch eine Analyse der dabei implizierten Identitätsform. Damit wäre auch die Chance gegeben, das Verhältnis Religion/Rationalität über die Untersuchung der Konstitution sozial und historisch spezifischer Identitätsformen anzugehen. Möglicherweise könnte hiervon auch der arg vernachlässigte Bereich schichten- und klassenspezifischer Religiosität profitieren.

Auffällig ist das Fehlen einiger soziologischer Richtungen. So scheint es keinerlei Auseinandersetzung mit Konzepten des französischen Strukturalismus zu geben. Sicher liegt dies auch daran, daß Vertreter dieser Richtung kaum etwas Bedeutendes zur Religion geäußert haben (Ausnahme: Pierre Bourdieu, dessen Studien allerdings nur in Französisch vorliegen), wenn auch ihre Konzepte zur Analyse der »Ordnung der Dinge« und die besondere Ausblendung des Subjektes die Ausarbeitung eines Ansatzes erlauben

würde, in dem Religion als »ideologisches Feld« Identitäten konstituiert, aber nicht Identität Religion — ein Ansatz mithin, der deutsche Thesen auf den Kopf stellt.

Die Ereignisse im Iran, in Polen, aber auch der Anteil christlicher Motive und entsprechender Symbolik in der Friedensbewegung deuten darauf hin, daß Religion ein Thema bleibt. Dieser Band belegt, daß über Religion qualifiziert nachgedacht werden kann. Daß dies weitgehend von denen geschieht, die auch in der Kirche Religion praktizieren, spricht nicht gegen die Religionssoziologie, sondern eher gegen die allgemeine Sozialwissenschaft, die dieses Thema noch viel zu wenig besetzt hat. Gerhard Wegner (Celle)

Bukow, Wolf-Dietrich: Ritual und Fetisch in fortgeschrittenen Industriegesellschaften.

Formen kultureller Kommunikation. dipa-Verlag, Frankfurt/M. 1984

(134 S., br., 21,- DM)

Auch in unserer Gesellschaft sprechen Rituale und Fetische eine gewichtige Sprache. Wendet man sich wie Bukow mit ethnomethodologischer Lust dem Phänomen »Alltag« zu, so nimmt man sie immer in den Situationen wahr, in denen Kontinuität und Ordnung des Alltags bedroht erscheinen. Als besondere Formen »reflexiv kommunikativen Handelns« dienen Ritual und Fetisch den Individuen, Probleme zu bewältigen, Brüche im Alltagsablauf zu kitten und sein reibungsloses Funktionieren zu gewährleisten. Denn jedes Individuum, so Bukow, hat ein »Interesse nach Absicherung des Alltags«, da dieser aus »Formulierungen von Zusammenhängen besteht«, die erst eine »historisch-soziale Existenz« ermöglichen. Zur Realisierung eines ideellen Lebenszusammenhangs müssen Verbindungen zwischen diversen Aspekten und Bereichen des Alltags hergestellt und behauptet werden. Anhand treffender Fallbeispiele aus dem Alltagsleben wird der Anlaß zu rituellem Handeln bestimmt, werden seine verschiedenen Funktionen analysiert.

Während nach Bukow ein Ritual konkret zu einem speziellen Problem inszeniert wird und »durch strenge Regelbefolgung Normalität garantieren« soll, verfährt die Fetischisierung auf eine abstraktere Weise. Bukow begreift sie als einen um ein Objekt zentrierten sozialen Prozeß, welches sich als »pars pro toto« auf ein Problem im Alltag bezieht. Ein Objekt wird nicht im Augenblick seiner Handhabung zum Fetisch, sondern wenn entweder seine Handhabung dem Objekt nicht angemessen ist, oder sich der Sinn einer Handhabung einem intersubjektiven Verständnis entzieht. An dieser Stelle vermißt man eine intensivere Auseinandersetzung Bukows mit anderen Konzeptionen des Fetisch wie z.B. der psychoanalytischen, ethnologischen oder marxistischen, die seinem Begriff Prägnanz verleihen könnte. Eine teilweise unglückliche Auswahl an Beispielen läßt nicht erkennen, wo eine Trennungslinie zwischen rituellem Handeln und Fetisch-Handlungen zu ziehen ist. Dies mag u.a. in Bukows schwerfällig wirkendem Klassifikationsmodell begründet liegen, in dem verschiedene Formen sozialen Handelns geordnet werden.

Obwohl Bukow streckenweise hinter gängigen Diskussionen zurückbleibt, verdient einer seiner Gedanken zum Ritual ein weitergehendes Interesse: Weniger die sogenannten primitiven Gesellschaften seien mit Ritualen angefüllt, als vielmehr die fortgeschrittenen Industriegesellschaften, da gerade diese gekennzeichnet sind durch eine Aufsplitterung in »fast grenzenlos ausdifferenzierte soziale Systeme«, deren verwirrende Vielfalt zu ordnen und kohärent zu machen jedem Individuum obliegt. Axel Schmidt (Berlin/West)

Giddens, Anthony: Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung. Campus-Verlag, Frankfurt/M. 1984 (224 S., br., 24,- DM)

Es handelt sich um die zweite Arbeit des englischen Soziologen Giddens aus Cambridge, die in deutscher Sprache erschienen ist (nach »Die Klassenstruktur fortgeschrittener Gesellschaften«, Frankfurt/M. 1979; vgl. die Rezension in *Argument-Beiheft* '82, 109f.).

Sie nimmt in seinen Überlegungen eine Schlüsselstellung ein, weil hier Punkte markiert werden, an denen sich Giddens von der traditionellen Soziologie abzulösen beginnt und eigenständige Ansätze für eine soziologische Theorie formuliert. Nicht umsonst hieß der ursprüngliche Titel der bereits 1976 in London erschienenen Arbeit genauer: »New Rules of Sociological Methods«.

Giddens geht es um eine soziologische Theorie, die auf einer Rekonstruktion sozialen, sinnhaften Handelns aufbaut. Er analysiert zunächst die Schützische Phänomenologie und zeigt dabei die Bedeutung der Intentionalität des Handelns, kritisiert aber auch dessen Unfähigkeit, gesellschaftliche Strukturen einzuarbeiten. Dann bespricht er Garfinkels Zugang zur Alltagswelt, hier besonders dessen Gesprächsanalyse, während er sich von jeder ethnomethodologischen Indifferenz absetzt. Bei Winch arbeitet er den Regelbegriff heraus und diskutiert, wie weit er zum Verstehen sinnhaften Handelns ausreicht. Diese Betrachtungen werden mit Gadamer und Habermas abgeschlossen, wobei besonders die kommunikativ-verständigungsorientierten Aspekte des Handelns aufgenommen werden. Giddens beschränkt sich nicht darauf, die sinnhaften Anteile sozialen Handelns solchermaßen zu skizzieren, sondern ordnet den kommunikativen Aspekt des Handelns in eine Handlungstheorie so ein, daß kommunikative Anstrengungen stets im Sinne möglicher reflexiver Hinwendung auf die Zweckhaftigkeit alltäglichen sozialen Handelns gefaßt werden. Kommunikatives, verständigungsorientiertes Handeln wird zu einem spezifischen Handlungsakt (108), der nur in seiner Relation zu den »theoretischen Aspekten« zu verstehen ist, die gewöhnliches soziales Handeln selbstverständlich und vorthoretisch begleiten. Nachdem das deutlich ist, nähert er seinen Handlungsbegriff dem Marxschen Praxisbegriff an und verklammert auf diese Weise verständigungsorientiertes Handeln zweifach mit dem Vorgang von Produktion und Reproduktion sozialen Lebens, nämlich zum einen mit dem alltäglichen Handeln, zum anderen über dieses mit der gesamtgesellschaftlichen Praxis. Dabei dient die Kommunikation zur Reproduktion besonders der Sinnhaftigkeit sozialen Handelns gemäß gültiger Bedeutungsstrukturen, wie die Macht das Mittel darstellt, um Herrschaftsstrukturen im Handeln zu reproduzieren und die Moral Normen wiederholt, die den jeweiligen Legitimationsstrukturen einer Gesellschaft entsprechen (148). Giddens reduziert also Kommunikation auf einen Teilaspekt innerhalb des Prozesses der Produktion gesellschaftlichen Lebens, genauer des sozialen Handelns, und sieht diesen Aspekt ergänzt durch den der Macht und den der Moral.

Aus diesem Ansatz ergeben sich vielfältige Konsequenzen, z.B. die Möglichkeit, mikro- und makrosoziologische Analysen enger miteinander zu verknüpfen, z.B. verständigungsorientiertes Handeln konsequent an praktische Lebensvollzüge zu binden. Giddens geht es um die Fundierung einer interpretativen Theorie, die sich mit einer Welt befaßt, die erst hervorgebracht wird. Die Konsequenz daraus ist, und das demonstriert er in Auseinandersetzung mit dem positivistischen Dilemma und speziell in der Diskussion mit Kuhn, eine doppelte Hermeneutik (184f.): Der Soziologe unterscheidet sich mit seiner Theorie zunächst nicht von einem kompetent handelnden Gesellschaftsmitglied entsprechender Lebenslage. Der Begriff der Lebenslage markiert den Schnittpunkt von Soziologen, Soziologie und natürlichem Gesellschaftsmitglied. Was die Soziologie auszeichnet, ist ihre Bereitschaft, diese Lebenszusammenhänge auch eigens zu analysieren, die entsprechenden historischen Bedingungen aufzugreifen. Insofern muß die Soziologie alltägliche Sinnvorstellungen, Begriffe usw. aufnehmen, kann sie aber in besonderer Weise gebrauchen lernen.

An dieser Stelle endet vorerst das Konzept, das immerhin den Zusammenhang zwischen sinnhaftem sozialem Handeln und soziologischer Theorieproduktion in der Form einer spezifischen Hinwendung zu eben diesem sozialen Handeln, wie das bereits im Alltag tendenziell vorgeführt wird, durcharbeitet. Welche Konsequenzen sich daraus aller-

dings weiterhin ergeben, wird nicht mehr deutlich, kann hier wohl auch nicht mehr erwartet werden. Der Versuch, kommunikative Anstrengungen exakt an Praxis anzubinden, Praxis unter dem Vorzeichen des Lebenszusammenhanges historisch-konkret einzuführen, ist sicherlich erfolgversprechender als der Versuch von Habermas, wo Praxis dreifach zerfällt. Ob freilich das bislang entwickelte Instrumentarium ausreicht, muß offen bleiben. Neuere Arbeiten von Giddens (z.B. »A Contemporary Critique of Historical Materialism Vol. 1. Power, property and the state.« London 1981) dürften diese Zweifel bestätigen. Insgesamt jedoch formuliert Giddens hier ein Projekt, das weiter diskutiert werden sollte und durchaus in der Lage ist, der gegenwärtigen Soziologie neue Impulse zu geben.

Wolf-Dieter Bukow (Köln)

Erziehungswissenschaft

Fertig, Ludwig: Zeitgeist und Erziehungskunst. Eine Einführung in die Kulturgeschichte der Erziehung in Deutschland von 1600 bis 1900. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1984 (XII und 411 S., Ln., 52,- DM)

Pädagogik spielt in diesem Band in zweierlei Hinsicht eine Rolle. Erstens ist sie Gegenstand einer kulturgeschichtlichen Darstellung. Zweitens leitet diese Darstellung die pädagogische Absicht, in die Kulturgeschichte der deutschen Pädagogik einzuführen. Demzufolge wendet sich Fertig auch nicht an »Fachkollegen«, sondern an Leser, »die nur am Rande mit historischer Pädagogik zu tun haben« (IX). Im Vorwort präzisiert der Autor sein Verfahren: »Dieses Buch hat einen museumspädagogischen Ansatz: Es soll eine Art Ausstellung in Buchform geboten werden.« (IX) Den historischen Text- bzw. Bildquellen werden Kommentare des Autors gegenübergestellt.

Fertig gliedert die Kulturgeschichte der Erziehung thematisch in zwölf Kapitel, die sich ihrerseits vier Themenpunkten zuordnen lassen. Das Einführungskapitel stellt anhand ausgewählter Text- und Bildquellen die »Wandlungen des Kindseins und der Jugendlichkeit« dar, beschränkt sich allerdings auf »das Bild vom Kind in den Oberschichten« (3). Der zweite Themenschwerpunkt, der sechs Kapitel umfaßt, beschreibt den Wandel von der »häuslichen Bildung« zu einer Erziehung in »Schule und Unterricht«. Dem Verhältnis von Staat und Bildung sind vier Kapitel gewidmet, als eigenes Thema wird schließlich die »Bildungsphilosophie« der »Goethezeit« vorgestellt. Entsprechend seinem kulturgeschichtlichen Anspruch stehen für Fertig »nicht vornehmlich große Ideen großer Männer« im Mittelpunkt des Interesses, »sondern das Leben der Kinder und Heranwachsenden« (IX). Die Quellen dokumentieren allerdings nur einzelne Aspekte des Erziehungsgeschehens, während Dokumente von den sozialhistorischen Umständen fehlen. Die Vermengung der Interpretation von pädagogischen Theorien einerseits und Informationen über den Erziehungsalltag andererseits läßt eine kritische Betrachtung der Wechselwirkung von theoretischer Präention und Erziehungspraxis nicht mehr zu. Das Verfahren der schlaglichtartigen Beleuchtung einzelner Problemfelder, deren Aufeinanderfolge in der Darstellung nicht immer einsichtig wird, läßt denn auch Zweifel daran aufkommen, ob Fertigs Ausführungen den Ansprüchen, die an eine Einführung in die Kulturgeschichte der Erziehung zu stellen wären, gerecht zu werden vermag. Überdies ließe sich über die im einzelnen vorgetragenen Themen streiten. Fertig verweist etwa auf den Zusammenhang zwischen der allmählichen Emotionalisierung familiärer Beziehungen einerseits (vgl. 115) und der damit einhergehenden Entdeckung der kindlichen Subjektivität (vgl. 123) andererseits, läßt aber die Gründe für den Vollzug und die Spezifik dieses Wandels ebenso vermissen wie für die These, daß Bildung am Ende des 19. Jahrhunderts zur Ware geworden sei (vgl. 305). Der Aufbau der einzelnen Kapitel ist chronologisch wie thematisch völlig unsystematisch. Das Kapitel »Erziehung

und Strafe« z.B. zeigt zu Anfang eine Karikatur aus dem 19. Jahrhundert, der ein Kupferstich aus dem 18. Jahrhundert folgt. Dann wird ein Auszug aus einem Barockroman des 17. Jahrhunderts vorgegeben, dem sich ein Romanzitat aus dem 20. Jahrhundert anschließt. Mit diesem Darstellungsverfahren, das der Verfasser eingangs kurz anspricht (vgl. XI), läßt sich der geschichtliche Prozeß der pädagogischen Theorien und des pädagogischen Verhaltens nicht rekonstruieren. Ähnlich unbekümmert verfährt Fertig mit den einzelnen Kapitelüberschriften. Das Kapitel über »Erziehung und Spiel« z.B. birgt auch Informationen über Sport und Kindergarten. Das didaktische Anliegen Fertigs — »das comenianische Prinzip« (X) —, demzufolge der Leser die vorgelegte Quelle interpretieren soll, bevor er den Kommentar liest, untersteht dem hermeneutischen Anspruch, daß die Primärquellen nicht, »was immer naheliegt, nur als Beleg benutzt werden« (X). Fertigs Kommentare zeigen allerdings mit Zusatzinformationen, die gerade dem Laien das Verständnis des Bild- und Textmaterials erleichtert hätten, und setzen an ihre Stelle weitschweifige Betrachtungen über den sogenannten »Zeitgeist«. Die wenigen Hinweise auf den sozialen Status und die Lebenssituation eines Autors oder Zeichners wirken nur arabesk. Ärgerlich ist die Abstraktion von den Eigenheiten eines vorgestellten Autors und den Besonderheiten der Zeitumstände. Wedekinds Drama »Frühlings Erwachen« wird z.B. als ein Beleg »für die rigorose Ausklammerung alles Geschlechtlichen« (181) mißverstanden, die bittere Ironie des Dramas aber wird übergangen. Zu einem Auszug aus den »Buddenbrooks« heißt es: »Der politische Hintergrund des gezeichneten Zustandes ist die schleichende Verpreußung Deutschlands um 1870, das Indiennestellen der Schule unter den neuen 'Zeitgeist', die endgültige Ablösung der Biedermeieridylle zugunsten strammen Reglements.« (307) Was Fertig mit Hilfe derart plakativer Beschreibungen mitteilen will, bleibt unklar. Den interessierten Laien oder »Nichtpädagogen« werden solche Behauptungen wohl kaum dazu verleiten, sich ein qualifiziertes und kritisches Urteil über die Geschichte der Erziehung in Deutschland und ihrer Begriffe zu bilden.

Frank Konersmann (Bielefeld)

Apel, Hans-Jürgen: Das preußische Gymnasium in den Rheinlanden und Westfalen 1814-1848. Die Modernisierung der traditionellen Gelehrtenschulen durch die preußische Unterrichtsverwaltung. Studien und Dokumentationen zur deutschen Bildungsgeschichte, Bd.25. Böhlau-Verlag, Köln/Wien 1984 (341 S., br., 54,- DM)

Herbart, Johann Friedrich: Herbart I. Umriß pädagogischer Vorlesungen. Besorgt von Josef Esterhues. Schöninghs Sammlung pädagogischer Schriften. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1984, Erstauflage 1957 (160 S., br., 22,- DM)

Schleiermacher, Friedrich: Pädagogische Schriften 1. Die Vorlesungen aus dem Jahre 1826. Unter Mitwirkung von Theodor Schulze hrsgg. von Erich Weniger. Klett-Cotta im Ullstein Taschenbuch, Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1983, Erstauflage 1957 (47 S., br., 14,80 DM)

Schleiermacher, Friedrich: Pädagogische Schriften 2. Pädagogische Abhandlungen und Zeugnisse. Unter Mitwirkung von Theodor Schulze hrsgg. von Erich Weniger. Klett-Cotta im Ullstein Taschenbuch, Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1984, Erstauflage 1957 (240 S., br., 9,80 DM)

Die Studie Apels knüpft an neuere sozialhistorisch orientierte Untersuchungen zur Geschichte des Schulwesens, speziell des Gymnasiums, im 19. Jahrhundert an (Jeismann 1974, Müller 1977, Karul 1980). Sie ergänzt die bisher vorliegenden Ergebnisse durch eine detaillierte Regionalanalyse der Umgestaltung des Latein- und Gelehrtenschulwesens zum modernen *allgemeinbildenden* Schulwesen in den rheinländischen und westfälischen Provinzen, die nach dem Wiener Kongreß von 1815 von Preußen übernommen worden waren. Im folgenden Jahr wurde in diesen Provinzen gleichfalls, wie zuvor in den Jahren 1809-10 in Berlin/Brandenburg, mit der Reform des Bildungswesens unter

neuhumanistischen Vorzeichen begonnen. Die Reformen zielten auf eine Institutionalisierung von Allgemeinbildung, vor allem durch eine Reorganisation der höheren und mittleren Schulen. Apel zeichnet zunächst anhand von Archivmaterial die Verhältnisse zu Beginn der Reform nach. Er stützt sich dabei vor allem auf die detaillierten Berichte über die Gelehrtenschulen in Aachen, Köln und Düsseldorf, die von den Konsistorialräten den Provinzialverwaltungen erstattet wurden. Für die anschließende Darstellung der Entwicklung des Gymnasiums werden drei Phasen angenommen. Apel versucht dabei, »bis an die Alltagsrealität dieses Schultyps« heranzukommen (21).

In der ersten Reformphase wurden im Anschluß an die von den Schulaufsichtsbeamten vorgenommenen Bestandsaufnahmen Maßnahmen für eine »konsequente Reorganisation« getroffen (1816-1826). Mit einigen Abweichungen, die aus den regionalen und lokalen Bedingungen sowie den verfügbaren materiellen und personellen Ressourcen resultierten, wurde der Reform der Lehrplan von 1816, der in der Literatur seit Friedrich Paulsen als »Süvernscher Normalplan« bekannt ist, zugrunde gelegt. Mit diesem Lehrplan wurde in der Geschichte des preußischen Schulwesens zum ersten Mal für alle Schüler der Gymnasien eine bestimmte Auswahl von Fächern (Latein, Griechisch, Deutsch, Mathematik, Naturgeschichte und Naturlehre, Geschichte und Geografie, Religion) in einem quantitativen Verhältnis zueinander und in einer bestimmten Lehr-Lern-Organisation vom Staat verbindlich festgelegt. Apel legt dabei besonderen Wert auf die allmähliche Herausbildung des Jahres- bzw. Jahrgangsklassensystems (je nachdem, ob die Kursdauer oder die angestrebte Gleichaltrigkeit zugrunde gelegt wird), die mindestens während der gesamten ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts andauerte. Diese Organisationsform ist Charakteristikum und Resultat der Reform. Apel beschreibt an vielen Beispielen die bis dahin entstandenen Organisationsformen des Gymnasialunterrichts: In jesuitischen Gymnasien (z.B. Gymnasium zu Münster) begleitete ein Ordinarius bzw. Klassenlehrer eine Schülergruppe von der ersten bis zur fünften (letzten) Klasse in möglichst vielen Fächern. Andere Gymnasien (z.B. Gymnasium zu Minden) versuchten mit dem Fachklassensystem der Tatsache Rechnung zu tragen, daß ein Teil der Schüler ein Studium anschloß, ein anderer Teil aber bereits nach zwei oder drei Jahren in »bürgerliche Gewerbe« abging. Beiden Schülergruppen versuchte man jeweils durch eine entsprechende Auswahl von »Lektionen« gerecht zu werden, wobei für die eine Gruppe die beiden alten Sprachen, für die andere die (Natur-)Wissenschaften ausschlaggebend waren. In anderen Fällen wurden an Gymnasien sogenannte Realklassen eingerichtet. Da die Finanzierung der Schule und des Lehrpersonals zumindest teilweise aus dem Schulgeldaufkommen gedeckt wurde, waren die Gymnasien auf beide Schülergruppen angewiesen.

Die zweite Reformphase wird durch die Konsolidierung des neugestalteten Gymnasiums (1827-1840) charakterisiert. Die geschilderte Situation in der ersten Reformphase macht deutlich, warum die Etablierung höherer Bürgerschulen bzw. von Realschulen, die einen auf die praktischen Bedürfnisse des bürgerlichen Gewerbslebens zugeschnittenen Typus allgemeiner Bildung zu realisieren begann, »unausweichlich« war.

In der dritten Reformphase (1840-1848), deren Beginn durch einen personellen Wechsel an der Spitze der Bildungsadministration markiert wird, wurde der Konsolidierungsprozeß einerseits fortgesetzt, andererseits verstärkten sich gegen Ende der 40er Jahre die Professionalisierungsbestrebungen der Gymnasiallehrerschaft durch die Gründung von Lehrervereinen und eine von ihnen ausgehende bildungspolitische Interessenartikulation.

Apels detailreiche Darstellungen der Zustände an den Schulen, die zu Beginn der Etablierung allgemeiner Bildung herrschten, präsentieren einiges an Material, um die in einem großen Teil der pädagogischen Geschichtsschreibung vorwiegende Lesart der neuhumanistischen Bildungsreform, die von einem »Humboldt-Süvernschen Bildungsideal« ausgeht und alle konzeptionellen und organisatorischen Abweichungen nur noch

als Verfallsgeschichte interpretieren kann, endlich zu überwinden. Apel selbst hat sich jedoch von dieser Lesart nicht ganz lösen können. Dies zeigt sich u.a. in den Passagen, in denen er die Etablierung öffentlicher Allgemeinbildung, etwa die Entstehung der Stadt- bzw. Bürgerschulen neben den Gymnasien, als einen Rückfall in ständisches Erziehungsdenken interpretiert.

Auch das Jahrgangsklassensystem, das mit dem »Normalplan« von 1837 für alle Gymnasien als ein zentraler Aspekt öffentlich organisierter Allgemeinbildung verbindlich gemacht wurde, wird aufgrund dieser Lesart der neuhumanistischen Bildungsreform von Apel nicht richtig bewertet. Zu den wichtigsten Merkmalen des Jahrgangsklassensystems gehörten: die Verfügbarkeit von Fachlehrern; eine in allen Fächern gleich lange Kursdauer (von zunächst einem halben, später in der Regel einem Jahr), um die Abstimmung der Inhalte und ihre Aufeinanderfolge in den einzelnen Klassen gewährleisten zu können; ein gemeinsamer Pflichtkanon für alle Schüler einer Schulform; abgestufte disziplinarische Maßnahmen; das Abitur als einzige Hochschulzugangsberechtigung. Die historische Errungenschaft, die diese neue schulische Organisationsform darstellte, liegt erst in zweiter Linie in der zeitlichen Festlegung der Kursdauer auf ein Jahr. Die einleuchtend vorgeführte Notwendigkeit des Jahrgangsklassensystems mußte den Autor anregen, die damaligen Vorstellungen über eine Organisierbarkeit des Lernens allein vom Schüler aus, als idealisierende Sichtweisen zu erkennen. Die zahlreichen Debatten über das Verhältnis von Unterricht und Erziehung und ihre wechselseitige Durchdringung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zeigen, daß der entscheidende Aspekt dieses Systems in der Konstituierung der Schulklasse als einer *sozialen Gruppe* lag. Erst durch eine annähernde Gleichaltrigkeit der Schüler einer Klasse ließen sich die Unterrichtsinhalte mit einer altersgerecht abgestuften einheitlichen normativen Orientierung der Individuen verknüpfen. Die Verknüpfung von Kenntnisvermittlung und normativer Orientierung des Wissens war, bei allen Unterschieden im einzelnen, für den Bildungsbegriff im frühen 19. Jahrhundert konstitutiv. Diese Leistung des modernen Schulwesens bildet sich erst im Zuge der Erringung der politischen Herrschaft durch das Bürgertum heraus.

Mit den pädagogischen Schriften Herbarts (1776-1841) und Schleiermachers (1768-1834), die in den beiden vergangenen Jahren in unveränderten Neuauflagen wieder präsentiert worden sind, liegen die ersten beiden Systeme wissenschaftlicher Pädagogik vor, die im 19. Jahrhundert im Zuge der Institutionalisierung allgemeiner Bildung entstanden. Herbart und Schleiermacher waren beide an der preußischen Bildungsreform in der Frühphase beteiligt: Schleiermacher als Direktor der Berliner wissenschaftlichen Deputation, die 1810 von Wilhelm von Humboldt gegründet und der auch von ihm geleiteten Sektion für Kultus und öffentlichen Unterricht als Institution wissenschaftlicher Politikberatung zugeordnet worden war, ferner als langjähriges Mitglied der Unterrichtssektion selbst (der Vorläuferin des 1817 gegründeten Ministeriums) und als Gründungsmitglied der Berliner Universität; Herbart als Mitglied und Direktor der wissenschaftlichen Deputation in Königsberg, die neben der in Breslau den Schulreformprozeß in den Provinzen Schlesien und Ostpreußen kritisch begleitete. Die Deputationen in Breslau und Königsberg waren der in Berlin zur regelmäßigen Berichterstattung verpflichtet, aber für die Entwicklung der Modernisierungsmaximen des Schulwesens in ihren Provinzen selbständig tätig. In den Anfängen der neuhumanistischen Reformen im Jahre 1810 fand eine Auseinandersetzung statt, die die Positionen beider treffend charakterisiert. Herbart wollte in Königsberg ein Institut zur Ausbildung von Hauslehrern gründen. Den Plan legte er der Unterrichtssektion zur Genehmigung vor. Dort erhielt ihn Schleiermacher zur Begutachtung und beschied abschlägig: Die Errichtung eines öffentlichen Schulwesens sei in vollem Gange, und man dürfe daher hoffen, daß es in naher Zukunft keine Hauslehrer mehr geben müsse.

Herbart stellte in dem 1835 entstandenen »Umriß pädagogischer Vorlesungen« den Wissenschaftscharakter der Pädagogik durch den Bezug auf zwei Teilbereiche der Philosophie her: die praktische Philosophie (Ethik) und die Psychologie. Jene gebe die »praktischen Ideen« (innere Freiheit, Vollkommenheit, Wohlwollen, Recht, Billigkeit) an, denen die pädagogische Tätigkeit zu folgen habe, um ihr Gesamtziel, die Bildung des Zöglings zur Tugend, zu erreichen. Diese habe sich in drei sozialen Kontexten zu bewähren, die das »gesellige Ganze« ausmachen (Rechtsgesellschaft und Lohnsystem, Verwaltungssystem und Kultursystem), in dem sich das erzogene Individuum später »ohne Unterschied des Standes« als »brauchbar« erweisen solle (8). Bildung zur Tugend — sie setze die Bildsamkeit des Zöglings als »Grundbegriff der Pädagogik« (5) voraus — bedeute nicht, wie Herbart gegenüber den Auffassungen Wolffs und Kants geltend machte, daß man sie durch Bezug auf die eine oder andere *einzelne* praktische Idee realisieren könne. Sie sei vielmehr nur möglich, indem die verschiedenen praktischen Ideen in ihrer *Relation* zueinander das pädagogische Geschäft bestimmten (9). Auch in der Bestimmung der Abhängigkeit der Pädagogik von der Psychologie war Herbart um die Überwindung von Auffassungen bemüht, denen zufolge der Gegenstand einer Wissenschaft einzelne Objekte seien: Es sei unrichtig, die menschliche Seele als ein Aggregat von allerlei Vermögen zu betrachten, eine Vorstellung, die sich auch geltend mache, wenn es um Unterricht gehe. Unterricht solle das Gedächtnis und die Phantasie anregen, den Verstand und das ästhetische Urteil entwickeln und schärfen. Oftmals zeige sich jedoch, daß Kinder, denen im Unterricht von ihren Lehrern und Erziehern wenig Verstand oder Phantasie eingeräumt werde, in anderen Kontexten ganz anders wahrgenommen würden. So führte Herbart den Begriff der »Vorstellungsmassen« als Verhältnis zwischen dem ideell vorgestellten und seiner subjektiven Bewertung durch das Individuum ein. Vom Verhältnis der schon erworbenen »Vorstellungsmassen«, nicht etwa von dem verschiedener Seelenvermögen, hänge die Bildsamkeit des Zöglings ab. Die pädagogische Tätigkeit realisiere sich in drei verschiedenen Aspekten: im Unterricht, der sich auf die Erweiterung, Berichtigung, Vervollständigung und Vervielfältigung der »Vorstellungsmassen« richtet und daher in verschiedenen Fächern stattfinden muß; in der Zucht, durch die bewirkt wird, daß der Zögling nicht nur Kenntnisse, sondern auch Sittlichkeit gewinne — damit begründete Herbart etwa auch das relative Übergewicht der historischen und philologischen Studien: von der Dorfschule bis zum Gymnasium müßten, um dem Egoismus entgegenzuwirken, »menschliche Verhältnisse den Hauptgegenstand des gesamten Unterrichts ... notwendig ausmachen« (16) —; in der »Regierung«, mit der die Kinder — im Unterschied zur Zucht und zum Unterricht, die beide auf die Zukunft gerichtet seien — in der Gegenwart in den Schranken gehalten werden müßten, die »jeder einzelne von der menschlichen Gesellschaft zu erleiden« habe (17).

Nur der sich aus der Verknüpfung von »Unterricht« und »Zucht« ergebende »erziehende Unterricht« der Erzieher, der Eltern und der Lehrer sei dazu angetan, »für die Bildung, also für die Zukunft« zu wirken (24), — eine Auffassung, die Herbart in einer früheren Schrift auch in einer Auseinandersetzung um die Frage des schulischen Klassensystems zur Geltung brachte. Der Zweck des Unterrichts liege darin, das Interesse der Schüler — »Interesse ist Selbsttätigkeit« (29) — zugleich vielseitig zwischen dem empirischen, spekulativen, ästhetischen, sympathischen, gesellschaftlichen sowie religiösen Interesse *und* »gleichschwebend« zu entwickeln. Einen großen Teil seiner weiteren Darlegungen richtete Herbart darauf, die Wirkungsweisen der einzelnen Unterrichtsfächer in diesem Sinne, vor allem aber die verschiedenen Unterrichtsmethoden und Lehrarten auseinanderzulegen, die hierbei zu beachten seien. Gleichwohl wird in den anschließenden Kapiteln über die Zucht deutlich, daß Herbart im Grunde nicht die Existenz institutionalisierten öffentlichen Unterrichts für Massen von Schülern zum systematischen Ausgangspunkt seiner Theorie der pädagogischen Tätigkeit nahm, sondern den Haus-

lehrer, der als einzelner »Erzieher« einem einzelnen »Zögling« gegenübersteht und seine gesamte geschulte Aufmerksamkeit auf dessen Beobachtung richtet (die Zucht »beobachtet und gewöhnt den Menschen, sich beobachtet zu glauben«, 134), um zum richtigen Zeitpunkt die jeweils angemessene erzieherische Maßnahme plazieren zu können.

Die Schleiermacherschen pädagogischen Vorlesungen von 1826 (anhand von Mitschriften erstmals 1845 publiziert) repräsentieren eine grundsätzlich andere, sozialphilosophisch-gesellschaftstheoretisch begründete Auffassung der Pädagogik als Wissenschaft. Erziehung wird als ein historisch gewordenes, veränderliches *gesellschaftliches* Verhältnis angesehen, nicht als eines zwischen einem Zögling und seinem Erzieher. Diese Auffassung wirkt sich bereits in der Bestimmung der beiden philosophischen Teilbereiche aus, die Schleiermacher seinerseits als Determinanten einer wissenschaftlichen Pädagogik annahm, nämlich Ethik und Theorie der Politik; wie Herbart entwickelte auch Schleiermacher eine »Psychologie«, die aber eine weit unbedeutendere Rolle spielt. Seine pädagogischen Auffassungen verdankten ihren Zuschnitt offenbar weit mehr den Erfahrungen, die er als Mitglied und Berater der Bildungsadministration, aber auch im Vorfeld der Auseinandersetzungen um die Gründung der Berliner Universität (1810), die damals *der* Brennpunkt der öffentlichen gesellschaftspolitischen und wissenschaftstheoretischen Meinungsbildung war, also in der Anfangsphase der Etablierung öffentlicher allgemeiner Bildung, gesammelt hatte. Ein Teil der kleineren Schriften (in Band 2) entstammt dem Kontext der Lehrplanarbeit der Berliner wissenschaftlichen Deputation, aus der der o.g. »Süvernsche Normalplan« als wichtiges Reformdokument hervorging. Zentrale konzeptionelle Überlegungen, die in diesen Lehrplan eingingen, formulierte Schleiermacher in den »Gelegentlichen Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn« (1808), die ihrerseits noch zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse (1819) ein Angriffsziel der politischen Reaktion darstellten. Von den neuhumanistischen Allgemeinbildungskonzeptionen unterschied sich seine Konzeption durch die realistische Beurteilung des möglichen Tempos des sozialen Fortschritts und der Durchschlagskraft von Bildung als einer Strategie gesellschaftlicher Entwicklung. Er gründete seine Bildungskonzeption auf die Annahme, daß eine Verwissenschaftlichung der gesellschaftlichen Praxis durch Bildung nur in dem Maße möglich sei, wie die Praxis selbst schon verwissenschaftlicht ist. Hieraus ergab sich als erziehungstheoretischer »Grundkanon«: »Alle Kenntnisse, die wir mitteilen, alle Fertigkeiten, die wir üben können, sind nur etwas Wirklichgewordenes, wenn sie im gemeinsamen Leben ein Wirksames bleiben. Was aber am Endpunkt der Erziehung aufhört, Einfluß zu üben, und nur in der Periode der Erziehung, insofern diese nur ein Mittel ist zu dem weiteren Leben, seine Geltung hat, das ist nicht ein wirklich Erreichtes; es ist dann in Beziehung auf das ganze Leben nur ein Schein.« (Bd.1, 245) Damit hing die durchgängige Hervorhebung des *deutschen Sprachunterrichts* als Mittel und Gegenstand allgemeiner Bildung (in allen drei Schulformen: Volksschule, Realschule, Gymnasium) zusammen. Anders als die griechische und lateinische Sprache, die als Instrumente der Theoretisierung des Wissens von den Neuhumanisten bevorzugt wurden, veranschlagte Schleiermacher hierfür die deutsche Sprache als das sozial und kognitiv allgemeinere Kommunikationsmedium. Die utopische gesellschaftspolitische Perspektive, die die Bedeutung etwa der Bildungsphilosophie Wilhelm von Humboldts ausmacht, fällt dabei weg. Schleiermacher betrachtete den Grad der Bildsamkeit des Individuums als abhängig von den »politischen Verhältnissen« — die ökonomischen Verhältnisse begriff er als abhängig von den politischen. Ingrid Lohmann (Bielefeld)

Kanz, Heinrich (Hrsg.): Der Nationalsozialismus als pädagogisches Problem. Deutsche Erziehungsgeschichte 1933-1945. Verlag Peter Lang, Frankfurt-Bern-New York 1984 (452 S., br., 78,- Sfr)

Die Veröffentlichung will dazu beitragen, den »geschichtlichen Vorgang der Nazifizie-

«... der deutschen Erziehung» aufzuklären und damit Hilfen geben zur »pädagogischen 'Verarbeitung' des NS in der Bundesrepublik Deutschland« (13). Beide Zielsetzungen sind brennend aktuell, weil kritisches Geschichtsbewußtsein auch in der bundesrepublikanischen Pädagogik noch immer entwicklungsbedürftig ist.

Der Quellenband geht, wie das Vorwort ausweist, auf ein erziehungsgeschichtliches Oberseminar des Herausgebers zurück und versteht sich als »Arbeitsbuch«, das »Bausteine zur weiteren Bearbeitung« bieten und »zur selbständigen Interpretation und notwendigen Ergänzung« (15) anregen will. Neben der Einleitung (15-68) nehmen die chronologisch geordneten Quellen und Dokumente (71-375) den meisten Raum ein; es folgen 556 ausgewählte Literaturhinweise (377-414), eine Zeittafel (415-442), ein Namensverzeichnis (443-450) und schließlich ein Abkürzungsverzeichnis (451-452). In der Einleitung diskutiert Kanz methodische Gesichtspunkte der Geschichtsforschung und Probleme ihrer pädagogischen Erschließung: Er setzt sich mit Motiven auseinander, die eine pädagogische Beschäftigung mit der Nazi-Zeit leiten, referiert diverse Hitler-Deutungen und versucht eine vierteilige Typologie, die die Motive der Anhänger, der Mitläufer, der passiven Gegner und der Widerstandskämpfer voneinander abgrenzt. Dieser erste Teil der Einleitung (15-47) stützt sich überwiegend auf politik- und geschichtswissenschaftliche Literatur, während der zweite Teil (47-62) ausführlich die bundesrepublikanische pädagogische Literatur zur Theorie und Praxis der NS-Erziehung referiert. Dieser Literaturbericht vermittelt einen guten, wenn auch nicht vollständigen Überblick über die Forschungslage zur NS-Erziehung. Am Schluß der Einleitung (62-68) begründet Kanz das Vorhaben seines Quellenbandes und erläutert die Gesichtspunkte seiner Quellenauswahl.

Die Quellen selbst, etwa 100 an der Zahl, entstammen unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen: Neben Gesetzen und Erlassen, Richtlinien und Anordnungen sowie programmatischen Äußerungen einflußreicher Nazi-Ideologen, die sich auf die Indienstnahme der Pädagogik und des Schul- und Unterrichtswesens beziehen, finden sich auch Dokumente, die Distanz, Ablehnung und Widerstand gegenüber dem Nazi-Regime belegen.

Die erfreulich breite Palette der Quellen wird dem Leser allerdings nur unzureichend erschlossen. Zwar finden sich nach den jeweiligen Quellenangaben oft Hinweise auf verwandte Quellen und auf weiterführende Literatur — aber von einem »Arbeitsbuch« darf man ausführlichere Qualifizierungen und Zuordnungen der Quellen erwarten. Deren Verknüpfung mit allgemeinen politisch-gesellschaftlichen Basisinformationen in der Zeittafel ist ein Ansatz, den Kanz konsequent hätte ausarbeiten sollen. Insbesondere für Anfänger, die sich selbständig dieses dunkle Kapitel deutscher (Erziehungs-)Geschichte erarbeiten wollen, wären ausführlichere Kontextbeschreibungen der Quellen hilfreich.

Martin Kipp (Kassel)

Geschichte

Thien, Hans-Günter, und Hanns Wienold (Hrsg.): Münster — Spuren aus der Zeit des Faschismus. Zum 50. Jahrestag der nationalsozialistischen Machtergreifung. Edition Westfälisches Dampfboot, Münster 1983 (252 S., Abb., br., 13,- DM)

Wollenberg, Jörg, Lore Heer-Kleinert, Mechthild Müser und Dieter Pfliegensdörfer: Von der Krise zum Faschismus. Bremer Arbeiterbewegung 1929-33. Cooperative-Verlag, Frankfurt/M. 1983 (160 S., Abb., br., 28,- DM)

Die Geschichte nationalsozialistischer Alltagsmomente und der Durchsetzung des deutschen Faschismus in Regionen und Orten prägt seit Mitte der 70er Jahre die Faschismusanalyse, »oral history« und Spurensicherung bestimmen die Wahrnehmung des natio-

nalsozialistischen Herrschaftssystems (vgl. *Argument* 146/1984). Damit stellen sich Fragen wie die, ob Regionalgeschichte eine neue Variante des Historismus ist, oder ob sie in der Lage ist, auch allgemeine Charakteristika der politischen Arbeitsteilung von traditionellen Eliten und NS-Oligarchie darzustellen? Anders gefragt: Wie wenig total und fragmentarisch wird in solchen Lokal- und Regionalstudien »der« Nationalsozialismus wahrgenommen? Wie werden die Beziehungen zwischen lokalen Besonderheiten und strukturell-allgemeinen Bestimmungsfaktoren und auch mit einer Theorie des deutschen Faschismus angesprochen (oder ausgespart)?

Solche Fragen gelten insbesondere den vom Anspruch her kritischen Lokalanalysen, die sich um »die in der bundesrepublikanischen Wirklichkeit weitgehend verschütteten geschichtlichen Zusammenhänge und Kontinuitäten« (Münster, 7) bemühen oder die ein »Lernen aus verpaßten Chancen« (Krise, 11) anstreben. Harmonisierende Tendenzen der Instrumentalisierung von 'Heimart' und Geschichtsbewußtsein können z.B. auf die Tradition von Vereins-, Regiments- und Heimatgeschichte zurückgreifen; wenn seit Ende der 70er Jahre auch linke Autoren einladen zu einer »Geschichte des Volkes« (vgl. durchaus lesenswert Lutz Niethammer [Hrsg.], »Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst«, Berlin/Bonn 1984), dann muß untersucht werden, ob es sich um konkrete Analysen des Marxschen Geschichtsverständnisses (vgl. MEW 8, 115) und um Antworten auf Fragen eines denkenden Arbeiters handelt, oder ob sich angesichts der Beharrungskräfte kapitalistischer Strukturen auch »kritische Kritiker« in der Besonderheit eines Ortes einnisten (als wäre »nirgends nichts gewesen« außer in ...).

Die Arbeit über die »Spuren aus der Zeit des Faschismus« in Münster ist getragen von dem Bemühen, die Produktion sozialer und politischer Verhältnisse im lokalen Alltag zu verfolgen (8f.). Die Analyse Münsters verbindet die Besonderheiten eines katholisch nicht-industriellen Milieus mit allgemeinen Strukturen, in denen sich »auf der Grundlage der kapitalistischen Gesellschaftsstruktur« die »Eigendynamik des Nationalsozialismus« (28) entfaltet. Neben den (teilweise zu verkürzten) Beiträgen über die NSDAP in Münster, Mittelschichten, die katholische Kirche (Bischof v. Galen), den Arbeiterwiderstand, NS-Stimmungsberichte über die Bevölkerung, die Judenverfolgung und die Universität (besonders über deren medizinische Fakultät) finden sich allgemeine Bezugsfolien in Form einer Schilderung der Vergasung in Auschwitz und einer Darstellung der »Grundzüge nationalsozialistischer Herrschaft«. Anknüpfend an die Behandlung der Universität als einer die NSDAP tolerierenden und fördernden Institution (216f.) wird Kontinuitätsbezügen nachgegangen, indem die unzureichende Entnazifizierung der Universität dargestellt wird und Stellungnahmen (u.a. von Schelsky, 241ff.) von Münsteraner Professoren über ihre NS-Vergangenheit kommentiert werden.

Alle Beiträge stellen sich zwei zentralen Gesichtspunkten, nämlich der Kritik des NS-Anspruches, »gegen Reaktion und Marxismus für die Volksgemeinschaft« (23) einzutreten, und der Darstellung von »Zustimmung und Duldung« der NSDAP durch lokale Eliten (44, 9f.). Kritisch ist anzumerken, daß die Darstellung weitestgehend auf das Heranziehen von Zeitzeugen verzichtet, daß die vielfach unkommentierten Fotos zu wenig in den Text integriert sind. Den traditionellen Aufbau (jeder Sozialschicht ein Kapitel) und den Geschlossenheitsanspruch hätte man aufgeben sollen, um an wenigen ausführlich dokumentierten und analysierten Beispielen zeigen zu können, wie »im lokalen Rahmen ... die allgemeinen Strukturen« wirken (43). So aber wird vieles nur angetippt, z.B. was »Zustimmung und Duldung« von Polizei, Wehrmacht, bürgerlichen Honoratioren und Zentrum anbetrifft (dies zu 44f., 47); auch hätte die Kritik am Anspruch der »Volksgemeinschaft« eine eingehendere Behandlung der Widersprüche von »Mittelstand« und »Großkapital« sowie der »Differenzierungen« des »Münsteraner Mittelstandes« verdient (dies zu 59-61).

Gegenüber den Eingangsfragen konzentriert sich die Bremer Studie auf die Arbeiterbewegung, die — ausgehend von einer wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Betrachtung sowie vor dem Hintergrund der Aktivitäten der Arbeiterkulturbewegung — vornehmlich in der Weltwirtschaftskrise analysiert wird. Um die »verpaßten Chancen« der faschistischen Lektion für demokratische Lernprozesse fruchtbar werden zu lassen, bringen die Illustrationen Geschichte (als kollektives Gedächtnis) den Nachgeborenen ebenso nahe wie die Aussagen der über 50 befragten Zeitzeugen, die neben KPD und SPD auch die Splittergruppen KPO und SAP sowie die Gewerkschaften in ADGB und die RGO in Erinnerung bringen. Hervorzuheben ist der Umgang mit den »Arbeiterveteranen«. Ihnen ist der Forschungsbericht zugänglich gemacht worden, so daß sechs Stellungnahmen aus ihrem Kreis (u.a. von heutigen DKP-Mitgliedern, von Sozialdemokraten und vormaligen Mitgliedern der Flügelparteien) veröffentlicht werden konnten (14-18). Wie zahlreiche Interviewaussagen zeigen diese Stellungnahmen, »daß die alten Grabenkämpfe ... nach wie vor nicht aufgearbeitet worden sind« (14). »Lernen aus verpaßten Chancen« — u.a. also: Einsicht in die Notwendigkeit einer »flexiblen Bündnispolitik«, einer organisatorisch und kulturell offensiven und einheitlichen Arbeiterpolitik — ist also ein Problem, wenn eine handlungspraktische Umsetzung des Generalnenners »Nie wieder Faschismus — nie wieder Krieg« angestrebt wird (9).

Vor dem Hintergrund einer empirisch dicht dokumentierten Kultur-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bremer Arbeiterbewegung liefert die Analyse der sozialdemokratischen und kommunistischen Organisation in der Weltwirtschaftskrise Einblick in eine antagonistische Lagermentalität, die der Arbeiterbewegung keine neuen politischen Kräfte erschließt, sondern sie auf die organisierten Minderheiten begrenzt (152f.). Lagerbildung, kommunistischer Aktionismus und sozialdemokratischer Reformismus werden am Bremer Beispiel als verallgemeinerungsfähige Charakteristika der Arbeiterbewegung angesichts des NS-Aufstiegs (auch der NS-Betriebszellen-Organisation, 126f.) herausgearbeitet. Während dabei die KPD-Perspektivlosigkeit (»Realitätsverlust«) zu wenig als Ursprung eines antifaschistischen Aktionismus analysiert wird (102-120), wird das Problem der SPD deutlich (81ff., 96ff.), auf ein Bürgertum zu setzen, das sich in der Krise immer mehr von der republikanischen Verfassung distanziert (35ff., 60ff., 133f.). Allerdings: auch Teile der SPD (wie die SAJ, 92) demonstrieren unter der Parole: »Republik, das ist nicht viel / Sozialismus heißt das Ziel.«

Beide Studien zeigen, daß ein lokalanalytischer Ansatz sehr wohl in kritischer Absicht verfolgt werden kann. Keine Studie schildert den Bezugsort als Musterländle. Der Bremer Studie kommt die Konzentration auf die Arbeiterbewegung zugute, gegenüber der Münster-Studie ergibt dies eine Verdichtung und Vertiefung. Beide Studien gleichen sich aber darin, daß sie sich auf Organisationen und Institutionen als Analyseobjekte beschränken. Trotz zahlreich befragter Zeitzeugen unterschreitet auch die Bremer Studie diesen Bezugsrahmen nicht. Die Vergesellschaftung von Individuen und Familien wird kaum erwähnt: Daraus resultiert ein grundlegendes Defizit: »Wie (die) materiellen Faktoren [im Gefolge der Krise; d. Verf.] im einzelnen auf Handeln und Nicht-Handeln gewirkt haben, und welche Rolle dabei insbesondere die Politik der Arbeiterorganisationen spielte, ist ein Thema, dessen Behandlung immer noch aussteht« (Krise, 153) — vor allem dann, wenn objektive Bedingungen, subjektives Verarbeiten und Reagieren, organisatorische Verarbeitungs- und Handlungsangebote sowie institutionelle Normen und Regeln gleich intensiv analysiert werden sollen. Auf diese weiterführende Arbeitsperspektive verweisen beide Studien.

Eike Hennig (Kassel)

Broszat, Martin, Elke Fröhlich und Falk Wilsemann (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit I. Soziale Lage und politisches Verhalten der Bevölkerung im Spiegel vertraulicher Berichte. Oldenbourg Verlag, München-Wien 1977 (712 S., br., 48,- DM)

Broszat, Martin, und Elke Fröhlich (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit II. Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt, Teil A. Oldenbourg Verlag, München-Wien 1979

(517 S., 52 Abb., br., 48,- DM)

Broszat, Martin, Elke Fröhlich und Anton Grossmann (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit III. Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt, Teil B. Oldenbourg Verlag, München-Wien 1981 (696 S., 85 Abb., br., 48,- DM)

Broszat, Martin, Elke Fröhlich und Anton Grossmann (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit IV. Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt, Teil C. Oldenbourg Verlag, München-Wien 1981 (760 S., 85 Abb., br., 48,- DM)

Broszat, Martin, Hartmut Mehringer, Klaus Schönhoven und Anton Grossmann (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit V. Die Parteien KPD, SPD, BVP in Verfolgung und Widerstand. Oldenbourg Verlag, München-Wien 1983 (676 S., br., 48,- DM)

Broszat, Martin, und Elke Fröhlich (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit VI. Die Herausforderung des Einzelnen. Geschichten über Widerstand und Verfolgung. Oldenbourg Verlag, München-Wien 1983 (262 S., br., 48,- DM)

1973 übernahm das Institut für Zeitgeschichte in München den Forschungsauftrag »Widerstand und Verfolgung in Bayern 1933-1945«. Finanziert wurde das Projekt (bis 1981) vom Bayrischen Kultusministerium, das auch den Auftrag erteilte. Herausgekommen sind dabei sechs umfangreiche Bände. Dennoch stellt das Projekt keine vollständige Geschichte des Widerstands in Bayern dar — es fehlen wichtige Gruppen wie z.B. die »Weiße Rose«, auf die die Herausgeber zugunsten bisher vernachlässigter oder verschwiegener Gruppen verzichtet haben. Verständlich wird dies durch das Erkenntnisinteresse der Herausgeber und ihr »Widerstands«-Konzept, auf das ich am Schluß näher eingehe.

Band I ist eine Dokumentation der Monatsberichte von staatlichen Stellen oder Parteiorganen der NSDAP, die thematisch um Stichworte wie »Judenverfolgung und nicht-jüdische Bevölkerung«, »Lage der Arbeiterschaft, Arbeiteropposition, Aktivität und Verfolgung der illegalen Arbeiterbewegung« u.a. angeordnet sind. Es fehlen allerdings soziale Klassen und Gruppen wie das Bürgertum, Angestellte, Akademiker etc. Anmerkungen und Einführungen, die ausführlicher hätten sein können, sollen die Verbindung zur Reichspolitik herstellen und durch ideologie- bzw. quellenkritische Betrachtungsweise Widersprüche aufdecken, die den beschönigenden Berichten nicht zu entnehmen sind (z.B. was die erwähnten Aktionen »spontanen Volkszorns« angeht, die sich fast überall als gelenkte Anschläge der Faschisten erwiesen).

Band I ist eine Dokumentation der Monatsberichte von staatlichen Stellen oder Parteiorganen der NSDAP, die thematisch um Stichworte wie »Judenverfolgung und nicht-jüdische Bevölkerung«, »Lage der Arbeiterschaft, Arbeiteropposition, Aktivität und Verfolgung der illegalen Arbeiterbewegung« u.a. angeordnet sind. Es fehlen allerdings soziale Klassen und Gruppen wie das Bürgertum, Angestellte, Akademiker etc. Anmerkungen und Einführungen, die ausführlicher hätten sein können, sollen die Verbindung zur Reichspolitik herstellen und durch ideologie- bzw. quellenkritische Betrachtungsweise Widersprüche aufdecken, die den beschönigenden Berichten nicht zu entnehmen sind (z.B. was die erwähnten Aktionen »spontanen Volkszorns« angeht, die sich fast überall als gelenkte Anschläge der Faschisten erwiesen).

Die Bände II bis IV enthalten zwanzig Monographien zu einzelnen Themen wie den »Heimtückefällen«, den »Münchener Kammerspielen«, der »Gleichschaltung der Presse«, dem bayrischen Adel u.a. Der Wirtschaftshistoriker *Fritz Blaich* (»Bayerische Industrie 1933-1939. Elemente von Gleichschaltung, Konformismus und Selbstbehauptung«) zeigt, daß eine Interessensharmonie zwischen Kapitalisten und Faschisten nur bedingt bestand. Dem Druck des Staates konnten sich vor allem Klein- und Mittelbetriebe nicht widersetzen, ganz im Gegensatz zu Großbetrieben und Großkapital. Blaich kennzeichnet diesen Herrschaftstypus mit dem Begriff des »gelenkten Unternehmers«, der zwar die privaten Besitz- und Gewinnrechte behielt, sich aber Eingriffe in die Produktionsstruktur gefallen lassen mußte. *Ian Kershaw* geht der Kontinuität antisemitischer Vorurteile nach und kommt zu dem überraschenden Urteil, daß der radikale Antisemitismus faschistischer Prägung bei den sogenannten »kleinen Leuten« nicht Fuß fassen konnte, obwohl ein traditioneller, vofaschistischer Antisemitismus die Durchführung der Judenermordung erleichterte. Eine interessante These, die aber die Radikalisierung des Antisemitismus innerhalb der faschistischen Bewegung nicht erklären kann. *Franz Sonnenberger* (»Der Kampf um die NS-Gemeinschaftsschule) zeigt, wie die Nazis an moderne Strömungen, wie die Gemeinschaftsschule in ihrem Gegensatz zur konfessionellen Bekenntnisschule, anknüpften. Herausragend unter den in diesem Teil zusammengefaß-

ten Studien sind die umfangreichen Arbeiten von *Gerhard Hetzer* (»Die Industriestadt Augsburg«) und *Klaus Tenfelde* (»Proletarische Provinz: Penzberg«), die eine fruchtbare Mischung aus Sozial-, Wirtschafts- und Alltagsgeschichte darstellen.

Band V und VI behandeln den politischen Widerstand von Gruppen oder Einzelpersonen. Dabei gehören die Arbeiten von *Hartmut Mehringer* über KPD und SPD sicher zu den umfassendsten Studien auf diesem Feld. *Klaus Schönhoven* liefert dazu eine informative Darstellung des katholischen Widerstands, vor allem der Bayerischen Volkspartei. Die Dissertation von *Elke Fröhlich* über »Die Herausforderung des Einzelnen« läßt sich aus methodischen Gründen als eigenständiger Teil auffassen: hier werden »Geschichten« erzählt. Eine gewisse Tendenz zum Neohistorismus, zum Rückzug auf Einzelschicksale, ist dabei unverkennbar — trotzdem bleibt das Verdienst, auf vergessene oder verdrängte Widerstandsakte aufmerksam gemacht zu haben.

Ein grundlegendes Problem durchzieht jedoch das gesamte Projekt und scheint mir in seiner Konzeption begründet. *Martin Broszat* schreibt im Vorwort, man wolle eine »Soziographie des Regimes und der Gesellschaft auf der unteren Ebene« erstellen, um so »die Leitbegriffe aus ihrer plakativen Erstarrung zu lösen.« (Bd. I, 11) Dazu gehört der moralisch-politische Begriff des »Widerstands«, den Broszat durch den der »Resistenz« ersetzen will. Er bedeutet soviel wie »wirksame Abwehr«, »Begrenzung« oder »Eindämmung« und bietet nach Broszats Auffassung den Vorteil, ein weiteres Spektrum von Ausdrucksformen des Widerstands zu erfassen, wie »Nonkonformität«, »Opposition« und sogar »passive Resistenz« — ein Ausdruck, mit dem sich nahezu alles als Widerstand fassen läßt. All diese Begriffe fallen bei Broszat unter den Oberbegriff des »Konflikts«. Konflikt aber hat nicht notwendigerweise etwas mit Widerstand zu tun, sondern kann auch systemimmanent auftreten, wie bei einem Kompetenzgerangel zwischen Goebbels und Göring. Es scheint mir auch problematisch, diesen Begriff aus der Medizin zu übernehmen, wo »Resistenz« soviel wie Immunität oder Widerstandsfähigkeit eines Organismus bedeutet. Es gibt genügend Beispiele, daß etwa eine katholische, bürgerliche oder proletarische Sozialisation nicht notwendigerweise gegen den Faschismus »immunisiert« oder widerstandsfähig macht. Trotzdem ist eine erneute Theoriediskussion über den Widerstandsbegriff von Nutzen, um, wie Broszat schreibt, die »kleinen Formen zivilen Mutes« (heute würde man vielleicht sagen: »zivilen Ungehorsams«) festzuhalten, die so gar nicht in das Bild eines monolithischen Blocks passen, das uns die Totalitarismustheorie vom NS-Regime vermittelt hatte. Allerdings müssen die Abgrenzungen sorgfältig vorgenommen werden, damit die praktische Anwendung des Widerstandsbegriffs weiterhin gewährleistet bleibt und sich nicht noch nachträglich Leute wie der ehemalige Marinerichter Filbinger zu Widerstandskämpfern stilisieren können.

Rolf Rieß (Regensburg)

DGB-Bildungswerk Hessen, Studienkreis zur Erforschung und Vermittlung der Geschichte des deutschen Widerstandes 1933-1945 (Hrsg.): Hessische Gewerkschafter im Widerstand 1933-1945. Anabas-Verlag, Gießen 1983 (345 S., br., 19,80 DM)

Der vorliegende, von Axel Ulrich bearbeitete Band vereinigt die Erlebnisberichte von 28 Gewerkschafter(inne)n, die — in ihrer Mehrheit auf mündlichen Zeugnissen basierend — von den Herausgebern in sieben Kapitel gegliedert wurden: »Das Jahr 1933«, »Gewerkschaftliche Widerstandsgruppen«, »Betriebliche Widerstandsgruppen«, »Widerstand von Gewerkschaftern im Rahmen politischer Organisationen«, »Widerstand in ländlichen Regionen«, »Gewerkschafter im Exil« und »Widerstand während des Krieges«. Trotz kurzer redaktioneller Einführungen in die Kapitel bleibt das Gliederungskonzept im Dunkeln: So könnte z.B. ein im III. Kapitel enthaltener Bericht über den »Widerstand in Kasseler Betrieben«, der ausführlich auf Sabotageaktionen im Zweiten Weltkrieg eingeht, mühelos in das Kapitel »Widerstand während des Krieges« integriert

werden, während umgekehrt aus diesem Kapitel der Bericht »Widerstand gegen Krieg in einem Textilbetrieb« ebensogut hätte ins III. Kapitel aufgenommen werden können.

Diese nach nicht einsichtigen und daher nicht überzeugenden Kriterien vorgenommene Gliederung schmälert jedoch das Gewicht der Berichte keineswegs. Die Herausgeber haben es verstanden, gewerkschaftlich orientierte Widerständler(innen) zu einer allgemeinverständlichen und mitreißenden Schilderung ihrer Aktivitäten zur Unterminierung des faschistischen Regimes zu veranlassen. Dabei meint Unterminierung nicht spektakuläre Anschläge auf tragende Säulen des Systems, sondern die vielfältigen — erfolgreichen und erfolglosen — Anstrengungen zur Aufrechterhaltung von Kontakten, zum Aufbau konspirativer Netze, zur Unterstützung Verfolgter und ihrer Familien, zur Aufklärung von Arbeitskollegen und der Bevölkerung, zur Vereitelung von Aufrüstung und Kriegsproduktion, zum Schutz von Zwangsarbeiter(inne)n usw. Die dabei von vielen erlittenen Verfolgungsmaßnahmen zeigen zweierlei: Erstens die Gefahren, denen sich jede(r) schon beim Verteilen von antifaschistischen Broschüren aussetzte, und zweitens die potentiell systemsprengende Kraft, die die Herrschenden jeder oppositionellen Regung im Volk beimaßen. Damit machen die Berichte gerade jenen, die die Jahre 1933-1945 nicht aus eigenem Erleben kennen, deutlich, daß auch scheinbar unbedeutende und zum Teil heute geringgeschätzte oder milde belächelte Formen des Widerstandes einen hohen politischen Stellenwert besaßen.

Abschriften von Terrorurteilen und Faksimiles oppositioneller Publikationen sowie weitere Dokumente vervollständigen die mündlichen und schriftlichen Zeugnisse der Zeitzeugen. Der Band schließt mit einem Resümee Wolfgang Abendroths (»Das Erbe des Widerstandes: Einheitsgewerkschaft«, 310-317), das in die Gegenwart weist, und einer sehr ausführlichen Zeittafel zum Widerstand und zur Lage der Arbeiter in Hessen (320-334).
Stefan Bajohr (Düsseldorf)

Asgodom, Sabine (Hrsg.): »Halts Maul — sonst kommst nach Dachau!« Frauen und Männer aus der Arbeiterbewegung berichten über Widerstand und Verfolgung unter dem Nationalsozialismus. Bund-Verlag, Köln 1983 (215 S., br., 16,80 DM)

1983 war Hochkonjunktur für Bücher über die Zeit des deutschen Faschismus. Sicher ist manches Nützliche publiziert worden, aber auch viel Überflüssiges. Dazu gehört dieser Band aus dem gewerkschaftseigenen Bund-Verlag, der Berichte von Frauen und Männern »aus der Arbeiterbewegung« über Widerstand und Verfolgung zum Inhalt hat. Dieser Anspruch im Untertitel wird im Vorwort zurückgenommen: das Buch versammelt nur Beispiele des Widerstands »demokratischer Sozialisten«, und dies nur aus dem »süddeutschen Raum«, das heißt, zum größten Teil aus Bayern. Die zwölf Kapitel sind jeweils eingeleitet mit Bemerkungen zum Umfeld der vorgestellten Männer und Frauen und sind im übrigen von der Herausgeberin offenbar niedergeschriebene und redaktionell aufbereitete Interviewprotokolle. Zahlreiche Fotos und Dokumente veranschaulichen die Berichte. Breit dargestellt sind die Herkunft der Zeitzeugen (meistens ihrerseits aus sozialdemokratischen Familien kommend), Aktivitäten in den Organisationen der Arbeiterbewegung (SPD, Gewerkschaften, Reichsbanner, Kinderfreunde, Falken, SAJ, Arbeiterwohlfahrt, Naturfreunde) und die Atmosphäre von Angst, Mutlosigkeit, Enttäuschung und Vereinsamung in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung während des Faschismus. Erstaunlich wenig ist von wirklichen Widerstandsaktivitäten die Rede; was Widerstand genannt wird, beschränkt sich auf Grenzübertritte, das Aufrechterhalten von meist nur »privaten« Kontakten mit Genossen und auf Überlegungen dazu, was »danach« kommen werde. Auffällig oft werden der »rote Baron« (17), Waldemar von Knoeringen oder Wilhelm Hoegner und andere bayrische SPD-Politiker aus der Zeit nach 1945 erwähnt.

Fragwürdig an dem Band, der sich an ein breites Publikum wendet, ist der Umstand,

daß Tatsachenbehauptungen in den Interviews ungeprüft stehen bleiben, auch wo der/die Berichtende sich nur vage oder falsch an Details erinnert (z.B. wenn jemand an der Grenze zwischen Konstanz und Kreuzlingen von »bayerischen« Zöllnern überprüft worden oder ein anderer vor 1933 bei Versammlungen der »Freien Demokraten« [87] gewesen sein will, wenn von »über zehn Millionen Tote[n]« [196] in den Konzentrationslagern die Rede ist, die Entstehung der KZ-Außenkommandos zumindest ungenau dargestellt wird [196], in Dachau ein »Schubraum« erwähnt wird, bei dem es sich vermutlich um das »Jourhaus« handelte [203, 207], oder als Erprobungsstelle für die V2 Swinemünde [64] statt richtig Peenemünde genannt wird). Ärgerlich ist der wiederholte Gebrauch von unreflektierten Worthülsen aus dem Lexikon des hilflosen Antifaschismus gerade in den überleitenden Texten der Herausgeberin wie z.B. die selbstverständliche Verwendung der NS-Terminologie (z.B. »Westfeldzug«, 212), die unseriöse Wahl immer neuer Epitheta für die Faschisten (z.B. »braune SA-Horden«, 24; »braune Machthaber«, 9; »Hitler-Regime«, 84) oder die Mythisierung des Widerstands (z.B. die KPD »leistete schreckliche Blutopfer«, 24).

Intention des Bandes scheint vor allem eine Ehrenrettung der hilflosen und resignierenden Sozialdemokratie zu sein. So münden denn auch die meisten Beiträge ein in Berichte über sozialdemokratische Aktivitäten nach 1945, nicht immer so idealistisch verbrämt wie an der Stelle, wo eine befragte Frau stolz behauptet, »Das haben wir ja alles erreicht« — sie meint den Wirtschaftswunder-Wohlstand und die Reduzierung der Arbeitszeit — und ihrer Hoffnung Ausdruck verleiht, »daß die wunderbare Idee der Sozialdemokratie doch die Mehrheit der Menschen gewinnen« (118f.) möge. Ein anderer Zeitzeuge äußert: »Nach 45 hat man da angefangen wo man 33 aufgehört hat.« (81) Für lesenswert hält der Rezensent nur den Beitrag von und über Sepp Schober, in dem fundiert über Fehler der Arbeiterbewegung und insbesondere der SPD reflektiert wird, mündend in die Erkenntnis: »Unsere Führung hat uns politisch verraten« (93) und verstreute selbstkritische Bemerkungen einiger anderer befragter Personen.

In dem Teil des Bandes, von dem man am ehesten korrekte Informationen und Einordnungshinweise erwartet, im Anhang, liefert die Herausgeberin eine Zeittafel mit relativ beliebigen Daten, meist über die SPD, und vergißt konsequent bei der Aufzählung der Wahlergebnisse die DNVP. Als »Quellen« werden sieben Titel verzeichnet, vier davon sind spezielle Arbeiten über Faschismus, Verfolgung und Widerstand in München und Umgebung und drei Angaben verweisen auf zwar nützliche, aber sehr willkürlich ausgewählte allgemeine Literatur zum Thema. Herausgeberin und Verlag belegen damit, daß sie sich nicht die Mühe gemacht haben, am aktuellen Forschungsstand über das Thema anzuknüpfen.

Oswald Burger (Überlingen)

Rosenhaft, Eve: *Beating the Fascists? The German Communists and Political Violence 1929-1933.* Cambridge University Press, Cambridge 1983 (273 S., Ln., 24,- DM)

Hermann Weber kritisiert in seinem repräsentativen Forschungsüberblick (*Kommunismus in Deutschland 1918-1945*, Darmstadt 1983) eine »verzerrende 'Parteilichkeit'«. Er sieht sie (mehr oder weniger ausgeprägt) immer dann am Werke, wenn die KPD nicht als total abhängige Sektion der sowjetisch beherrschten und instrumentalisierten Komintern dargestellt wird. Ausarbeitung, Festlegung und Kontrolle der »Generallinie« sind allein Aufgabe der Komintern. Aus dieser Perspektive ist die KPD primär Moskau Handlanger und die »Bolschewisierung« entfremdet sie mehr und mehr der Tradition der »deutschen Arbeiterbewegung«. Von dieser herrschenden Lehrmeinung weicht Rosenhaft ab, indem sie eine empirisch sehr gehaltvolle und Neuland betretende Studie über einen Aspekt kommunistischer »grass-roots politics« vorlegt.

Am Beispiel von Berlin fragt Eve Rosenhaft nach Ursprüngen und Grundlagen der »often brutal form of gang warfare« (IX), die viele kommunistische Aktionen gegen die

NSDAP bestimmt; weniger aber fragt sie nach dem Aufstieg der NSDAP (von 800 SA-Männern 1928 auf 22.000 Mitte 1932, gegenüber 11.000 vom RFB bzw. 5.000 Mitgliedern des Kampfbundes gegen den Faschismus). Kritisch sei überhaupt nur angemerkt, daß der empirisch-konkreten Arbeit weitergehende Interpretationsperspektiven fehlen (etwa zwischen NSDAP, KPD und politisch-sozialem System, den politischen Positionsbestimmungen der KPD, die J. Wachter für die Jahre 1929 bis 1933 jetzt »zwischen Revolutionserwartung und Untergang« [Titel seiner in Frankfurt/Bern/New York 1983 erschienenen Studie] stellt, oder durch sozialwissenschaftliche Theoreme über politischen Protest).

Rosenhaft untersucht für 1929 bis 1933 wesentlich auf Grundlage der Berichte von Polizei und Staatsanwaltschaft über 179 Zusammenstöße und 318 »streetfighters« die Gewaltaktionen kommunistischer bzw. KP-naher Einwohner proletarischer Stadtviertel gegen Nazis und die Haltung der KP-Führung zu Fragen des »individuellen Terrors« und des »wehrhaften Massenkampfes«. Die NSDAP befürwortet von Anfang an (und manifestiert dies nachdrücklich bereits 1927 in den Pharus-Sälen und im Bahnhof Lichterfelde) jede Form der Gewalt gegen den Marxismus; gruppenspezifisch sieht Goebbels klar, daß gemeinsam begangene Gewaltakte und das vergossene Blut von »Märtyrern« die Vergemeinschaftung und Radikalisierung einer politischen Minderheit zementieren. Sturmlokale werden besonders in Berlin ausgebaut und provozieren militante Gegenaktionen (111ff.). Besonders ab 1928 prägt Gewalt immer stärker die politische Konfrontation; allein in Preußen sterben in politischen Auseinandersetzungen von Januar bis September 1932 70 Nazis, 45 Kommunisten und 10 Sozialdemokraten. Gewalt paralyisiert Politik und bestimmt vor allem die politisch-soziale Kultur im Kiez, der proletarischen Straßengemeinschaft in Berlin (9, 119ff., 128ff.). Die NS-Gewalt bedroht proletarische Existenz und Organisation vor allem im Wohnbereich, auf den sich — als Folge der Arbeitslosigkeit — die meisten (alltäglichen) proletarischen Aktivitäten beschränken. Die Verteidigung der Straßengemeinschaft wird an die jungen, unverheirateten Männer delegiert, deren soziale Zusammensetzung und sozialpsychologische Verfassung (167ff.) den borniert-lokalen Charakter antifaschistischer Aktionen stützt. Die »streetfighters« sind keine Lumpenproletarier (186f.), aber auch keine doktrinären Kommunisten, die »proletarischen Massenterror« ausführen und den Faustkampf ganz durch politischen Kampf ersetzen. Eine KJVD-Gruppe fordert Ende 1931 (kritisch gegenüber der KP-Führung): »Nicht nur Massenkampf — sondern auch individueller Terror! Wir pfeifen was darauf, wenn wir von SA-Leuten ermordet werden und am Tage unserer Beisetzung ein kleiner Teil der Proleten einen halbstündigen Proteststreik durchführt, worüber sich die SA amüsiert, daß sie so billig davonkommt.« (84)

Klar verortet Rosenhaft die Bereitschaft, Angriffe der NSDAP auf die eigene Lebenswelt gewaltsam zurückzuschlagen und vorwegnehmend zu vermeiden, in der politischen Kultur des Kiez und in den Erfahrungen der jugendlichen, statusunsicheren und zumeist arbeitslosen Arbeiter (191ff., 202ff.). Diese Basis vermittelt dem antifaschistischen Kampf der KPD eine Ambivalenz, deren Schwanken zwischen politischen und privaten Interessen z.B. die Ermordung von Horst Wessel bestimmt (22f.). Für die »streetfighters« verschwimmen die Grenzen zwischen »individuellem Terror« und »Massenterror« oder zwischen Faustkampf und Politik, vor allem auch (und dies ist *eine* Begründung der »Sozialfaschismus«-These — vgl. 209), weil NSDAP und Polizei vielfach gemeinsam auftreten (211, 213). Der KPD-Führung geht es um Überschreitung des lokalen Rahmens direkter Gewaltaktionen; dem Programm der Komintern (1928) gemäß ist die Partei bestrebt, »ausgehend von den Tagesnöten, die Arbeiterklasse in den revolutionären Kampf um die Macht zu führen«. Der Abwehrkampf soll sich zur Revolution auswachsen — dies steht hinter dem Konzept des »wahrhaften Kampfes gegen den Faschismus« (57ff.) —, während der Kampfbund gegen den Faschismus den »konkreten Kampf ge-

gen den Faschismus« betont. Der Konflikt zwischen KP-Führung und Basis führt von oben zur Kritik an individuellen Terroraktionen und zum Propagieren der »Wehrhaftmachung des Proletariats«, von unten äußert er sich 1931 in dem schon zitierten Protest des KJVD an der Führung (81ff.). Diese Auseinandersetzung bestimmt ferner die Organisation des »proletarischen Selbstschutzes« (88ff.) und die unsicheren Äußerungen der KPD gegenüber (»wilden«) Jugendcliquen, die sich zwar vor Ort am physisch-gewaltsamen und aktionistischen Antifaschismus beteiligen, die aber die politische Ausweitung ihres Verhaltens als Instrumentalisierung ablehnen (131ff.).

Rosenhaft schildert eindringlich das Dilemma einer antifaschistischen Politik, deren Problem darin besteht, eine politische Gesamtperspektive real erfahrbar mit der Abwehr faschistischer Gewalt zu verknüpfen. Der von Rosenhaft analysierte Abwehrkampf bleibt im Lokalbereich stecken und reagiert primär auf den direkten Terror der SA, für die — laut Dienstvorschrift von 1932 (Heft 1, S.27) — »Kampf ... die Hauptaufgabe« ist und als »Kampfgrundsatz« gilt: »Die SA muß Sieger sein, wo sie auftritt.« Die andere Seite der NSDAP, die politisch arbeitsteilig mit Teilen der traditionellen Eliten verbunden ist, wird von der proletarischen (Gegen)Gewalt der Nachbarschaftsbezirke nicht tangiert, obwohl sie in der Erscheinung von Polizei, Staatsanwaltschaft und Justiz schon in die Gewaltaktionen hineinreicht (213). Gerade die konkrete Kampfbereitschaft zeigt, daß allein so der Faschismus nicht verhindert werden kann. Eike Hennig (Kassel)

Helmers, Gerrit, und Alfons Kenkmann: »Wenn die Messer blitzen und die Nazis flitzen ...«. Der Widerstand von Arbeiterjugendcliquen und -banden in der Weimarer Republik und im »Dritten Reich«. Verlag Walter Leimeier, Lippstadt 1984 (267 S., br., 12,- DM) »Wenn die Messer blitzen ...«, so begann ein Lied der Frankfurter Edelweißpiraten, das durch die Art der Verarbeitung alltäglicher Konflikte mit den Instanzen des NS-Staates exemplarisch auf ein zentrales Ergebnis der Arbeit verweist: »die gleichgeschaltete Jugend hat es im faschistischen Staat nie gegeben« (Vorwort). Einen Beleg hierfür erbringen die Autoren mit der Herausarbeitung der spezifischen Widerstandsform von Arbeiterjugendcliquen. Als »grundsätzliche Organisationsform der Lebensbewältigung proletarischer Jugendlicher« (249) erfuhren sie unter den Bedingungen faschistischer Herrschaft eine »qualitative Weiterentwicklung« (166), die es den Autoren zufolge erlaubt, mit einem Widerstandsbegriff zu operieren, der bereits auf der Ebene »non-konforme(r) Verhaltensweisen gegenüber den Normen des faschistischen Staates« (7) ansetzt. Bei ihren Ausführungen können sich Helmers/Kenkmann auf bislang unpubliziertes, z.T. von ihnen selbst erschlossenes Quellenmaterial (Interviews mit ehemaligen Cliquenmitgliedern) stützen. Darüber hinaus fungieren die Arbeiten Peukerts als wichtiger, bisweilen auch kritischer Bezugspunkt (vgl. 129, 160, 163 u.a.).

Besondere Aufmerksamkeit gilt neben der Organisation der Jugendarbeitslosigkeit im »Freiwilligen Arbeitsdienst« den maßgeblichen Sozialisationsfaktoren. Der scharfe Kontrast zwischen alltäglicher Erfahrung und den in Schule und auch Elternhaus vermittelten bürgerlichen Moral- und Wertvorstellungen bot die Chance zur »Entlarvung der Verlogenheit« (53) und setzte zugleich Tendenzen frei, sich diesem Vergesellschaftungsdruck kompensatorisch zu entziehen. Die zwischen 1918 und 1923 und ab 1929 an Bedeutung gewinnenden wilden Cliquen sind in diesem Kontext zu begreifen. Ihre Zusammensetzung und Verbreitung, ihre Gruppenstruktur und Ansätze zu einer Alltagskultur werden eingehend behandelt. Indem sie sich abseits eingeschliffener politischer Handlungsformen zu einem »schichthomogenen solidarischen Handlungszusammenhang« (96) herausbildeten, setzten sie sich in Opposition zum Elternhaus und zu den Einbindungsversuchen des KJVD, mit dem allerdings noch personelle Verflechtungen bestanden. Generalisierend merken die Autoren an: »Proletarische Jugendbanden und -cliquen bilden sich immer dann, wenn Jugendliche in enger Milieugemeinschaft mit einer ihrer

Lebensperspektive entgegenwirkenden Umwelt konfrontiert sind und vorhandene Institutionen sie nicht integrieren können.« (97) Das zeigte sich auch bei den Versuchen des faschistischen Staates, die Freiräume proletarischer Jugendlicher institutionell zu okkupieren. Die Präsenz von HJ, Arbeitsdienst- und Wehrpflicht stabilisierte die durch Cliques und Banden repräsentierte »Subkultur« (251) und ließ sie unter Kriegsbedingungen in eine Phase »zunehmende(r) Politisierung« (225) treten. Soziale Basis und Alltagskultur, das Verhalten der Jugendlichen am Arbeitsplatz, ihre gewaltsamen Konflikte mit der HJ und ihre Widerstandsaktionen im Krieg werden zusammen mit den von ihnen auf den Plan gerufenen Verfolgungsmaßnahmen der Staatsapparate detailliert und anhand von oft spannend zu lesendem Quellenmaterial dokumentiert. Die Autoren weisen dabei insbesondere auf die Kontinuität des nicht erst seit 1937/38 datierenden Cliqueswesens und halten gegen Peukert die Herkunft eines Großteils der Cliquesmitglieder aus in der organisierten Arbeiterbewegung verwurzelten Familien fest (vgl. 160-163).

Wenngleich die in den Cliques ausgebildete Subkultur in sich widersprüchlich war und ihnen ein dezidiertes politisches Programm fehlte, erscheint es angesichts ihrer antifaschistischen Lebenspraxis und ihrer unerbittlichen Verfolgung durch den Staat angemessen, ihre Aktivitäten als spezifische Widerstandspraxis zu qualifizieren. Um die Bedeutung ihres durch veränderte gesellschaftliche Konstellationen über die Ebene des Generationskonfliktes hinausgetriebenen Widerstands auszuloten, wäre es allerdings interessant gewesen, auf die weitere politische Entwicklung der ehemaligen Cliquesmitglieder einzugehen.

Peter Körte (Münster)

Soziale Bewegungen und Politik

Harborth, Steffen (Hrsg.): Wissenschaft und Nationalsozialismus. Zur Stellung der Staatsrechtslehre, Staatsphilosophie, Psychologie, Naturwissenschaft und der Universität zum Nationalsozialismus. Technische Universität Berlin, Berlin/West 1983 (150 S., br., 11,- DM)

Der Band versammelt Beiträge zu einer im Wintersemester 1982/83 durchgeführten Vortragsreihe des Fachbereichs Gesellschafts- und Planungswissenschaften der TU Berlin, die u.a. den Zweck haben sollte, »über das Verhältnis zwischen wissenschaftlichem Tun und politisch bedeutsamem Verhalten, das 'unpolitische' eingeschlossen, miteinander zu reden« (6). Der Herausgeber, Politologe an der TU, betont den Unterschied zu den vergleichbaren Vortragsreihen von 1964 und 1966, deren »hilflosen Antifaschismus« W.F. Haug in seinem gleichnamigen Buch (4.Aufl. 1977, Köln) auswies: »Von Antikommunismus, von der Gleichsetzung 'links = braun' wird man nichts finden ..., ebensowenig den Rückzug in die reine, unpolitische Wissenschaft.« (11) Tatsächlich durchzieht das Buch das Bemühen, den Wissenschaften demokratische Verantwortung klarzumachen, um dem Abbau demokratischen Bestandes zu widerstehen.

Das Verhältnis von Wissensproduktion und Herrschaftsreproduktion untersuchen die Beiträge vor allem in Hinsicht der nahezu reibungslosen Einordnung der Wissenschaften in den deutschen Faschismus. Ihre besonderen Wirkungsweisen in der Reproduktion dieses Herrschaftssystems werden allenfalls gestreift. *Anselm Faust* (zum »politischen Verhalten der Professoren und Studenten 1930-1933«) bestätigt die These von der »Selbstgleichschaltung«, die alle Fachrichtungen gleichermaßen vollzogen (121). Der Studentenverband war bereits vor 33 faschistisch dominiert (115f.), aber auch knapp die Hälfte der sich parteipolitisch äußernden Hochschullehrer propagierten bereits 1932 öffentlich für Hitler (118). Wiederum die Hälfte davon waren Ordinarien und keineswegs akademisches »Mittelmaß« (z.B. die Physiknobelpreisträger Stark und Lenard; E. Jaensch/Psychol.; Koellreutter/Staatsrecht; Rothacker/Soz., vgl. 120).

Dies ist nur die Spitze des Eisbergs der Affinität von Hochschullehrern zum NS, die Faust zufolge in der Abwertung der ökonomischen und sozialen Position der meisten Hochschulangehörigen in der Weimarer Republik gründet; das parlamentarisch-demokratische System hatte »die politische und ökonomische Misere« (123) zu verantworten. Auch Faust sieht am Werk, was Abendroth das »Syndrom des Unpolitischen« nannte: die Absage an (demokratische Parteien-)Politik, die den Status der Intellektuellen als »Gewissen des Volkes« bedrohe und die hohen (überpolitischen) Werte von »Staat und Nation« aufzehre (vgl. 122). Hier konnte die Propaganda der NSDAP breite hegemoniale Effekte erzielen, indem sie sich als »überparteiliche nationale Bewegung« (125) artikuliert, deren Status als parlamentarische Partei nur bis zu deren »Sieg« notwendig sei (vgl. 125). Als den wichtigsten Punkt der »Attraktivität« des NS für die Hochschulen vermerkt Faust die Artikulation der faschistischen Perspektive als »nationale Revolution«, die dem »Sehnen« der Professoren und Studierenden nach Überwindung der »nivellierenden Klassengesellschaft« in einer »Volksgemeinschaft« (124) entgegenkam und durchaus »ernst genommen« (127) wurde. Zur Grundausstattung der meisten Hochschulangehörigen um 1930 gehörten bereits Antibolschewismus, Antisemitismus und die Orientierung auf einen »autoritären Staat« (vgl. 126).

Auch Michael Stolleis (zur Staatsrechtslehre) notiert bestimmte Kraftlinien, die verschiedene divergierende Ansätze zu einem herrschenden Block vereinheitlichen: die Ablehnung des Marxismus und Parlamentarismus (20) und eine »aus dem Kriegserlebnis von 1914 gespeiste Wendung zur 'Volksgemeinschaft', die ... als Rettungsinsel im Klassenkampf angestrebt wurde« (21). Letztere sollte sich in einer Form des »nationalen Machtstaates« (19) verwirklichen. »Einige Spezifika deutschen Staatsdenkens« verliehen dieser allgemeinen Tendenz »zusätzliche Schubkraft« (25). Staat sei in Deutschland immer (a) aus der Perspektive der »Verwaltung« und der »Exekutive« und (b) religiös bzw. metaphysisch fundiert und kaum als rationales, vertraglich konstruiertes »Notdach« gedacht worden (25). In den 20er Jahren gab es einen Schub von Diskursen über den »Staatszweck«, die »das von oben bestimmte, aus einer Volks-, Gemeinschafts- oder Staatsmetaphysik deduzierte 'Gemeinwohl'« (22) in den Vordergrund rückten. Das »Gemeinwohl« avanciert dabei zur Berufungsinstanz für dem Volk selbst entzogene Entscheidungsbildung eines autoritären Staates (22), der — dies muß hinzugefügt werden — als real-imaginäre »Volksgemeinschaft« radikal jede tatsächliche (sozialistisch perspektivierte) Gemeinschaftlichkeit einerseits diskursiv besetzt und andererseits praktisch ausschaltet. Die Staatsrechtslehre entwickelte in den 20er Jahren das theoretische Instrumentarium (das sich schon in der Legitimierung der die Weimarer Demokratie praktisch entsichernden »Notverordnungspraxis« und der des »richterlichen Prüfungsrechts« bewährt hatte) zur »Rechtfertigung der 'legalen Revolution' von 1933« (24). Diese Feststellung steht bei Stolleis in merkwürdigem Kontrast zu seiner Einschätzung der Rolle der »Staatsrechtslehre« nach 1933. Warum sollte auf die kommentierende Rechtfertigung der Entwicklungsphasen des »neuen Regimes« nach 1938 die »sprechende Stummheit« (31) der Staatsrechtslehre folgen? Der unsichere »Aggregatzustand des staatlichen Lebens« (27) habe der Staatsrechtslehre den »sinnvollen« Gegenstand wissenschaftlicher Beschäftigung entzogen. Hier verschwindet der von Stolleis hervorgehobene Beitrag der »Schicht von Gelehrten, die der Macht näher standen als andere und denen die Relativierung der Maßstäbe für 'gut' und 'böse' besonders geläufig war« (31), hinter dem Faschismus als Uding für eine Staatsrechtslehre, »die diesen Namen als wissenschaftliches Fach verdient« (31). Die Wissenschaft ist gerettet. »Der NS-Staat brauchte keine Staatsrechtslehre.« (31) Diese flieht bei Stolleis in die »harmloseren Gebiete des Völkerrechts« (31), während im faschistischen Deutschland der Krieg vorbereitet wird und dessen Konsequenzen antizipiert werden — etwa im Entwurf einer »völkerrechtlichen Großraumordnung mit Interventionsverbot für raumfremde Mächte« des

Carl Schmitt von 1939. — Schmitts theoretische Bemühungen, seine führende Position in der Staatsrechtslehre der 20er Jahre im NS-Staat auszubauen, ist Gegenstand der Beiträge von D. Schefold und H. Rottleuthner. Schmitt brachte es zum »preußischen Staatsrat«, zum Herausgeber der Deutschen Juristenzeitung und zum Leiter der Fachgruppe Hochschullehrer im NS-Juristenbund. Im innerfaschistischen Gerangel um Machtpositionen konnte er seine Stellung nur bis 1936 halten, Sieger blieben die SS und sein Kollege Koellreutter (vgl. Rottleuthner, 61). Gegen die geläufige Darstellung von Schmitts politischem Opportunismus — mit diesem Vorwurf hatte ihn die SS belegt, lange Zeit ein Grund, auch in Schmitt nach 1945 einen »Widerstandskämpfer« zu entdecken — und seiner theoretischen Sprunghaftigkeit betont *Schefold* Kontinuität und produktive, konsequente Weiterentwicklung von Schmitts Dezisionismus. Von diesem rückt er 1933 nicht (vollständig) ab, sondern setzt ihm ein sogenanntes »Ordnungsgedenken« »zur Festigung substanzhafter ... Gedankenstrukturen an die Seite« (43). Diese Doppelkonstruktion leistet einerseits die Legitimation des dezisionistischen Führerstaats (Schmitts Rechtfertigung der Mordaktionen nach der »Röhm-Affaire«: »Der Führer schützt das Recht«; 43), andererseits die Konstruktion kalkulierbarer »konkreter Ordnungen«, die, »vom Staat als der politischen Führungsmacht abgehoben, gewisse Spielräume« (43) erhalten.

Die Einführung dieser »konkreten Ordnungen« (Betriebsgemeinschaft, Standesorganisationen, NS-Massenorganisationen) auf Grundlage des »Führergedankens« setzt die »Zerschlagung von Parteien und Gewerkschaften« (43) voraus und ist vor allem im »Interesse der Wirtschaft und des konservativen Bürgertums, das seine ökonomische Entfaltung weiterhin garantiert wissen wollte« (42).

Auch Schmitts Arbeiten zum Völkerrecht betrachtet *Schefold* in ihrer Kontinuität als Transponierung »des Begriffs des Politischen von 1927/32 und des Staatskonzepts von 1933 auf den internationalen Bereich« und als Postulat des Begriffes des »totalen Feindes« und der erwähnten »Großraumordnung« »aufgrund der Dezision von deutscher Seite« (44). Hat Schmitt — obzwar er als führender Staatsphilosoph abgesetzt war — eine den Herrschaftsinteressen *im* deutschen Faschismus kongeniale Theorie entwickelt, theoretische Konzepte, die sich auf die weiterentwickelten Staaten des Weltkapitalismus übertragen lassen, auf verschiedenen Ebenen (der Großraumhegemonie der USA, des autoritären Populismus etc.)? *Schefold* notiert den Einfluß Schmittscher Konzeptionen und deren Weiterentwicklung z.B. im Werk von Ernst Forsthoff, der die verfassungs- und verwaltungsrechtliche Diskussion der Nachkriegszeit wesentlich mitbeherrschte (vgl. 49) und in seinem »Staat der Industriegesellschaft« Schmitts konkretes »Ordnungsgedenken« verarbeitete. Ein offenes Problem sieht *Schefold* in der Rezeption Schmitts bei Habermas, Agnoli und U.K. Preuß. »Die Frage, wo hier ... pervertierbare Tendenzen beginnen, ist noch nicht ausdiskutiert. Wo liegt die Trennung zwischen idealtypisch-dezisionistischer Beschreibung und korrekt sozialwissenschaftlicher, etwa auch marxistischer, Analyse?« (45)

Rottleuthner untersucht die Hobbes-Rezeption im deutschen Faschismus, die sich bei ihm auf die Carl Schmitts (1939) und Helmut Schelskys (1940) beschränkt. (Aktivitäten der Hobbes-Gesellschaft und Baron von Brockdorffs werden in einer Fußnote erwähnt; Anm.10; 74). Beide Versuche konnten sich nicht durchsetzen aufgrund partieller Unvereinbarkeit von Hobbes' Staatsphilosophie mit dem NS. Der dem Modell des »Leviathan« implizite »legalistische Funktionsmodus« lasse sich — so Rottleuthners These — »nicht mehr gegen die Entstrukturierung der Staatlichkeit« (69) des faschistischen »Behemot« mobilisieren. Schmitt — der später seine Hobbes-Monographie als »Dokument des inneren Vorbehalts« (62) gegenüber dem NS interpretiert hat — wird vorgeführt als staatsrechtlicher Konstrukteur, der Antworten suchte auf grundlegende »Strukturprobleme des NS« (62), die sich spätestens ab 1937 abzeichneten und in der

Faschismusforschung sich unter dem Stichwort »Polykratie« (65) zum Topos verdichtet haben. (Schmitt selbst hatte den Begriff »Polykratie« zur Abwertung der Weimarer Republik verwendet.) Schmitt versuche Hobbes nicht mehr bloß dezisionistisch zu interpretieren, sondern in seinem »konstruktiven Normativismus« als »Begründer einer rechtsstaatlichen Ordnung« (63), als Stütze von Schmitts eigenem Ordnungsversuch (s.o.), der sich »spätestens seit 1936/37 als Fehlschlag erwiesen« (63) habe, obwohl Schmitt versuche, die Sicherungen aus Hobbes Staatskonzeption herauszunehmen (den »Gewissensvorbehalt«) und ihn als »großen Lehrer im Kampf gegen alle Arten indirekter Gewalten« (zit. 58) pries. Gegen Schmitt setzt sich als herrschende Staatsrechtslehre durch, was Rottleuthner als »substanziellen Dezisionismus« bezeichnet (72, Anm.2): eine Art Ausdrucksmodell, »das alle möglichen politischen Entscheidungen zu rechtfertigen erlaubt — nämlich als Ausdruck ... einer völkischen Substanz« (ebd.). Rottleuthner reicht das Scheitern Schmitts quasi als Indiz dafür, daß staatsrechtliche Konstruktionen nicht zur Lösung, sondern zur Verdeckung »der grundlegenden Strukturprobleme des 'Dritten Reiches'« (63), daß die »Staatsrechtslehre« nicht als Instanz der theoretischen Kompetenz-Zuweisung an die staatlichen Instanzen, sondern zur Verschleierung des »Zuständigkeitswirrwarrs« (65) gefragt war. — Auch Schelskys Konstruktion eines auf zwei Säulen ruhenden Staates (»technische Staatsmacht in der Hand des Herrschers« und »zustimmendes allgemeines Staatsbewußtsein der Untertanen«; Schelsky, zit. 79, Anm. 48) sei für den NS-Staat zu technizistisch und unterschätze »einfach den Bedarf an wortgewaltigem Wertegewaber, die Bemühung um höchste Ideale, die Rolle des völkisch-substanziellen Raunens« (69). Dies, obwohl das, was Koellreutter an Schmitts Begriff des »totalen Staates« u.a. kritisierte — das Fehlen der Problematik der »bewußten Eingliederung der einzelnen Persönlichkeit« in den »autoritären Volksstaat« (vgl. 59) — zum Leitmotiv bei Schelskys Hobbes wird (vgl. 67): »Man muß ... die Bürger vor ihrem Gewissen zu Trägern der Herrschaft machen« (Schelsky, zit. 68), wie es im Verhältnis von »Führer und Gefolgschaft« bereits erreicht sei, weil letztere darin »die Herrschaftsordnung des Führens und Folgens anerkennt« (ebd.). Schelskys Habilitationsschrift wurde nicht gedruckt (angeblich aus Papiermangel), trotzdem er sich zum Propagandisten des ideologischen Effekts macht. Schmitts wie Schelskys Hobbes-Monographie wurden neuerdings neu aufgelegt, unverändert — als »Wiederholungen«?

Geuter referiert Früchte seiner Dissertation zur »Professionalisierung« der Psychologie im NS (vgl. die Besprechung in diesem Heft). Er unterscheidet als Relevanz-Ebenen die »praktisch-diagnostische« und die »politisch-ideologische« Ebene (96). Seine Hauptthese ist, daß die Psychologie in ihrer »Normalität«, nicht als Lieferantin von Propagandatechniken, sondern »als Disziplin mit diagnostischem Spezialwissen« (97), einen Aufschwung erlebte: sie etablierte sich erst im Faschismus als eigenständiges Fach (erste Diplomprüfungsordnung 1941). Psychologische Theorieproduktion im Faschismus folge in erster Linie »praktischen Problemen, vor allem solchen der Menschenbeurteilung« (89) — zum Zwecke ihrer adäquaten Positionierung im Herrschaftssystem, müßte man wohl ergänzen. Geuter vermerkt hier eine Verschiebung: Die in den 20er Jahren noch marginalisierten Gebiete »Charakterologie und Ausdruckskunde« erhalten im Faschismus verstärkt »Eingang in die offizielle akademische Psychologie« (91). Nicht zuletzt hier wird die Problematik der Einteilung in »praktisch-diagnostisch« und »politisch-ideologisch« deutlich: sie verstellt den Blick auf die ideologischen Effekte bestimmter Praxen z.B. der charakterologischen und ausdruckskundlichen Diagnostik und Prognostik, die wie ein Netz viele Bereiche der faschistischen Gesellschaft überziehen und nach deren Funktionieren als Artikulatoren von Terror/Gewalt und »ideologischer Unterstellung« (PIT 1980, 182) gefragt werden muß. Gewiß verleiht die Professionalisierung der Psychologie der »Psychisierung« der Gesellschaft zusätzliches Gewicht.

Die Unterscheidung von »Technokraten« und »Ideologen« ist auch in *Mehrrens'*

Beitrag zur Einfügung der Naturwissenschaften in den Faschismus ein Strukturelement. Der faschistische Staat — mit seinen großen »Machtblöcken Partei, Wirtschaft, Staatsbürokratie und Wehrmacht« (106) — bildet ein Kräfteverhältnis zwischen »rückwärtsgewandtem Irrationalismus« und »durchdringender Ideologisierung« auf der einen Seite; »Technikverehrung, Industrialisierung« auf der anderen Seite (105). Diese Gliederung verdoppelt sich in der ersten Phase des »Regimes« in den Naturwissenschaften: Versuche einer »sozusagen vorindustriellen« (110) »Deutschen Wissenschaft«, die »Volk« und »Rasse« zu den Grundbegriffen von Physik, Mathematik, Chemie, Biologie, auch von Psychologie (z.B. Jaensch, vgl. 89) machen will, kämpfen mit den jeweiligen Fraktionen der »unpolitischen Spezialisten oder Technokraten« (106) um die Vorherrschaft. Um sich durchzusetzen, müssen diese Parteiungen mit den Machtblöcken Bündnisse schließen. Die »Technokraten« setzen sich schließlich im Zuge der Kriegsvorbereitung im Bündnis mit der »Rationalität« der Industrie (vgl. 104) durch und können den Stand ihrer Profession im »Machtgefüge des Staates« (105) sichern. Die »Spuren« der »Deutschen Wissenschaft« führen Mehrstens zurück in die Tradition verschiedener Spielarten »wissenschaftsbezogener Modernisierungskritik« (110) mit der »Forderung nach der Sinnhaftigkeit der wissenschaftlichen Arbeit und ihrer Ergebnisse« (110) und der »Kritik am sozialen System der Wissenschaften, an seiner Isolierung und Aufspaltung, auch an seiner Funktionalisierung in den 'amerikanischen Zuständen' des Industriekapitalismus« (110) der Weimarer Republik (Moderne Naturwissenschaften, Quantenmechanik ...). Diese Kritiken aber waren nicht von vornherein rassistisch oder völkisch artikuliert und führten nicht zwangsläufig in den Faschismus. »Das Interesse an der 'Gestalt' der Phänomene, das Ganzheitsdenken, der Rückgriff auf 'Anschauung' und handelndes Konstruieren aus einem Anfang heraus« (111) stellen aber ein »offenes Potential« dar, das von den unterschiedlichsten politischen Diskursen artikuliert (»politisiert«, 112) werden kann. Daß diese Tendenzen schließlich faschistisch artikuliert wurden, begründet Mehrstens damit, daß sie wie die Nazis gesellschaftlich marginalisiert und gegen »Bolschewismus und Materialismus« auf einen »autoritären Staat« orientiert waren und die Nazis Interesse nur an einer »politizierbaren Wissenschaft« hatten (112).

Der Band schließt mit Erinnerungen von *Karl W. Deutsch*, die ein Bild zeichnen von »Ohnmacht«, »Verhärtung« und »Grausamkeit« (136), bedingt durch die ökonomische und sozial-psychologische Krisenlage um 1930 mit dem »katastrophalen Ergebnis« (149) des Nazismus. Aber »es gab genug Deutsche, die irgendwann, irgendwo den Schlußstrich zogen« (148). Im Widerstand und trotz dessen Schwäche habe »die Ehre des deutschen Volkes dieses 'Dritte Reich' und diesen Weltkrieg überlebt« (148).

Ist nun dieser Antifaschismus weniger hilflos? Er ist nicht mehr Artikulationsmaterial für Antikommunismus. Die Analysen wenden den Blick verstärkt auf profofaschistische Dispositionen, die Wissenschaften werden nicht mehr als bloße blinde »Opfer« des Faschismus dargestellt. Vieles steht aber noch auf der Kippe, einiges bleibt nach wie vor problematisch. (1) Die »Integrations- und Artikulationskapazität« (PIT 1980, 80) des Faschismus wird zwar beschrieben, ihr Begriff aber verhindert durch einen Standpunkt, von dem aus die faschistischen Diskurse nur als »völkischer Brei« (Rottleuthner) oder »ideologischer Flickenteppich« (Mehrstens) erscheinen, was die Einsicht in ihre (populistische) Wirkungsweise verwehrt. (2) Der Politikbegriff wird (mit Ausnahme von Faust) immer noch gerade dort verwendet, wo der NS politische Formen der Konfliktaustragung ausschaltet, wie z.B. im Falle der »Gleichschaltung«. (3) Noch gibt es die Tendenz, den Faschismus als das ganz Andere gegenüber vorher und nachher zu artikulieren. Die Polykratiethese wird zur bloßen Apologie des bürgerlichen (Rechts-)Staates, wenn sie mit der These von der »Entrechtlichung« und »Entstrukturierung« des NS-Staates artikuliert wird. Nicht beachtet werden dann die (faschistischen) Transformationen *im* Gefüge der ideologischen Formen und deren (vor- und nachfaschistische) Kontinui-

tät (4). Die Problematik von Wissenschaft als Form in den Formen ideologischer Herrschaftsreproduktion wird abgesprengt durch die Opposition Ideologe/Technokrat. Die »ideologische« (d.h. hier die NS-orientierte) Wissenschaft steht der »neutralen«, pragmatischen Wissenschaft gegenüber, der als Technologie etc. ihre Kontinuität gesichert ist. Und umgekehrt: die Tatsache ihrer Kontinuität sichert ihre »Neutralität« ... Müssen wir jetzt vom »Syndrom des Technokraten« sprechen? Thomas Weber (Berlin/West)

Albrecht, Stephan: Hermann Hellers Staats- und Demokratieauffassung. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1983 (262 S., br., 48,- DM)

Robbers, Gerhard: Hermann Heller: Staat und Kultur. Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1983 (138 S., br., 39,- DM)

Schluchter, Wolfgang: Entscheidung für den sozialen Rechtsstaat. Hermann Heller und die staatsrechtliche Diskussion in der Weimarer Republik. 2. Aufl., Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1983 (300 S., kt., 45,- DM)

Waser, Ruedi: Die sozialistische Idee im Denken Hermann Hellers. Diss. jur., Universität Basel 1982 (Diss.druck, 240 S.)

Hermann Heller (1891 in Teschen geboren, 1933 im Madrider Exil gestorben) ist sicherlich einer der schillernd-interessanten und ambivalent anregenden Staatsrechtslehrer der Weimarer Republik (zur Person vgl. K. Meyer in Polit. Vierteljahrschrift 1967, 293ff.; Internationales Soziologenlexikon Bd.1, 1980, 174ff.). Als ein Vertreter der in sich wiederum heterogenen »Jungen« in der Vereinigung der deutschen Staatsrechtslehrer hat sich Heller »ein ursprüngliches und frisches Verhältnis zu Fragen der Politik bewahrt« (Ges. Schriften 1, 726). Er engagiert sich praktisch in der Volkshochschulbewegung und Arbeiterbildung, tritt 1920 — einen Tag vor seiner Habilitation — der SPD bei, agiert bei den Jungsozialisten als Gegenspieler Max Adlers und befürwortet den Nationalstaat und die Aussöhnung von »Sozialismus und Nation« (1925, 1931²); Heller erkennt früh schon die faschistische Gefahr (Europa und der Faschismus, 1929, 1931²) und engagiert sich mit antifaschistischer Aufklärung im Reichsbanner, vertritt 1932 — als Gegenspieler Carl Schmitts — das sozialdemokratisch geführte Land Preußen vor dem Staatsgerichtshof im Rechtsstreit um den Papenschen Staatsstreich vom 20. Juli 1932; angesichts der Gefahr des aufkommenden Faschismus plädiert Heller 1929 in dem Vortrag »Rechtsstaat oder Diktatur?« für »soziale Demokratie«, für den demokratischen und »sozialen Rechtsstaat«, also für die »rechtsstaatliche Vergesetzlichung der Wirtschaft« bzw. »die Ausdehnung des materiellen Rechtsstaatsgedankens auf die Arbeits- und Güterordnung« (Ges. Schriften 2, 450, 451, 461). [Zur Erinnerung: Am 2.12.1929 legt der Reichsverband der Deutschen Industrie seine Denkschrift »Aufstieg oder Niedergang?« vor und plädiert, gegen die sozialdemokratisch geführte Reichsregierung H. Müller und gegen den »Volksstaat«, für »eine entscheidende Wende« in der Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik, für die »Sammlung aller aufbauenden Kräfte« gegen die »wirtschaftsfeindlichen Bemühungen.«] — Auch methodisch weicht Heller vom Tenor der Rechtswissenschaft und Justiz nicht nur seiner Zeit ab. Als scharfer Kritiker einer »entleerten Nomokratie« tritt er (in Anknüpfung an Mohl), für die »Renaissance des materiellen Rechtsstaatsgedankens« ein und kritisiert den Rechtspositivismus (Laband, Jellinek, Kelsen). Heller spricht sich gegen eine Staatsrechtslehre »ohne Staat und ohne Recht« aus, was zur ambivalenten Gleichzeitigkeit eines Plädoyers für Souveränität, nationalstaatliche Entscheidungsfähigkeit, soziale Homogenität, Kulturzusammenhänge, offene Verfassung und demokratisch-soziale Legalität führt. Heller vertritt methodisch gesehen ein interdisziplinäres Verständnis von Rechtswissenschaft als Sozial- und Normenwissenschaft, besonders seine »Staatslehre« (posthum 1934) verdeutlicht diese Position; Heller ist deshalb auch als »Staatssoziologe« und als »Vater der Politischen Wissenschaft in Deutschland« bezeichnet worden.

Aus Anlaß des 50. Todestages von Heller fand vom 4. bis 6. November 1983 in Berlin (West) ein Symposium statt, das — nach der Edition von Hellers Werken (Gesammelte Schriften 1-3, 1971) — zusammen mit den hier anzuzeigenden Schriften eine neue Rezeptionsphase markiert (zu diesem Symposium vgl. Berichte in Politische Vierteljahresschrift 1983, 456f.; Kritische Justiz 1984, 95-103; 1984 ersch., hrsg. v. Chr. Müller und J. Staff, in der Nomos Verlagsgesellschaft die Tagungsdokumentation: »Der soziale Rechtsstaat« als »Gedächtnisschrift für Hermann Heller«). — Selbst die »Juristen Zeitung« (1984, 201-211) nimmt den 50. Todestag zur Kenntnis, und W. Fiedler (210f.) plädiert dort in einem rezeptionsgeschichtlich bedeutenden Aufsatz dafür, »daß eines der Hauptprobleme [Hellers, d. Verf.], nämlich die Schaffung und Erhaltung politischer Einheit 'endlich' voll gewürdigt« werde, während demgegenüber Hellers Votum für den sozialen Rechtsstaat eine untergeordnete Rolle spiele.

Bei Schluchters Studie handelt es sich in ihrer Erstfassung (1968) um die erste Heller-Monographie überhaupt. Diese Fassung ist ohne jede Änderung und Aktualisierung, ohne auch nur ein knappes neues Vor- oder Nachwort vom alten Satz nachgedruckt worden. Die Arbeit taugt als unkritische Zusammenfassung des Hellerschen Oeuvre (vgl. die Rezension des Verfassers in: Neue Politische Literatur, 1971, 507-519). Ähnlich wie Habermas (Student und Politik, 1961) sieht Schluchter in Heller einen Partizipations-theoretiker, der an »einer gerechten Gestaltung der Wirtschafts- und Güterordnung« und am Prinzip eines Staates, der »die Selbstverwirklichung des Bürgers« nicht behindert, orientiert ist (280). Demgegenüber gilt ihm die von Heller propagierte »Synthese von Nationalismus und Sozialismus« als zeitgebunden (279). Schluchter unterstellt Heller ein »Plädoyer für einen ethischen Sozialismus« (136), was Albrecht kritisiert (171ff.) und in die Nähe der Interpretation von Heller als einem Ziehvater des Godesberger Programms stellt (179).

Hellers Position ist, worauf auch Fiedler hinweist, ambivalent, »die rechte Mitte« (Schluchter, 150) stellt nicht sein Ziel dar. Schluchters Arbeit versagt bei der Charakterisierung Hellers. Lesenswert ist lediglich Schluchters Einordnung Hellers in philosophisch-wissenschaftsgeschichtliche Traditionen und Diskussionslinien (bes. Kant, Hegel, M. Weber — vgl. Robbers, 15). Die Bezüge von Heller zu Marx finden jetzt eine adäquatere Bearbeitung durch Waser, während Robbers die enger gefaßte staatsrechtliche Diskussion Hellers klarer zusammenfaßt und vorstellt (Robbers, 16ff.).

Waser beschreibt Heller als gespalten, wobei besonderes Gewicht auf das praktische Engagement gelegt wird; abhängig von der konkreten politischen Lage (130) ist Heller »weder Sozialreformer noch Sozialrevolutionär« (120ff.). Jedenfalls aber ist Heller kein ethischer Sozialist und erkennt den Klassenkampf als soziale wie politische Realität an. In seiner subtilen Analyse arbeitet Waser heraus (bes. 172f.), daß Heller — wenn auch im Gemein mit seinem Souveränitätskonzept — das Ziel einer umfassenden Demokratisierung vorschwebt. Zu Recht jedoch kritisiert Waser (175), »daß Heller zwar eine Demokratisierung der Gesellschaft, im besonderen der Wirtschaft, forderte, dabei aber über sehr limitierte konkrete Vorstellungen verfügte.« In vielen Fällen können diese — wie Waser zeigt — nur durch Berücksichtigung praktischer Tätigkeiten Hellers näherungsweise bestimmt werden (dazu auch U. Penski in H. Heimann, Th. Meyer [Hrsg.]: Reformsozialismus und Sozialdemokratie, 1982, 167-185; kritisch gegenüber dieser Position vgl. J. Blau: Sozialdemokratische Staatslehre in der Weimarer Republik, 1980).

Auch Robbers betont die »Einheit von Theorie und Praxis« (25) als typisch für Hellers Arbeiten. Während Waser aber dem praktischen Wert der Hellerschen Analysen für »sozialistische Demokratie und demokratisierte Wirtschaft« nachspürt, entwickelt Robbers (37f.) eher theoretisch die Demokratielehre Hellers (aus einer an Fraenkel orientierten moralisch-politischen und pluralismustheoretischen Sichtweise, vgl. dazu auch W. Bauer: Wertrelativismus und Wertbestimmtheit im Kampf um die Weimarer Demo-

kratie, 1968, 349ff., 427ff.). Dabei kommt Robbers (41) zu einem ähnlichen Schluß wie Albrecht und Waser: »Nur in der Verwirklichung der sozialen Demokratie ist auch die Einheit des Staates letztlich gewährleistet ... die Klassenstruktur des heutigen Staates, die die Einheit des Staates gefährdet, kann nur durch die soziale Demokratie überwunden werden.« Von dieser Positionsbestimmung ausgehend entwickelt und behandelt Robbers (52ff., 68ff., 103ff.) Hellers Votum für den sozialen Rechtsstaat, das auf eine (sozialistische) »Vollendung der bürgerlichen Revolution« zielt (leider setzt sich Heller aber mit entsprechenden Hinweisen von Marx im »18. Brumaire« nicht auseinander): »Heller ist Sozialdemokrat, um die ursprünglichen bürgerlichen Ideale erst zu ihrer vollen Konsequenz zu bringen« (105).

Während Waser die Praxis- und Strategiedefizite dieser Vision herausarbeitet, beleuchtet Albrecht deren schlicht-utopischen Charakter, der sich seiner synthetisch ideologiekritisch-theoriegeschichtlichen Perspektive darbietet (15), weil diese (vom Anspruch her) »immer wieder auf die hauptsächlichlichen gesamtgesellschaftlichen Entwicklungslinien der Weimarer Republik wie auch der SPD« (15) rekurriert. Albrechts Untersuchung ist von diesem Ansatz her die politischste der vorliegenden Analysen, was Fiedler (Juristen Zeitung 1984, 201) ohne jeden Einzelnachweis dazu bewegt, Albrechts Arbeit als »ideologisch orientiert« zu apostrophieren (vgl. auch die Rezension v. G. Maschke, FAZ, Nr.181 vom 16.8.1984, 9).

Albrecht sieht Heller vor allem wegen der Fachismusanalyse in objektiver Nähe zum »linken Flügel« (162) der SPD; der bemerkenswerten Frage (die z.B. auch an J. Leber, K. Schumacher und C. Mierendorff zu richten wäre), warum von eher nationalstaatlich eingestellten Sozialdemokraten nachhaltiger eine Faschismuskritik vorgetragen wird als von Parteilinken, geht Albrecht aber nicht nach. Der Rekurs auf konkrete Geschichte und Klasseninteressen fällt zu pauschal aus (vgl. 80f., 150f.) und wird zudem mit einem ebenfalls pauschalen Bezug zur marxistischen Position der »Annahme einer dialektisch strukturierten gesellschaftlichen Totalität« (15) verbunden (vgl. 15f., 131ff., 134ff.). Zusammenfassend weist Albrecht (163) auf die »Differenz zwischen Heller und einer marxistischen Gesellschaftsbetrachtung« hin; die Zeit- und Fraktionsbedingtheit der Hellerschen Marxrezption wird aber nicht klar genug untersucht. So wird Heller ein verdinglichtes Ökonomieverständnis vorgehalten (195) und »das Fehlen einer Krisentheorie« (153) moniert (vgl. auch 100). Besser gelingt Albrecht der politikwissenschaftliche Nachweis, daß Heller mit seiner Zielperspektive des sozialen Rechtsstaats eine Politik konzipiert, der die realen politischen Kräfte in der Endphase der Weimarer Republik nicht mehr entsprechen, die folglich über keine ausreichende politisch-soziale Basis und Machtposition verfügt. Deutlich wird das, wo Heller noch 1932 (wenn auch resignativ) von der »Achtung vor der bürgerlichen [nicht aber vor der bourgeoisen; d. Verf.] Lebensform« redet und auf die rechtsstaatliche Einordnung der in der Sozialdemokratie organisierten Fabrikarbeiter, der im Zentrum versammelten Handarbeiter und der »tieferen und kräftigeren Willensschichten des Bürgers« setzt — oder hofft (vgl. Gesammelte Schriften 2, 633, 641).

Bei Abwägung aller Aussagen gelangt Albrecht zusammenfassend zu einer moderaten Kritik an Heller: »Gemessen an der Zunft seiner Wissenschaft gehört Heller zur Minderheit der nicht antidemokratischen Staatslehrer und auch im Kreis der republikanischen Juristen zur wiederum 'radikalen' Minderheit. Gemessen am Zustand von Theorie und Praxis der Sozialdemokratie, hatte Heller die Einsicht in das Wesen des Faschismus voraus und die Erkenntnis, daß zur Verteidigung der Republik deren sozioökonomische Fundierung *conditio sine qua non* ist. Gemessen am dialektischen Materialismus fehlte ihm eine Krisentheorie, die den Zusammenhang von Weltwirtschaftskrise und faschistischer Konjunktur hätte strategisch verwerten können. (...) So zutreffend Hellers allgemeine Orientierung gegen den Faschismus historisch war, so wenig existierten realpoliti-

sche Kräfte und eine realhistorische Situation, die zur Verwirklichung dieser Orientierung hätten beitragen können.« (199)

Die hier angezeigten Studien ergänzen sich und können sich wechselseitig nicht ersetzen. Erst ihre Gesamtschau vermittelt Einblick in den Diskussionsstand der staatsrechtlichen und politikwissenschaftlichen Arbeiten Hermann Hellers (die seit 1971, in 3 Bänden als »Gesammelte Schriften« dokumentiert, zugänglich sind — mit den Schwerpunkten »Orientierung und Entscheidung« [Bd.1, XXIII + 733 S.], »Recht, Staat, Macht« [Bd.2, 653 S.] und »Staatslehre als politische Wissenschaft« [Bd.3, XXVII + 502 S.]). Eine solche Gesamtschau weist auch auf die Lücken bzw. Schwachstellen der bisherigen Rezeption hin (vgl. Robbers, 106ff., 126f.). Dabei handelt es sich um folgende Desiderata: 1. Die von Heller unter dem Titel des Primats der Politik betriebene Auseinandersetzung mit Marx, vor allem aber auch mit Engels' politisch-staatstheoretischen Hinweisen bedarf weiterer Aufhellung, wobei Hellers Position von ihren methodischen Bezugspunkten (Freyer, Litt) und von der zeitgenössischen Marxrezeption her zu entwickeln wäre. 2. Die zeitgeschichtlichen Bezüge müssen konkreter beleuchtet werden; Albrechts Anspruch wäre einzulösen. Als Sonderfall gilt dies für die Kontroverse zwischen Heller und Carl Schmitt anlässlich der Verhandlung des »Preußenschlages« vor dem Leipziger Staatsgerichtshof. Diese Forderung trifft aber auch zu für die Analyse der Bezüge von Hellers Rechtsstaatstheorie zur sozialdemokratischen Tolerierungs- und Verfassungspolitik sowie zu den bourgeoisen und etatistischen Diktaturplänen der Weimarer Endphase. Theoriegeschichtlich, aber auch politisch-strategisch bedarf ferner die Hellersche Faschismusanalyse in ihrem Bezug auf zeitgenössische (u.a. sozialdemokratischen) Analysen des italienischen und deutschen Faschismus weiterer Aufhellung. 3. Schließlich ist Hellers Kritik des staatsrechtlichen Positivismus in einem engeren staatsrechtlich-juristischen Sinn weiter aufzuarbeiten. Solche Analysen könnten bewirken, daß die Staatszielbestimmung des sozialen Rechtsstaates nicht nur bloßes Interpretationsprinzip bleibt und die von Heller als Fundament politischer Demokratie beschworene »soziale Homogenität« nicht pluralismustheoretisch ihrer kritisch-wirtschaftsdemokratischen Gehalte beraubt wird. — Für die von D. Schefold (Kritische Justiz 1984, 96) festgestellte »zweite Welle der Heller-Rezeption« gibt es genügend Arbeitsaufgaben, aber auch hinreichende Anregungen aus der vorliegenden Literatur.

Eike Hennig (Kassel)

Reifner, Udo, und B.-R. Sonnen (Hrsg.): Straffjustiz und Polizei im Dritten Reich. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1984 (231 S., br., 34,- DM)

Der Band bildet die Fortsetzung zu Reifners 1981 herausgegebenen Buch »Das Recht des Unrechtsstaates« (vgl. die Rezension in *Das Argument* 138/1983, 314). Insgesamt ist dieses empirisch-soziologisch orientierte Projekt einer Analyse des faschistischen Rechtssystems im Fachgebiet der Autoren, der Rechtswissenschaft, sehr ungewöhnlich. Recht und Nazismus sind aufgrund ihrer »Wesensfremdheit« dort kein Thema.

Auch unter den Autoren ist die Frage umstritten, ob die Justiz ein »Anhängsel des NS-Staates, ein willfähiges Instrument seiner Machthaber, ein durch allzu menschliche Schwächen gekennzeichnetes technokratisches Funktionssystem, oder (...) selbst Macht, selber Teil eines Unterdrückungssystems, in dem seine Funktionäre, die Juristen, Komplizen und Profiteure waren« (9). Reifners Antwort ist eindeutig im letzteren Sinne (21, 26). Auch Fangmann stellt in seiner Untersuchung faschistischer Polizeirechtslehren fest, daß »die Polizeirechtler keine defensiven Interpreten geltender Rechtsnormen waren, sondern zu den aktiven Protagonisten der Zerschlagung der von ihnen geschmähten liberalen Staats- und Rechtsordnung gehörten« (183). Sonnen sieht dagegen die Ursache für »Unrechtsurteile« auch in der richterlichen Gesetzestreue oder in nationalsozialistischen Eingriffen. Für Letzteres verweist er auf die Kompetenzverlagerung von den »ordentlichen« (Zivil- und Straf-)Gerichten auf die Sondergerichte. So seien 1936-39 16%

der Urteile durch Sondergerichte gefällt worden, 1940-43 49% und 1944 knapp 75% (54). In dieser Richtung auch der Beitrag von Majer, der die Entmachtung der Staatsanwaltschaft darstellt (149).

Die Bestimmung des spezifisch Faschistischen der (Straf-)Justiz bereitet ebenfalls Schwierigkeiten. Laut Reifner waren es »gerade die Werte der 'normalen' Juristen wie 'Pflicht', 'Ordnung', 'Tradition', 'Ehre', 'Treue' und 'Nation', mit denen die antisemitischen und ausländerfeindlichen Exzesse Eingang in die normale Justiz fanden« (17). In seiner Untersuchung zum Strafprozeßrecht verdeutlicht Müller, daß die »typischen nationalsozialistischen Rechtsvorschriften« lediglich eine »unbeschränkte Kumulation autoritär-konservativer Regelungen« (75) gewesen seien. Kontinuität stellt auch Marxen in seinem Beitrag über die Täterlehren des Dritten Reichs fest (82). Die seit Ende des 19. Jahrhunderts stattfindende Umorientierung vom Tat- zum Täterstrafrecht führte im Faschismus zu dem Versuch, die wesensmäßig kriminellen Tätertypen herauszudestillieren: Dieb ist dann z.B. nicht, wer einem anderen eine fremde Sache in der Absicht rechtswidriger Zueignung wegnimmt, sondern nur, wer seinem Wesen nach ein Dieb ist.

Ein expliziter Ansatz einer Faschismustheorie findet sich nur bei Reifner, der den von Fränkel und anderen Exiljuristen geprägten Begriff des Faschismus als »Doppelherrschaft« aufgreift. Nach dem im ersten Band dargelegten Konzept sieht Reifner als maßgebend den Ordo-Faschismus — ein »System zur Abwehr einer sozialen Demokratie« (*Unrechtsstaat*, 67), ein »Machtblock aus Großkapital, Gewaltapparat (Militär und Polizei, Verwaltungsapparat (Bürokratie) und Legitimationsinstanzen (Justiz), der in der Regel durch eine ideologische Konkordanz mit dem weltanschaulichen Apparat (Kirche, Parteien) und den Erziehungsinstitutionen (Schule, Massenorganisationen) gesichert wird (*Unrechtsstaat*, 66). Als zweite Modalität des Faschismus sieht er den Anarcho-Faschismus, eine »auf den Idealen der kleinbürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft aufgebaute Ideologie des Hasses auf deren Entwicklung zu Monopol und Arbeiterklasse« (*Unrechtsstaat*, 66).

Die Bestimmung des Ordo-Faschismus als Machtblock erlaubt es, die faschistische Herrschaft als Verknüpfung verschiedener Instanzen zu untersuchen, oder auch Hitler selbst als Dauereffekt der rangelnden Mächte. Doch die Verwendung der Begrifflichkeit Ordo- und Anarcho-Faschismus und der behauptete Gegensatz ist schwer nachvollziehbar. Was war das »Anarchische« der Kleinbürger? Auch sie waren als Hilfspolizisten in der SA durchorganisiert. Wie Wagner in seinem Aufsatz über die Polizei im Faschismus anschaulich darstellt, war die SA gerade ein Teil des Machtblocks. Bis 1934 hatten sie die KZs unter ihrer Kontrolle und waren später mit der Gestapo und dem SD im Reichssicherheitshauptamt organisiert. Der Begriff Ordo hat sich im Zusammenhang mit Ordo (Ordnung) — Liberalismus (Markt) entwickelt, einer ökonomischen Strategie der Rekonstruktion des Wettbewerbes als staatliche Institution. Bei Reifner zehrt »Ordo« nur vom Gegensatz zu »Anarcho«, in dessen Verwendung die Perspektive der Herrschenden durchscheint — Chaos und Pöbel der Straße.

Unklar ist auch Reifners Behandlung des Zusammenhangs von Gewalt und ideologischer Überzeugung. Auf abstrakter Ebene spricht er dem für ihn entscheidenden Ordo-Faschismus jegliche Überzeugungswirkung ab: Der Ordo-Faschismus sei »in der ganzen Welt immer mit brutaler Gewalt, mit der Überzeugungskraft der Bajonette und Gefängnisse durchgesetzt, und nur selten spielt seine ideologische Absicherung durch das Ausnutzen des Anarcho-Faschismus eine so große Rolle wie in Deutschland« (21). Konkret am Material attestiert er dagegen der Justiz, welche Reifner dem Ordo-Faschismus zu-rechnet (21), ideologische Wirkung, indem sich »die Juristen vom Gesetz befreiten und die faschistischen Zielsetzungen damit so in rechtsförmige Bahnen lenkten (...), daß der Faschismus effektiv und unpolitisch erscheinen konnte« (27). Die Justiz habe »vor allem als rechtsschöpfender und organisierender sowie legitimierender Apparat« funktioniert,

»der die Wirkungen des Terrors ins Bewußtsein der Unterdrückten vermittelte und damit den Widerstand lähmte« (29).

Aus der Fußnote zum letzten Zitat wird jedenfalls klar, daß es Reifner um jeden Preis um »eine Abgrenzung von den Thesen des 'Projekt Ideologie-Theorie'« geht, die ein »intellektualistisches Konzept der ideologischen Selbstunterwerfung verkünden« (39). Im ersten Band hatte sich Reifner zum Problem der juristisch vermittelten Selbstunterwerfung (*Unrechtsstaat*, 21) noch auf das PIT bezogen (*Unrechtsstaat*, 77). Anders jetzt: »Ideologische Verkehrungen mit tiefgreifender Überzeugungswirkung konnte der entscheidende Ordo-Faschismus nicht bewirken. Die Praxis der Arbeit widersprach ihm.« (40) Das PIT stelle dagegen das »Verhältnis von Gewalt und Ideologie auf den Kopf« (40). Belege bringt er nicht. Als Kronzeugen gegen die Behauptung von »Selbstunterwerfung« als ideologischem Effekt benennt er Mason und dessen »auf 1 200 Seiten empirisch fundierte theoretischen Aussagen« (40). Mason ist dafür denkbar ungeeignet. Selbstkritisch stellt er in einer neueren Analyse über »Die Bändigung der Arbeiterklasse im nationalsozialistischen Deutschland« (in: *Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung. Herrschaftsmechanismen im NS*. Hg. v. C. Sachsse u.a., 1982) fest, daß linke Forscher dazu neigen, »die Unterdrückung der Arbeiterklasse und die Opposition gegen diese Unterdrückung stark hervorzuheben. Ihre Arbeiten implizieren zumindest, daß Integrationsmomente und -elemente selten und nicht sehr bedeutend waren. (...) Mir scheint, daß auch diese Position der Komplexität der sozialen und politischen Entwicklung Deutschlands unter der nationalsozialistischen Herrschaft Gewalt antut.« (34)

Stephan Dietrich (Berlin/West)

Geuter, Ulfried: Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1984 (592 S., Ln., 78,- DM)

Das Buch zeichnet sich durch reichhaltiges Quellenstudium aus. Die erstmals in diesem Umfange detailliert analysierten Dokumente machen dieses Werk für die Aufarbeitung der Psychologiegeschichte wichtig. Geuter zeigt, daß die verbreitete Rede vom Niedergang der Psychologie im NS — im Sinne der äußeren Kegelung, der vollständigen Unterdrückung oder Gleichschaltung von oben — sich nicht halten läßt.

Geuter faßt Wissenschaften als professionalisierte Disziplinen und somit gesellschaftliche Institutionen, die über Experten in die gesellschaftliche Wirklichkeit eingreifen, soziale Probleme lösen und selektiv theoretisch reflektieren. Entsprechend untersucht er die ermöglichenden, fördernden, behindernden Faktoren des Professionalisierungsprozesses der Psychologie, in welchem spezielle Anwendungsbereiche des Wissens der akademischen Disziplin einschließlich der dazugehörigen Berufsrollen und der auf diese Tätigkeit bezogenen Ausbildung institutionalisiert werden. Dieser Prozeß ist einerseits abhängig von der Entwicklung des akademischen Wissens, andererseits von der Nachfrage des Arbeitsmarktes nach praktisch Verwertbarem, dabei vor allem von den Anforderungen der Großunternehmen und der Staatsapparate, somit vom Interesse gesellschaftlicher Machtinstanzen sowie der Art, wie sich die Berufsgruppe darauf bezieht, d.h. ihrer Politik. Beides wirkt auf die Theorieentwicklung selbst zurück.

Obwohl einzelne Psychologen während der NS-Zeit verfolgt wurden, die Beamtengesetzgebung 1933 einem Drittel der Psychologen die Stelle kostete und die Psychologie, laut Geuter, damals noch wenig zur Herrschaftsstabilisierung beitragen konnte, wurde der bereits angelegte Professionalisierungsprozeß enorm beschleunigt und von den Machtinstanzen gefördert. Nachdem sich die Psychologie bis zur Jahrhundertwende institutionell innerhalb der Philosophie entwickelt hatte, etablierte sie sich nach dem 1. Weltkrieg — bis zur Stagnation Mitte der zwanziger Jahre aufgrund der Wirtschaftskrise —, indem sie diagnostische Instrumente zum Zwecke der Auslese und Zuweisung für den Einsatz in Führungspositionen von Wehrmacht, Industrie und Administration lie-

ferte. — Während des NS konnte die Psychologie gegenüber rivalisierenden Berufsgruppen (Offizieren, Ärzten, Ingenieuren, die zuvor die psychologischen Diagnosetechniken der Tests selbst angewendet hatten) Terrain gewinnen und eine eigene Berufsrolle als Diagnostiker etablieren. Weitere Lehrstühle wurden institutionalisiert, 1934 eine Laufbahnverordnung und Assessorenprüfung in der Wehrmacht geschaffen und 1941 mit der Diplomprüfungsordnung eine einheitliche, staatlich geregelte Ausbildung mit eigenem Abschluß erlangt, die das Fach auch theoretisch vereinheitlichte. Als 1942 die Luftwaffen- und Heerespsychologie wegen Bewerbermangel aufgelöst wurde, konnte die Psychologie sich institutionell bereits von ihrem Haupttätigkeitsfeld in der Wehrmacht abkoppeln und sich neue Berufsfelder (z.B. in der NS-Volkswohlfahrt) schaffen.

Die Bedingungen des Erfolges lagen hauptsächlich in den jeweils spezifischen Interessen der von Franz Neumann im »Behemoth« als relativ autonom analysierten Machtinstanzen (Partei, Industrie, Administration, Wehrmacht). Die Partei selbst hatte kein Konzept der Gleichschaltung, keine klaren Erwartungen, war aber an ideologischer Legitimation durch das Fach und auch an seiner praktischen Nützlichkeit interessiert und ließ die Administration bei Berufungsverfahren gewähren. Die Wehrmacht in ihrer Orientierung auf zweckmäßige Mittel zum Aufbau einer schlagkräftigen Armee war das Haupteinsatzfeld der Psychologie. Das — nicht faschismusspezifische — Interesse an der Expansion der Wehrmacht und die Nutzung der Wissenschaft für Kriegsvorbereitung, Kriegswirtschaft und Krieg, war den Machtinstanzen gemeinsam. Die Wehrmacht stellte steigende quantitative Anforderungen an den Einsatz von Psychologen, die ihr anwendungsbezogenes Wissen zum Zwecke der Auslese bereitstellten.

Mit Psychotechnik, Ausdruckskunde, Charakterologie und Eignungsdiagnostik lieferte die Psychologie diagnostische Instrumente und Modelle zur Beschreibung und Erfassung der Individuen und der »rationalen« Verfügung über ihren Einsatz. Auch in diesen Wissenssystemen fand, bedingt durch die mit der Macht verknüpften Verwendungszwecke und Entstehungsbedingungen, eine Anpassung an die NS-Ideologie statt. Nach Geuter waren sie bedeutender als die bloß ideologisch nützliche Rassenpsychologie und Typologie. Während des Nazismus wich das Primat der ideologischen Mobilisierung im Zuge der Kriegsvorbereitung — mit dem Vierjahresplan und der wachsenden Dominanz der Technokratie — dem Primat der praktischen Verwertbarkeit.

Auf diese Prioritätenverschiebung reagierte der Berufsverband der Psychologen (DGfPs) mit einer Veränderung seiner adressatenspezifischen Legitimationsstrategie. Der Verband handelte allein nach professionspolitischen Gesichtspunkten und nutzte eigenständig seinen Spielraum, um sich mit den Interessen der Mächtigen zu arrangieren, Interessenskoalitionen zu schaffen, wie z.B. bei der Vorbereitung der ersten Diplomprüfungsordnung (DPO), deren Erlaß mitten im NS einen wichtigen Einschnitt markiert. Indem sie sich zweckdienlich machten und von unten gleichschalteten, kamen sie zum Erfolg. Nach dem Kriege bewahrte die Psychologie inhaltlich, personell und institutionell ihre Kontinuität. Durch die DPO als Fach formal vereinheitlicht, wurden neue institutionelle Träger in den gleichen Praxisfeldern gefunden, bis Mitte der 70er Jahre ein neuer Professionalisierungsschub in den Bereichen Therapie und Beratung einsetzte.

Geuter untersucht das Geflecht der institutionellen Zusammenhänge der Interessen- und Entscheidungsstrukturen, auf deren Basis sich die theoretische Entwicklung vollzog und sich ein einheitliches Objekt der Psychologie herausbildete. Dies ist wichtig, genügt aber nicht. An die Analyse der Genese der Institution anknüpfend, ergäben sich neue Fragestellungen nach den Vergesellschaftungsmodi und -wirkungen der neuen Kompetenz/Inkompetenzstrukturen, die sich sowohl für die durch die Psychologie Betroffenen als auch für die in der Institution tätigen Experten herausentwickelten. Die Individualitätsform der Wissenschaftlersubjekte, ihre im Buch angesprochenen Deutungsmuster und Motive (z.B. intellektuelle Faszination durch die Praxis, Bedürfnis nach ökonomi-

scher Absicherung), welche ihr »freiwilliges« Einverständnis produzieren, wären ebenso Gegenstand weiterer Untersuchungen, wie die zahlreichen Diskurse und Verfahren, die den Alltag psychologisieren und unter dem Anschein ihrer Rationalität und der Eigenverantwortung der Subjekte die Netze der Macht um und in den Betroffenen durch ihre Disziplinierungs- und Normalisierungswirkungen verdichten.

Tobias Banaschewski und Hans-Peter Goletz (Marburg)

Stuchlik, Gerda: Goethe im Braunhemd. Universität Frankfurt 1933-1945. Röderberg Verlag, Frankfurt/M. 1984 (232 S., br., 16,- DM)

Kurz, Lothar (Hrsg.): 200 Jahre zwischen Dom und Schloß. Ein Lesebuch zur Vergangenheit und Gegenwart der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Druck-, Verleihtätigungs- und Vertriebsgesellschaft, Münster 1980 (250 S., br., 12,- DM)

Mit den Vorlesungsreihen in Tübingen, München und Berlin von 1965/66 war das Thema »Deutsche Universität im Faschismus« etabliert und wurde seitdem mehrmals neu aufgegriffen. Gerda Stuchlik hat neues Material über die Universität Frankfurt vorgelegt und hätte vielleicht noch einiges im Universitätsarchiv gefunden, wäre es ihr ganz zugänglich gemacht worden. Die Studie über die Universität Münster ist ein Sammelband von 20 Aufsätzen zum 200-jährigen Jubiläum »dieser heute zweitgrößten Hochschule der Bundesrepublik« (7). Die Zeit des Faschismus wird in zwei Aufsätzen behandelt. Vergleicht man diese mit den Ergebnissen der Studie über Frankfurt, wird deutlich, wie verschieden die Entwicklung der beiden Universitäten im Faschismus zunächst verlief.

Der Aufsatz von Ulrike Hörster-Philipps und Bernward Vieten (Die Westfälische Wilhelms-Universität beim Übergang zum Faschismus) zeigt, daß es an dieser Universität »mit Ausnahme zweier Studentengruppen keine Stützpunkte der parlamentarischen Republik« gab, und der »geistige Boden für die Naziherrschaft (...) längst vorbereitet« (86) war, als am 30. Januar 1933 Hitler Reichskanzler wurde. Die offiziellen Vertreter der Universität stellten sich nahezu geschlossen auf die Seite der neuen Machthaber und begannen mit der Selbstgleichschaltung. Während nach außen Einmütigkeit demonstriert wurde, begann intern das Gerangel um die besten Posten. So berichteten Hörster-Philipps und Vieten von dem langwierigen Kampf um die Neuwahl des Rektors, den zwei von verschiedenen NSDAP-Stellen favorisierte Kandidaten austrugen. Die nationalsozialistische Gesinnung war nicht unbedingt Garant für eine schnelle Karriere. Dies zeigt sich am Beispiel des Mediziners Kremer, der sich trotz Karriere bei der SS und Tätigkeit im Konzentrationslager Auschwitz als Lagerarzt umsonst um den geplanten Lehrstuhl für Erbbiologie und Rassenhygiene bewarb. Auszüge aus seinem Auschwitz-Tagebuch sind im Aufsatz »Medizin ohne Menschlichkeit« von Bernward Vieten nachzulesen. Es wird deutlich, daß die Universität Münster 1933 in ihrem Bestand nicht gefährdet war, auch wenn mehrere Dozenten entlassen und die kleinen sozialistischen Studentengruppen zerschlagen wurden.

Ganz anders verhielt es sich in Frankfurt. 1914 gegründet als von Kirche und Staat unabhängige Stiftung war die Johann-Wolfgang-Goethe-Universität ein Renommierprojekt des liberalen, zum großen Teil jüdischen Frankfurter Bürgertums. Als erste Universität Deutschlands hatte sie eine naturwissenschaftliche, eine wirtschafts- und sozialwissenschaftliche, aber keine theologische Fakultät. Eine Klausel sicherte die Gleichbehandlung jüdischer und christlicher Lehrkräfte. In der Weimarer Republik bildeten sich starke sozialistische Studentengruppen, die zum Teil von demokratischen Hochschullehrern (die es an anderen Hochschulen meist gar nicht gab) unterstützt wurden.

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten war für die Universität ein großer Einbruch. Sie mußte massive Staatseingriffe hinnehmen, die die Umbildung und allmähliche Entmachtung der universitären Selbstverwaltungsgremien zum Ziel hatten. Der alte Rektor mußte gehen und Ernst Kriek wurde ihr »aufoktroiert« (88). Außerdem wur-

den 36,5% des Lehrkörpers entlassen und zahlreiche Studenten relegiert. Das Institut für Sozialforschung und die Akademie der Arbeit wurden geschlossen.

Als Ergebnis dieser Maßnahmen wurde die Universität nahezu handlungsunfähig und zum Spielball unterschiedlicher Interessen. Auf dem Höhepunkt dieser Krise tauchte 1933 das Gerücht auf, die Universität würde geschlossen werden. Dies wurde noch dadurch erhärtet, daß Lehrende, die für den neuen Staat nicht mehr »tragbar« waren, nach Frankfurt versetzt wurden. Der Oberbürgermeister sah sich zu einem Brief an den Minister für Wissenschaft, Rust, veranlaßt, in dem er moniert, »daß unsere Universität zu einem Abstellbahnhof für solche Professoren wird, die entweder als Nichtarier überhaupt nicht mehr verwendbar sind oder an anderen Universitäten nicht gewünscht werden« (98). Aber auch andere Kräfte waren wirksam: die Stadt Frankfurt und die ansässige Industrie setzten alles daran, die Universität zu erhalten. Insbesondere die chemische Industrie ersetzte die ausgebooteten Stiftungen und gründete neue industrieorientierte Institute. Da eine geplante Reichsreform zum Hochschulwesen nie verwirklicht wurde, blieb die Universität Frankfurt von der Schließung verschont. Bis 1945 war aus der einst von Nationalsozialisten als »linksliberalistisch« verschmähten Universität eine dem faschistischen System völlig angepaßte Hochschule geworden.

Birgit Fleischmann (Berlin/West)



Detlev Albers: Versuch über Otto Bauer und Antonio Gramsci.

Zur politischen Theorie des Marxismus

Bauer und Gramsci — beiden ging es um die Erneuerung des Marxismus angesichts der ungelösten Probleme einer »Revolution im Westen«. Beide, der Sozialdemokrat und der Kommunist, versuchten, die tief ins Denken eingelassenen Grenzen zwischen den verfeindeten Lagern der Arbeiterbewegung einzureißen. Ihr Vergleich unter dem Gesichtspunkt eines »integralen Marxismus« bringt Elemente einer »eurolinken« Strategie in den Blick.

192 S., br., 24,- DM, Ln. 34,- DM

Verfasser/innen

A: = Arbeitsgebiete; V: = Veröffentlichungen; M: = Mitgliedschaften

Averill, Mary Beth, 1946; Ph.D., z.Zt. Studium der Sozialarbeit am Smith College, Northampton, Ma. (USA).

Bajohr, Stefan, Dr.phil., 1950; Regierungsangestellter im Ministerium f. Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW. V: *Die Hälfte der Fabrik* (1979); *Vom bitteren Los der kleinen Leute* (1984). A: Historische Familienforschung, Arbeiteralltag, Oral History, Neofaschismus, Sozialpolitik. M: SPD, ÖTV.

Banaschewski, Tobias, 1961; Studium der Psychologie und Medizin in Marburg.

Becker-Stöppler, Erika, 1943; Schriftstellerin. V: *Dazwischen denke ich nach* (1981); Übersetzung von Angela Davis, *Rassismus und Sexismus* (1982). A: Ästhetische Theorie. M: VS i.d.IG Druck u. Papier und NGL.

Bell, Anni, 1951; Dipl.-Sozialarbeiterin. M: Frauenreferat der Österreichischen Hochschüler-schaft.

Brückner, Jutta, Dr.phil., Filmemacherin.

Bukow, Wolf-Dietrich, 1944; Dr.phil., Priv. Doz. an der Univ. Köln. V: *Ritual und Fetisch in fortgeschrittenen Industriegesellschaften* (1984); *Kritik der Alltagsreligion* (1984). A: Alltags-, Kultur- und Religionssoziologie. M: GEW, Grüne.

Burger, Oswald, 1949; Lehrer. V: *Die Heimat ist weit...* (Hrsg., 1983). A: Regionalgeschichte, Faschismus.

Carter, Erica, 1957; B.A. Germanistik/Romanistik. Dozentin und Übersetzerin. A: Frauen und Konsumkultur.

Daxner, Michael, 1947; Dr.phil.; Prof. für Hochschuldidaktik an der Univ. Osnabrück. V: *Naturwissenschaft und Technik* (Mitautor, 1977); *Andere Ansichten der Natur* (Mithrsg., 1982). A: Wissenschafts- und Hochschulpolitik. M: GEW.

Dietrich, Stephan, 1958; Studium d. Rechtswissenschaft und Politologie. A: Recht und Ideologie. M: ÖTV.

Duby, Georges, Prof. f. Geschichte der mittelalterlichen Gesellschaften am Collège de France. V in dt.: *Die Zeit der Kathedralen* (1980); *Die drei Ordnungen. Das Weltbild des Feudalismus* (1981).

Fleischmann, Birgit, 1957; M.A., Germanistin. A: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik.

Götze, Karl-Heinz, 1947; Dr.phil., Lektor an der Univ. Nizza; Redakteur des *Argument*. V: *Grundpositionen der Literaturgeschichtsschreibung im Vormärz* (1980). A: Gegenwartsliteratur; Literatur des 19. Jh.; Geschichte der Germanistik.

Goletz, Hans-Peter, 1952; Studium der Psychologie in Marburg.

Gross, Michael, 1948; Ph.D., Coordinator of Special Program Development, Hampshire College (USA). V: *Birth Control and Controlling Birth — Women Centered Perspectives* (Mithrsg., 1981); *The Science of »Strange Females: Reflections on a course on hormones and homosexuality*, in: *Women's Studies Quarterly* (erscheint 1985).

Hartwig, Gisela, Dipl.-Bibl., Dipl.-Soz. A: Informations- und Dokumentationswesen, neue Technologien, Industrie- und Betriebssoziologie, Frauenerwerbstätigkeit. M: ÖTV.

Haug, Frigga, 1937; Dr.phil.habil., wiss. Mitarbeiterin an d. Hochschule f. Wirtschaft u. Politik Hamburg; Hrsg. d. *Argument*, Mitglied der Frauenredaktion. V.: *Argument-Sonderbände zur Automationsforschung* 7, 19, 31, 43, 55, 67 (zus. mit Projekt Automation und Qualifikation, 1975ff.); *Frauenformen*, AS 45 (Hrsg., 1980), AS 90 (Hrsg., 1983); *Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik*, AS 110 (Mitautorin, 1984). M: BdWi, ÖTV und SFB Westberlin und Hamburg.

Heinrich, Gisela, 1954; arbeitslose Lehrerin. V: *Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik*, AS 110 (Mitautorin, 1984). A: Frauenpolitik, Erziehung und Frauen. M: GEW, SFB Hamburg.

Held, Jutta; Dr.phil., Prof. für Kunstgeschichte an der Universität Osnabrück. V: *Kultur zwischen Bürgertum und Volk*, AS 103 (Hrsg., 1983). A: Kunstgeschichte 17.-20. Jahrhundert.

Hennig, Eike, 1943; Dr.phil., Prof. für Politikwissenschaft an der Gesamthochschule Kassel. V.: *Bürgerliche Gesellschaft und Faschismus in Deutschland* (21982); *Hessen unterm Hakenkreuz* (Hrsg., 1983). A: Faschismusanalyse, Neonazismus/Extremismus.

Jung, Werner, 1955; M.A., Doktorand; Wiss. Angestellter. V: *Wandlungen einer ästhetischen Theorie — Georg Lukács' Werke 1907-1923*. A: Ästhetische Theorie (bes. im 19. Jh.); Geschichte des Hegelianismus. M: GEW.

Karl, Fred, 1947; Dipl.-Soz.; Wiss. Mitarbeiter an der Gesamthochschule Kassel. V: *Soziale Bibliotheksarbeit* (1980); *Die Bürgerinitiativen* (1981). A: Soziale Bewegungen, Soziale Gerontologie, EDV. M: GEW, BdWi.

Kipp, Martin, 1945; Dr.phil., Prof. f. Berufspädagogik an der Gesamthochschule Kassel. V: *Arbeitspädagogik in Deutschland* (1978). A: Historische Berufspädagogik, Arbeitspädagogik, Berufliche Rehabilitation.

Klinger, Gerwin, 1955; Studium der Philosophie. M: ÖTV.

Klönne, Arno, 1931; Prof.Dr.phil. V: *Die deutsche Arbeiterbewegung* (1980); *Jugend im Dritten Reich* (1984); *Zurück zur Nation* (1984). A: Soziale Bewegungen; Soziologie des deutschen Faschismus.

Körte, Peter, 1958; Staatsexamen Philosophie und Geschichte. A: Philosophiegeschichte; Marxistische Theorie; Geschichtstheorie. M: GEW.

Konersmann, Frank, 1961; Studium der Geschichte und Philosophie. A: Faschismus, Philosophiegeschichte, Geschichtstheorie. M: VVN, B.d.A.

Lohmann, Ingrid, 1953; Dr.phil., wiss. Mitarbeiterin. V: *Lehrplan und Allgemeinbildung in Preußen* (1984). A: Historische und Systematische Pädagogik.

Lohmann, Karl-Ernst, 1946; Dipl.-Volkswirt, Doktorand an der FU Berlin. V: *Was hat eine marxistische Theorie des Staatssozialismus zu erklären?*, in: *Aktualisierung Marx'*, AS 100 (1983); *Ökonomische Anreize im Staatssozialismus. Warteschlangen, geheime Reserven, Prämiem* (ersch. 1985). A: Sozialistische Planung.

Neuhaus, Wolfgang, 1961; Studium der Philosophie.

Post, Petra, 1957; Studium der Amerikanistik an der Univ. Frankfurt/M.

Rehmann, Ruth, 1922; Schriftstellerin, Studium der Germanistik, Kunstgeschichte und Musik (Konzertreihe in Geige). V: *Die Leute im Tal* (1969); *Der Mann auf der Kanzel* (1982); *Abschied von der Meisterklasse* (1985). M: PEN-Club, Grüne.

Ridder, Helmut, 1919; Dr.Dr.h.c.jur., Prof. an der Univ. Gießen, bis 1985 Mithrsg. von *Demokratie und Recht*. V: *Aktuelle Rechtsfragen des KPD-Verbots* (1966); *Die soziale Ordnung des Grundgesetzes* (1975); *Zur Ideologie der »Streitbaren Demokratie«*, SH 32 (1979). A: Öffentliches Recht, Politikwissenschaft.

Riess, Rolf, 1959; Studium der Geschichte. A: Alltagsgeschichte, marxistische und kritische Theorie, Faschismus. M: GEW.

Schmidt, Axel, 1959; Studium der Ethnologie an der FU Berlin.

Schmidt, Ricarda, 1953; Dr.phil., z.Zt. arbeitslos. V: *Westdeutsche Frauenliteratur in den 70er Jahren* (1982). A: deutsche und angloamerikanische Frauenliteratur; E.T.A. Hoffmann.

Schönleiter, Wolf, 1953; Dipl.-Soziologe, z.Zt. Doktorand. V: Aufsätze zur Theorie und Praxis der Sozialarbeit, Sozialpolitik und allgemeinen Soziologie. A: Theorie der Soziologie, Anthropologie.

Sölle, Dorothee, 1929; lebt in Hamburg als Schriftstellerin und hat seit 1975 eine Professur am Union Theological Seminary, New York. V: *Sympathie* (1978); *Im Hause des Menschenfressers* (1981); *Aufrüstung tötet auch ohne Krieg* (1982).

Tropp, Marlies, M.A. Germanistik, Politik; Studienreferendarin. A: Deutsche Literaturwissenschaft, ästhetische Theorie, Frauenliteratur.

Tuguntke, Jörg, 1948; M.A., Dozent an der VHS Berlin-Tiergarten. A: Geschichte der Weimarer Republik, Arbeiterbildung, Erwachsenenbildung. M: GEW.

Vetterlein, Heike, 1958; Buchhändlerin und Bibliothekarin, Studium der Germanistik und Amerikanistik.

Weber, Thomas, 1954; Buchhändler, Studium der Philosophie an der FU Berlin.

Wegner, Gerhard, 1953; Pastor. V: *Bauern, Kapital und Staat in Kenia*, SH 59 (1983). A: Kirche und Arbeiter. M: ÖTV, SPD.

Weingarten, Michael, 1954. A: Geschichte der Physik und Biologie; Wissenschaftstheorie. M: BdWi.

Zapata, Martha Isabel, 1957; Lehrerin; z.Zt. Studium der Philosophie an der FU Berlin.

DÜSSELDORFER
DEBATTE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

3 '85

M. Beltz: Selbsterfahrung

A. Neuss: Hythlodend oder Die Entbehrlichkeit utopischen Denkens in der Moderne

G. Herholz: Dr. Jekyll, Mr. Hyde: Bei uns

R. Zech: Vielfalt statt Einfachheit. Aus der Diskussion der Friedensbewegung

Th. Neumann: Bismarck auf dem Alexanderplatz. Ein Bericht

A. Hüfner: Rüstungswahnsinn

K. Pawek: Yankees raus!

T. Bruttel: Ein Dorf in dieser Welt

M. Ben: Wenn Hören und Sehen vergehen

M. Springer: Transitorisch (Krupp, ferngesehen)

R. de la Vega: Die Rezeption von Karl Korsch in der BRD

B. Brecht: Drei Reden über den Massenmenschen + Über die Lehre

M. Vosz: Eine Reise durch El Salvador (II)

P. Maiwald: Maßnahmen

??, Jg. 1985

Kommune
Forum für Politik und Gegenwart

2 '85

Aktuelles

T. Ydegaard: Über die strategische Bedeutung Grönlands in den Kriegsplänen der Supermächte

V. Böge/I. Schülert: Zur Belebung der WEU als Mittel der »Europäisierung der Sicherheitspolitik«

R. Jacobitz: Das Schlesien-Syndrom

G. Stein: Interview mit Yassir Arafat

Dokumentation

A. von Gleich: Sofortiges Verbot aller Tierversuche

R. Bahro: Dürfen wir etwas verbieten?

Schwerpunkt

W. Maier: Produktion nach Gesetzen der Schönheit. Versuch über menschliche Arbeit als Naturbearbeitung

Kultur

W. Orlowsky: Kein Liebesverhältnis, aber eine Vernunftsehe. Kreuzberg und die IBA
A. Ahme: IBA-Erfahrungen in der Südlischen Friedrichstadt

3 '85

Lohnarbeit 2000: Die »technische Revolution« — über- oder unterschätzt?

Die Grünen und das Mindesteinkommen — wozu es taugen soll

R. Shami: Bemerkungen über die seltsame Solidarität mit Ausländern

Beiträge zum Defizit fundamentaler Strategiekonzepte

3. Jg. 1985

Erscheint monatlich (außer Juli/Aug.) — Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald — Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann — Organisation: Helga Bodenstab — Einzelheftpreis 15,- DM, Abo 12,- DM + Versandkosten — Düsseldorf Debatte, Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1

Redaktion: M. Ackermann, F. Bleicher, C. Falter, G. Heinemann, Th. Mehlem, J. Schmierer. — Monatszeitschrift. — Einzelheft 5 DM, Jahresabo 60 DM, Halbjahresabo 30 DM. — Kommune-Redaktion, Mainzer Landstraße 147, 6 Frankfurt 11. — Vertrieb: Buchvertrieb Hager GmbH, Postf. 11 11 62, 6 Frankfurt 11

links

Sozialistische Zeitung

3 '85

Kommentare

F. Schneider: Festigkeit mit Walter Wallmann

A. Imfeld: Der Tag für Afrika

D. Diner: Sehnsucht nach Normalität — Israel-Reise der Grünen

Grüne im Parlament

J. Hirsch: Von der Faszination des Staates

A. Borgmann: Grüne im Parlament — zum xten Mal

M. Jäger: Wächst grün im Parlament?

D. Diner: Politisierung oder neuer Biederkeit?

W. Geipert: Zwei chlorreiche Halunken

Deutsche Zustände

L. Lodovico: Wahlverwandtschaften

P. Pfahler: Saarschleife zwischen Sachzwang und Utopie

H. Claussen: Berliner Baulöwen

Internationales

J. Esser: Britischer Bergarbeiterstreik ohne Perspektive

R. Wortmann: AirLand-Battle und AirLand-Battle 2000

Iranische Frauenbewegung in der BRD

17. Jg. 1985

Herausgeber- und Redaktionsadresse: Arbeitsgruppe Sozialistisches Büro, Postfach 591, Ludwigstr. 33, 6050 Offenbach 4. Redaktion: N. Apostolidou, H. Burgwinkel, M. Brumlik, D. Diner, R. Detobel, D. Claussen, J. Esser, H. Grün, J. Hirsch, J. Huhn (presserechtlich verantwortlich), J. Klein, P. Lindloff, D. Maier, L. Lodovico, R. Pusch, F. Schneider, B. Sughoff, R. Roth. — Erscheinungsweise monatlich. Einzel exemplar DM 3,-, Jahresabo DM 35,- einschl. Versand. Verlag 2000 GmbH, Postfach 591, 6050 Offenbach 4.

Die Neue Gesellschaft

Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie und Sozialismus

2 '85

Sicherheitspolitik

W. Dirks: Ein völlig abseitiger Vorschlag

R. Mutz: Das Harmel-Prinzip — Fossil oder Wegweiser einer politischen Strategie der NATO?

Streitgespräch mit E. Afheldt, H. Afheldt, A. von Bülow, W. Kons, H. Willmann über Alternative Strategien

C.H. Lüders: Sowjetische Außenpolitik — Sicherheit und Lenins Erbe

K.D. Voigt: Die Funktionen von NATO und Warschauer Pakt auf dem Wege zur Sicherheitspartnerschaft

Ch. Krause: Ein Vorschlag zur militärischen Entspannung in Europa

B. Zepert: Ausweg aus der Krise durch »Suffizienz« und Vertrauensbildung?

Theorie

O.K. Flechthelm: Die Herausforderung der Zukunft und die Futurologie

Wirtschaftspolitik

H. Ehrenberg: Jahresgutachten 1984/85

J. Welsch: Aktive Strukturpolitik

Technik

R. Wagner: Wie fortschrittlich sind die neuen Technologien? (Teil II)

Berichte aus europäischen Ländern: Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Niederlande

32. Jg. 1985

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Walter Dirks, Eugen Kogon, Heinz Kühn, Johannes Rau, Heinz O. Vetter, Hans-Jochen Vogel und Herbert Wehner. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Rainer Diehl, Hans Schumacher (verantwortl.). — Erscheint monatlich. Einzelheft 9,50 DM zzgl. Versandkosten. Jahresabo 57,- DM zzgl. Versandkosten. — Verlag Neue Gesellschaft, Godesberger Allee 143, 5300 Bonn 2.

positionen

psychologie heute

55 '84

Salecina-Diskussion (II)

C. Jaeger-Weise: Zur Krise der Arbeitsgesellschaft

G. Degen: Der Grüne Bogen — ein politisches Projekt zur Sammlung der Kräfte des Dissensprozesses

M. Reck/Z. Küng: Die Frauenfrage als Frage der Produktion und Reproduktion

L. Vogel/M. Schmid: Der Raubzug aufs tägliche Brot

S. Schwertmann: Spieß oder Hure. Polit-philosophische Gedankensplitter zu linken Denkformen und der Versuch einer Montage

56 '85

Materialien zum Treffen zwischen den Parteien POCH, PdAS, PSA-Tessin und PSA-Südjura vom 26.1.1985:

T. Heilmann: Suche nach gangbaren Wegen

W. Carobbio: Für die Erneuerung und die Einheit der Sozialisten

A. Magnin: Beitrag zur Diskussion

J.-C. Crevoisier: Alternative Linke: welche Perspektiven?

S. Grossenbacher: Frauen als Retterinnen der Nation?

T. Heilmann: »Position des äußersten Widerstands« — Bahro und die Grünen

3 '85

Umwelt

H. Milz: Klinische Ökologie

M. Hilgers: Psychotherapie im Zeitalter des Dioxin

M. Lerner: Ein Gespräch mit dem klinischen Ökologen

Abrüstung

G. Mayer: Frieden durch Vorleistungen?

Frauen

J. Hopson/A. Rosenfeld: Das Prämenstruelle Syndrom

Alkoholismus

G. Bringmann/D. Heubrock: Sind Alkoholiker verkappte Morphinisten?

Psychotherapie

W. Schmidbauer: Experten und Laienhelfer: Gegeneinander zum Wohle des Patienten?

Wissenschaftskritik

R. Brämer/G. Nolte: Frauen und Naturwissenschaft: Wer hat Angst vor wem?

12. Jg. 1985

Herausgegeben von einem Redaktionskollektiv der Progressiven Organisationen der Schweiz (POCH) — 6 Nummern pro Jahr — Einzelheft Fr. 3,50, Doppelheft Fr. 4, — — Abo: Schweiz Fr. 18,—, Ausland Fr. 21,— — Redaktion positionen, Postfach 539, CH-8026 Zürich

Redaktion: H. Ernst (verantwortlich), Michaela Huber, Monica Moebis, Rüdiger Runge: Redaktionsassistenten: Karin Quick-Oest, Brigitte Bell. — Monatlich. — Einzelheft 5,80 DM. Jahresabo 58,— DM. — Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim

rote blätter

SOCIALISM IN THE WORLD

2/3 '85

Hochschule

Zukunft von Bildung: Irgendwo, irgendwie, irgendwann

HRG-Novellierung: Lähmende Unruhe

Repetitorien: Die schnelle Mark

Titel

Frauen und Studium: Raus aus dem Herd

Frauenideologie: Über den psychologischen Schwachsinn

A. Schwarzer: Den Kopf heben

Frauenbewegung: Zwischen gestern und morgen

Internationales

Bergarbeiterstreik: Maggi zieht den kürzeren

Genfer Verhandlungen: Der dritte am Tisch

Weltjugendfestspiele: Moskau '85

Kultur

Brüder Grimm: Zwei famose alte Kerle

Medien

Als die Bilder fliegen lernten

15. Jg. 1985

45 '84

Z. Vidaković: The Historical Contradictions of Socialism

R.A. Belousov/N.N. Maslov: Results, Contradictions and Prospects in the Sphere of Development of Socialist Forms of Society

I. Fujita: On the Historical Role of Real Socialism

J. Aroio: Marx's Economic Theory — Scientific Basis of Socialism

L. Zhichao/X. Kui: Marxist Analysis of Questions Concerning Contemporary China

I. Balogh/T. Halay: Achievements, Contradictions of the Socialist Societies and the Consequences of Their Development

44 '84

S. Amin: Expansion ou Crise du Capitalisme?

Z. Rakocević: Reflections on Capitalism: Development and Borders

G. Therborn: The Prospects of Labour and the Transformation of Advanced Capitalism

K. Coates: The Common Ruin, Barbarism or Exterminism?

M. Chafiq: Les Politiques Arabes et la Cause Palestinienne

J. Petras: Toward a Marxist Theory of Industrial Development in the Third World

8. Jg. 1984

Herausgeber: Bundesvorstand des MSB Spartakus. — Redaktion: J. Sommer (verantwortlich), E. Eckhardt, B. Hummler, H. Haller, D. Riechert (Gestaltung), O. Weber. — Erscheint monatlich. — Einzelheft 2,- DM. Jahresabo 19,50 DM — Redaktionsanschrift: rote blätter, MSB Spartakus, Postfach 2006, 5300 Bonn 1, Telefon (0228)222054. — Verlag: Weltkreis-Verlags-GmbH, Brüderweg 16, 4600 Dortmund.

Editor: International Conference »Socialism in the World«, Cavtat, and IC »Kommunist«, NIP Kommunist, Beograd, Jugoslavia. Auslieferung für BRD und Westberlin: Argument-Vertrieb, Tegeler Str. 6, 1000 Berlin 65, Preise wie Argument-Sonderbände AS (ca. 300 \$).

WECHSEL WIRKUNG

Zeitschrift für
Technik Naturwissenschaft Gesellschaft

Zeitschrift für
Sozialistische Politik
und Wirtschaft



24 '85

Gewerkschaften und Technik — Ein neues Verhältnis

J. Rubel/W. Neef: Kollege Ingenieur — Illusion oder realistische Utopie

Ingenieurarbeitskreis Nürnberg. Die IG Metall auf neuen Wegen? Ein Gespräch

N. Cobadus: Technologiekritik und betrieblicher Alltag

M. Wulff, K.-H. Lechner, R. Stockhusen: Die Technik beherrschen — nicht nur die sozialen Auswirkungen

Gewerkschaftliche Technologieberatung. Erfahrungen in einem Modellversuch. Gespräch mit Ulrich Klotz

J. Partsch: Über die Schwierigkeit, alternative Produktion in den Betrieben umzusetzen

H. Eßlinger: Die Tücken des Altpapiers. Alu sammeln — ein Ausweg?

F. Plich: Recycling von Getränkedosen

R. Kümmerle: Beobachtungen bei einem Volkshochschulkurs »EDV für Frauen«

E. Scheich: Die sexistische Ordnung der Naturwissenschaften. Zum männlichen Monolog über die Natur und die Frau

7. Jg. 1985

26 '85

Aktuelle Kommentare

Ch. Rix: Die wirkliche Chance in Genf

K.-P. Wolf: Berufsverbote und innere Militarisierung

K. Rave: Tu was mit der SPD. Peter Glotz' organisationspolitische Thesen

Analysen

U. Schöler: 60 Jahre Hannoveraner Kreis der Jungsozialisten (II)

A. Böckmann u.a.: Thesen des Hannoveraner Kreises zur Lage und Perspektive der Jungsozialisten in der SPD

H. Weinberg: 25 Jahre SHB

M. Steinacker/A. Westphal: Die Wirtschaftspolitik der französischen Sozialisten
M. Häupl: SPÖ nach Hainburg

A. Genç: Rückkehrhilfe als »Integrationspolitik«

Rot-grüne Bündnisse

F.O. Wolf: Notwendige Brüche und mögliche Bündnisse. Probleme eines realistischen grünen Radikalismus

A. Wehr: Rot-grüne Bündnisse — aber welche?

H. Janßen: Gewerkschaften und Grüne

H. Peter/N. Sprafke: Rot und Grün — Realität in Kassel

G. Schilling: Rot-grüne Perspektiven jenseits machttaktischer Bündnisse? Erfahrungen und Chancen

Interview/Berichte/Dokumentationen/Besprechungen

8. Jg. 1985

Redaktion: Klaus Bednarz, Reinhard Behnisch (verantwortl.), Paula Bradish, Imma Harms, Holger Hoffmann, Thomas Krist, Stefan Labbé, Norbert Lutz, Herbert Mehrrens, Bernd Meißner, Ralph Ostermann, Franz Plich, Reiner Raestrup, Rainer Schlag, Wilfried Schroeder, Franz Schulz, Wilfried Silbernegel, Rainer Stange, Ulrich Tietze. — Jahresabo DM 20,-; Einzelheft DM 5,-. Erscheint vierteljährlich im Verlag Reinhard Behnisch. Verlag/Redaktion: Gneisenaustr. 2, 1000 Berlin 61. Bürozeiten: Mo-Fr 10-18 Uhr.

Hrsg. Detlev Albers, Heinz Albrecht, Erhard Eichert, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Ienker, Werner Loewe, Klaus Thüsing, Klaus-Peter Wolf. Redaktion: J. Blume, J. Günther, F. Heidenreich, K. Krusewitz, H. Raßmes, D. Scholz, A. Westphal. *spw* erscheint in 4 Hefen jährl., Jahresumfang 516 S. Einzelheft DM 9,80, im Jahresabo DM 7,— zuzügl. Postversand. Bestellungen über *spw*-Vertrieb, Motzstr. 65, D-1000 Berlin 30

THEATERZEITSCHRIFT THEATERS ZEIT

Hefte für Theatertheorie u. -praxis

9 '84

Frauen am Theater (I)

E. Müller-Rass: »Der Widerspenstigen Zähmung«, inszeniert vom Frauentheater Neu(n)mond

E. Wack: Die »männliche« Kritik und Friederike Roths »Ritt auf die Wartburg«

H. Klapdor-Kops: Verschüttete Dramatikerinnen der Weimarer Republik

Y. Spielmann: Überlegungen zu feministischer Theaterästhetik

B. Gruber/L. See: Erzähl-Collage über Frauen im staatlichen Theaterbetrieb

10 '84

Frauen am Theater (II)

Antworten auf eine Umfrage unter Regisseurinnen

E. Bohde: Rückblick auf die Arbeit des Frauentheaters Pilkentafel

H. Haider-Pregler/M. Meister: Zur defizitären Frauenforschung in der Theaterwissenschaft

V. Noll: Alltagsfreuden einer Öffentlichkeitsdramaturgin

Ein Interview mit der Gewerkschafterin Rosemarie Reymann

U. Meyen-Skupin: Wandlungen des Frauenbilds am Beispiel der »Iphigenie«

2. Jg. 1984

Herausgeber: Verein zur Erforschung theatraler Verkehrsformen e.V., Berlin. Redaktion: R. Bohn, B. Gruber, F. Iversen, U. Meyen-Skupin, E. Müller, P. Oltmanns, P. Roessler, R. Ruppert, G. Susen, E. Wack. — Erscheint vierteljährlich. Einzelheft 8,- DM. Jahresabo incl. Versand: 32,- DM, Stud.-Abo 28,- DM. Redaktionsadresse: TheaterZeitschrift, Großbrenstr. 13A, 1000 Berlin 61

Zeitschrift für Soziologie

1 '85

Sozialpolitik

A. Drescher/W. Fach: Lieben für den Staat? Über das Dilemma konservativer Familienpolitik

Familiensoziologie

K. Lüscher/R. Fisch/Th. Pape: Die Ökologie von Familien

Kriminalsoziologie

H. Stenger: Stigma und Identität. Über den Umgang straffälliger Jugendlicher mit dem Etikett »kriminell«

J. Friedrichs: Kriminalität und sozio-ökonomische Struktur von Großstädten

Politische Soziologie

G. Franz: Zeitreihenanalysen zu Wirtschaftsentwicklung, Zufriedenheit und Regierungsvertrauen in der Bundesrepublik Deutschland

Mitteilungen

Frühjahrsseminar im Zentralarchiv Köln: »Analyse zeitbezogener Daten«

1. Fortbildungsuniversität für Sozialwissenschaftler an der Universität Bielefeld
14. Jg. 1985

Hrsg.: Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld. - Herausbergremium: Chr. v. Ferber, Th. Harder, R. Klima, Th. Luckmann, K.v. Mayer - Redaktion: R. Klima. - Erscheinungsweise: Vierteljährlich. - Einzelheft 28,80 DM, Jahresabo 90,- DM, Studentenabo 49,80 DM. Ferdinand Enke Verlag Stuttgart, Postfach 1304, 7000 Stuttgart 1

Bücher zum Thema

Zeitschrift Ästhetik und Kommunikation

40/41 Sexualität

Kuscheltier und Panzer; Die zärtlichen Barbaren; Sexualitätsdebatte in der Frauenbewegung; Selbstliebe zu Männern; Liebesbriefe: Meine Seele hungert nach Dir; Begierde und Wißbegierde bei Freud; Über die kümmerliche männliche Lust.

240 Seiten,

18,- DM

47 Weibliche Produktivität

Grammatik des Patriarchats; Unbeachtete Produktionsweisen; Erotik der Brüste; Friedensfrauen; Weibliche Ästhetik

144 Seiten

12,50 DM

Einzelgänger

Sex & Lust

Verführung — Schönheit — Liebe — Gewalt. Beiträge u.a. von Roland Barthes, Doris Bermann, Xavier Domingo, George Grosz, Lucia Giacomoni, Grattacielo, Hans Günther, Angela Hoffmann, Pierre Klossowski, Sibylle Lewitscharoff, Nagisa Oshima, Quotidiano Donna, Helma Sanders-Brahms, Barbara Sichtermann, Gabriele Witkop, Unica Zürn, Hans Jürgen Syberberg, Gisela Elsner, Gudrun Körner

200 Seiten mit zahlr. Abbildungen

24,- DM

Thomas Ziehe, Eberhard Knödler-Bunte (Hrsg.)

Der sexuelle Körper

mit Beiträgen u.a. von Hartmut Böhme, Jutta Brückner, Bernhard Dieckmann, Marina Fischer-Kowalski, Günter Franzen, Peter Gorsen, Andreas Huyssen, Elfriede Jelinek, Dietmar Kamper, Hans-Martin Lohmann, Gert Mattenklott, Martina de Ridder, Walter Seitter, Gerburg Treusch-Dieter

240 Seiten mit über 100 Abbildungen

38,- DM

Gerburg Treusch-Dieter

Wie den Frauen der Faden aus der Hand genommen wurde — Die Spindel der Notwendigkeit

Mit einem Bildessay von Werner Siebel

170 Seiten, über 70 Abbildungen

28,- DM

Verlag Ästhetik und Kommunikation

Bogotastraße 27, 1000 Berlin 37

Esben Sloth Andersen,
Bent Dalum, Gert Villumsen
INTERNATIONAL SPECIALIZATION
AND THE HOME MARKET
- an empirical analysis.

The report presents some of the
results obtained in a project on the
technological development within
national systems of production, and
its impact on the export specializa-
tion of nations.

137 p., D.Kr. 57,-

IKE-seminar
TECHNICAL INNOVATION AND
NATIONAL ECONOMIC
PERFORMANCE

Contributions by C. Freeman, S. Kjeld-
sen-Kragh, E. S. Andersen, B. Dalum
and G. Villumsen.

106 p., D.Kr. 52,-

Erik Stubkjær
LAND USE CONTROL AND
PROPERTY REGISTRATION IN THE
NORDIC COUNTRIES

- A preliminary report presented in
Danish, Finnish, Norwegian, and
Swedish and - synoptically - in
English.

60 p., D.Kr. 52,-

Steffen L. Lauritzen
LECTURES ON MULTIVARIATE
ANALYSIS

70 p., D.Kr. 40,-

Sorensen & Sorensen
STATE ENTERPRISE
Development or business as usual?

245 p., D.Kr. 78,-



Aalborg Universitetsforlag
Langagervej 2 - Postbox 159
9100 Aalborg - (08) 15 50 31
Danmark

Proceedings from
CONFERENCE ON LOW
FREQUENCY NOISE AND HEARING
7-9 MAY 1980 IN AALBORG,
DENMARK

Edited by Henrik Møller and
Per Rubak

292 p., D.Kr. 125,-

Rolf Czeskleba-Dupont
NATURAL GAS AND BIOENERGY
Report on a study tour to the
United States - spring 1981.

91 p., D.Kr. 60,-

Joan Rockwell
EVALD TANG KRISTENSEN.
A lifelong adventure in folklore

414 p., D.Kr. 190,-

Bent Flyvbjerg & Verner C. Petersen
PLANNING THEORY
Theoretical considerations on the ana-
lysis of public policy and planning.

69 p., D.Kr. 58,-

Georg Sørensen
TRANSNATIONAL CORPORATIONS
IN PERIPHERAL SOCIETIES
Contributions towards self-centered
development?

150 p., D.Kr. 80,-

Jeff Snider
CRISIS AND THE MORALITY OF
DISASTER.

On Right-wing Authoritarianism in
American Mass Culture.

65 p., D.Kr. 24,50



Aalborg Universitetsforlag
Langagervej 2 - Postbox 159
9100 Aalborg - (08) 15 50 31
Danmark

WIDER- SPRUCH

Münchner Zeitschrift für Philosophie

Der "WIDERSPRUCH" bietet ein Forum der offenen philosophischen Diskussion, in der unterschiedliche Grundauffassungen zu Wort kommen. Er wendet sich an Leser, die nicht nur an der Aufarbeitung von Philosophiegeschichte, sondern vor allem an der philosophischen Reflexion zur tätigen Veränderung der politischen und sozialen Gegenwart interessiert sind.

1/85

FRAUENDENKEN

Gespräch mit Heide Göttner-Abendroth:
Matriarchat - Spiritualität - Integrität

Karin Gaube:
Heil Dir, Mutter Erde. Zur konservativen Frauenpolitik
in der Wende

Ulrike Schwemmer:
Mythos contra Ratio - existiert ein geschlechtsspezifisches
Denken?

Konrad Lotter:
Gibt es eine feministische Philosophie?

Hans Mittermüller / Manon Maren-Grisebach:
Wider den Mythos von 'Frau und Natur'. Kritik der Grünen
Frauenphilosophie. Eine Kontroverse

Elfriede Huebert / Ruth Leonhard:
Hausarbeit als patriarchale Ausbeutung? Zur Diskussion
der Reproduktionstheorien

Karin Jurczyk / Carmen Tatschmurat:
Einmischung oder Autonomie?

Dagmar Fries:
Frauen in der Gewerkschaftsbewegung

Götz Bonk:
Männer und die Emanzipation

Der WIDERSPRUCH enthält philosophische Beiträge, Gespräche und Diskussionen, Rezensionen, Glossen und Berichte vor allem aus der 'Münchner Philosophie'. Und er kostet nicht einmal 5.- DM.

erhältlich in Fachbuchhandlungen oder durch WIDERSPRUCH-
Verlag, Tengstr. 14, 8000 München 40

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Meise, Helga</i> : Die Unschuld und die Schrift. Deutsche Frauenromane im 18. Jahrhundert (<i>M. Tropp</i>).....	274
<i>Pratt, Annis</i> : Archetypal Patterns in Women's Fiction (<i>E. Becker-Stöppler</i>).....	275
<i>Brownstein, Rachel M.</i> : Becoming a Heroine. Reading About Women in Novels (<i>H. Vetterlein</i>).....	276
<i>Jurgensen, Manfred</i> (Hrsg.): Frauenliteratur (<i>R. Schmidt</i>).....	278
<i>Bähr, Julia</i> : Klatschmohn. Eine Geschichte aus der Frauenbewegung (<i>F. Haug</i>).....	279

Soziologie

<i>Dahme, Heinz-Jürgen, und Otthein Rammstedt</i> (Hrsg.): Georg Simmel. Schriften zur Soziologie (<i>W. Schönleiter</i>).....	280
<i>Schöfthaler, Traugott, und Dietrich Goldschmidt</i> (Hrsg.): Soziale Struktur und Vernunft. Jean Piaget in der Diskussion (<i>G. Hartweg</i>).....	281
<i>Daiber, Karl-Fritz, und Thomas Luckmann</i> (Hrsg.): Religion in den Gegenwartsströmungen der deutschen Soziologie (<i>G. Wegner</i>).....	282
<i>Bukow, Wolf-Dietrich</i> : Ritual und Fetisch in fortgeschrittenen Industriegesellschaften — Formen kultureller Kommunikation (<i>A. Schmidt</i>).....	284
<i>Giddens, Anthony</i> : Interpretative Soziologie (<i>W.-D. Bukow</i>).....	284

Erziehungswissenschaft

<i>Fertig, Ludwig</i> : Zeitgeist und Erziehungskunst. Eine Einführung in die Kulturgeschichte der Erziehung in Deutschland von 1600 bis 1900 (<i>F. Konersmann</i>).....	286
<i>Apel, Hans-Jürgen</i> : Das preußische Gymnasium in den Rheinlanden und Westfalen 1814-1848 (<i>I. Lohmann</i>).....	287
<i>Herbart, Johann Friedrich</i> : Vorlesungen (<i>I. Lohmann</i>).....	287
<i>Schleiermacher, Friedrich</i> : Pädagogische Schriften (<i>I. Lohmann</i>).....	287
<i>Kanz, Heinrich</i> (Hrsg.): Der Nationalsozialismus als pädagogisches Problem (<i>M. Kipp</i>)...	291

Geschichte

<i>Thien, Hans-Günther, und Hanns Wienold</i> (Hrsg.): Münster — Spuren aus der Zeit des Faschismus (<i>E. Hennig</i>).....	292
<i>Wollenberg, Jörg, u.a.</i> : Von der Krise zum Faschismus. Bremer Arbeiterbewegung 1929-1933 (<i>E. Hennig</i>).....	292
<i>Broszat, Martin, u.a.</i> (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit (<i>R. Rieß</i>).....	294
<i>DGB-Bildungswerk Hessen</i> (Hrsg.): Hessische Gewerkschafter im Widerstand 1933-1945 (<i>S. Bajohr</i>).....	296
<i>Asgodom, Sabine</i> (Hrsg.): »Halts Maul — sonst kommst nach Dachau!« Frauen und Männer aus der Arbeiterbewegung berichten (<i>O. Burger</i>).....	297
<i>Rosenhaft, Eve</i> : Beating the Fascists? The German Communists and Political Violence 1929-1933 (<i>E. Hennig</i>).....	298
<i>Helmers, Gerrit, und Alfons Kenkmann</i> : »Wenn die Messer blitzen und die Nazis flitzen ...« Der Widerstand von Arbeiterjugendcliquen und -banden (<i>P. Körte</i>).....	300

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Harborth, Steffen</i> (Hrsg.): Wissenschaft und Nationalsozialismus (<i>Th. Weber</i>).....	301
<i>Albrecht, Stephan</i> : Hermann Hellers Staats- und Demokratieverständnis (<i>E. Hennig</i>).....	306
<i>Robbers, Gerhard</i> : Hermann Heller. Staat und Kultur (<i>E. Hennig</i>).....	306
<i>Schluchter, Wolfgang</i> : Entscheidung für den sozialen Rechtsstaat. Hermann Heller und die staatsrechtliche Diskussion in der Weimarer Republik (<i>E. Hennig</i>).....	306
<i>Ruedi Waser</i> : Die sozialistische Idee im Denken Hermann Hellers (<i>E. Hennig</i>).....	306
<i>Reifner, Udo, und Bernd-Rüdiger Sonnen</i> (Hrsg.): Strafjustiz und Polizei im Dritten Reich (<i>S. Dietrich</i>).....	309
<i>Geuter, Ulfried</i> : Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus (<i>H.-P. Goletz und T. Banaschewski</i>).....	311
<i>Stuchlik, Gerda</i> : Goethe im Braunhemd. Universität Frankfurt 1933-1945 (<i>B. Fleischmann</i>).....	313
<i>Kurz, Lothar</i> (Hrsg.): 200 Jahre zwischen Dom und Schloß. Ein Lesebuch zur Vergangenheit und Gegenwart der Universität Münster (<i>B. Fleischmann</i>).....	313

Summaries

Erica Carter: Happy End and Cold War

In this article, Erica Carter explores the possibilities of narrative analysis as a way of reading, and teaching, popular romance. After a preliminary theoretical section which, focussing principally on Roland Barthes' work in *S/Z*, outlines the salient features of post-structuralist accounts of the production of meaning within narrative, the author then proposes a related re-reading of a popular love story: *Dawai Dawai*, a serialized novel which appeared in the West German teenager magazine *Bravo* in 1957-8. She looks particularly at the function of the romantic »happy end« in resolving wider ideological conflicts — here, Cold War conflicts between East and West — and, finally, asks to what extent this placing of romance within other — purportedly masculine — genres (adventure, science fiction etc.) can be seen to restore the so-called »eternal love story« to its proper place in history.

Michael Gross and Mary Beth Averill: Evolution and Patriarchal Myths

According to Gross and Averill, evolutionary theory since Darwin has been not only a cultural product of early industrial capitalism but also reflection of patriarchal anxiety about the problem of disorder in the reproductive process. The authors show how the notion of »competitive struggle« for »scarce resources« — as the mechanism that brings order into the chaos of the accidental processes of mutation and recombination by means of »selection« of the »fittest« — determines current evolutionary and ecological thought. They question the explanatory power of the analyses theoretically and by detailed examination of case studies. Their feminist approach shows the need for alternative explanations: Instead of taking the ceaseless struggle to conquer and rule for granted, we should rather try to think in terms of co-operation and plentitude instead of competition and scarcity.

Georges Duby: Women and the »Feudal Revolution«

Duby points out that his extensive research on the Middle Ages has until now neglected the role and lives of women. Concerning his future research on women of that period, he formulates the following questions: What was »love« like in the 11th and 12th centuries? How did the concept of »love« influence married couples? He gives a cursory description of the relationship between heretic egalitarian movements and their view on the position of women, stating that equality for them also meant equal rights for women and men. Finally he points out why and how a better understanding of the development of ideological and symbolic systems of the past, which still have an impact today, can contribute to an understanding of current changes.

Jutta Brückner: Relations of Viewing

The author discusses the dangers of new technology in television with an emphasis on how we experience reality. The purpose of new technology is to substitute digital pictures for reality: The discussion on realism must change drastically if a material basis is no longer needed for media images. The new issue is then »reality in the period of computerised production of realism«.

Arno Klönne: »Bündische Jugend« and National Socialism

The ideologies and social forms of the »Bündische Jugend« (the last variant of the youth movement in Germany) offered manifold connections with the Nazis and the »Hitler-Jugend«. Yet, out of the same tradition there also emerged numerous oppositional youth groups. In his paper, the author tries to explain this ambivalent relationship.

K.-E. Lohmann and K.-H. Götz: »Argument« and the West German Communist Party (DKP)

The publication of the German translation of Labica's »Dictionnaire Critique du Marxisme« sparked a controversy between the DKP and the editors of *Argument*. Former editor Lohmann argues that the editors should explicitly articulate the political context and present changes in their positions more publicly. He also argues that they call themselves anti-communist, because they criticise the foundations of the CP's politics on a theoretical level. The latter suggestion is rejected by Götz, a member of the editorial collective. In his view, this means accepting the most extreme variant of the CP's claims, namely their definition of anti-communism, though with reversed values. Götz explains this kind of relationship to the DKP-polemics with the history of many Marxists who joined the DKP in the early seventies with great hopes and were ex-tradited or left voluntarily because of orthodox rigidity. Götz imputes a change from a love to a hate relationship with the party, grounded in their bitter experience.

Buchhandlungen

die das Argument-Verlagsprogramm vollständig am Lager haben

- Aachen: babula Buchhandlung, Pontstr. 133; Tel.: 0241/27555
Augsburg: »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel.: 0821/579173
Berlin 12: Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel.: 030/3134017
das europäische buch, Knesebeckstr. 3; Tel.: 030/3135056
Buchhandlung Klepert, Hardenbergstr. 4-5; Tel.: 030/310711
Berlin 19: Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel.: 030/3417432
Berlin 33: das europäische buch, Thielallee 32; Tel.: 030/8324051
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel.: 030/8315089
Berlin 41: Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel.: 030/8511509
Berlin 62: Elwert & Meurer, Hauptstr. 101; Tel.: 030/784001
Bochum: Politische Buchhandlung, Unistr. 26; Tel.: 0234/300266
Bonn: Buchladen 46, Kritische Politik, Kaiserstr. 46; Tel.: 0228/223608
Bremen 1: Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel.: 0421/72073
Dortmund: Buch International, Königswall 22; Tel.: 0231/140880
Duisburg: buchladen kollektiv gmbh, Oststr. 194; Tel.: 0203/372123
Essen: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel.: 0201/231923
Frankfurt: Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel.: 0611/775082
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräfestr. 77; Tel.: 0611/777303
Fulda: SOFA, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/74934
Hamburg: ARGUMENTE, Rappstraße 2; 040/443871
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel.: 040/449778
Buchladen Gegenwind, Grindelhof 45; Tel.: 040/453801
Internationale Buchhandlung, Johnsallee 67; Tel.: 040/4104572
Hannover: Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel.: 0511/17173
Kassel: Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel.: 0561/15642
ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel.: 0561/77704
Köln 41: Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel.: 0221/420214
Krefeld: Der andere Buchladen, Dionysiusstr. 7; Tel.: 02151/66842
Marburg: Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel.: 06421/24787
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; 06421/63662
München 40: BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel.: 089/2809522
Münster: Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel.: 0251/51414
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel.: 0251/44926
Oldenburg: Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Kurwickstr. 14/15; Tel.: 0441/13949
Schwerte: Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel.: 02304/80033
Stuttgart: Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 14; Tel.: 0711/223287
Tübingen: aktion politischer buchladen, Nauklerstr. 20; Tel.: 07071/52929
Wuppertal 1: Sisyphos — Der andere Buchladen, Friedrichstr. 1; Tel.: 0202/442036
Schweiz: Bern: Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel.: 031/228218
Zürich: Limmatbuchh., Pinkus-Genossenschaft, Froschaugasse 7; Tel.: 01/2512674
Niederlande: E.R. Ruward B.V., Spui 231, NL-2511 BP Den Haag; Tel.: 070/658755
Österreich: Wien 1: Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel.: 0222/433221
Wien 10: Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel.: 0222/421234